P.O.germ.
1592 qi
Kirbach

Der lange Isaak.

Der lange Isaack.

Historischer Roman

aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges

von

Julius von Wickede.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Kapitel.

Stilleben in Lüneburg. Flucht des Bauers Bruhn . 7

Zweites Kapitel.

Das Lützow'sche Freicorps 64

Drittes Kapitel.

Ein trauriges Pfingstfest 111

Viertes Kapitel.

Die Herrschaft der Franzosen in Hamburg 180

Fünftes Kapitel.

Der Abmarsch der Landwehr 251

1.

Stillleben in Lüneburg. Flucht des Bauers Bruhn.

Die ſchöne Zeit der Freude über den Sieg der verbündeten Truppen ſollte in Lüneburg leider nur von ſehr kurzer Dauer ſein, denn ſchon in den nächſten Tagen kamen die Franzoſen unter dem General Montbrun mit verſtärkter Macht angerückt, und beſetzten abermals die ſo ſchwer geprüfte Stadt. Gar viele traurige Scenen ereigneten ſich nun wiederum in ihren Straßen, und eine Menge der wackerſten Bürger wurden zur ſchleunigſten Flucht gezwungen.

In dem kleinen Häuslein des alten Iſaack lag an ſeiner ſchweren Wunde der preußiſche Lieutenant Fritz von Daſſow noch immer hart darnieder. Ein heftiges Wundfieber raſte in dem Körper des jungen Kriegers, und raubte ihm in den erſten Tagen jegliche klare Erkenntniß ſeines Zuſtandes. Mit

wahrer christlicher Barmherzigkeit, wie sie auf dieser Erde nicht reiner und edler gefunden werden kann, pflegte Rebekka den verwundeten Officier, den das Schicksal auf so unerwartete Weise in ihr stilles Stüblein geführt hatte. Gar lange nächtliche Stunden saß sie voll sorgender Treue an dem Lager des oft in wilder Fieberhitze Phantasirenden und verrichtete musterhaft alle Dienste, die sein leidender Zustand erforderte. Mit zarter Hand trocknete sie ihm den Schweiß von der glühenden Stirn, ordnete sorgfältig wieder die Kopfkissen, die er in seinem unruhigen Umhergewälze so oft bei Seite geschoben, flößte ihm den kühlenden Labetrunk zwischen die bleichen Lippen ein, und legte nach des Arztes Vorschrift stets frische, mit Eiswasser gekühlte Verbände auf die schmerzende Wunde. Nur selten gönnte sie sich selbst die nöthige Ruhe, und dann mußte Susanne, die alte treue, verständige Magd, ihre Stelle am Lager des Kranken einnehmen.

Besorgt über diese große Anstrengung der geliebten Tochter, schüttelte der alte Isaack zwar mitunter den Kopf, und streichelte sie liebkosend über die wirklich durch die zu vielen nächtlichen Wachen schon etwas bläßer gewordenen Wangen, dringend dabei ermahnend, sich doch mehr die

nöthige Ruhe zu gönnen, ließ ihr aber im Uebrigen vollständig ihren freien Willen. Nachdem er sich am ersten Tage nach der Eroberung der Stadt durch die verbündeten Truppen die dringend gebotene Ruhe kaum nothdürftig gegönnt hatte, trieb es den Hausirer schon wieder hinaus auf die Haide zu mehrfachen Gängen. Sein nur aus Sehnen und Muskeln bestehender, von jeher äußerst abgehärteter Körper konnte die größten Anstrengungen trotz seiner Jahre ziemlich leicht ertragen, und so schonte er denn auch jetzt seine Glieder nicht im Mindesten. Aber nicht friedlichen Handelsgeschäften, wie sonst, galt jetzt seine Thätigkeit, sondern er wollte auf seinen Gängen mannigfache Erkundigungen über die politischen Verhältnisse einziehen, und dabei auch seine eigenen Geschäfte so ordnen, daß er, mit dem möglichst geringen Schaden für sein schwer erworbenes Vermögen, nöthigen Falls längere Zeit die Heimath meiden konnte. Sein großer Scharfblick täuschte den alten, vielerfahrenen Hausirer nicht über die höchst bedenkliche Lage, in der sich in diesen Gegenden die verbündeten Truppen trotz des bei Lüneburg erfochtenen Sieges der französischen Uebermacht gegenüber noch immer befanden. Er befürchtete nur zu sehr, daß die Stadt abermals in kurzer Frist geräumt werden

mußte, und wußte sicher, daß sein Schicksal die sofortige Erschießung sein würde, wenn er das Unglück haben sollte, den Franzosen in die Hände zu fallen. So machte er sich denn bald mit dem Gedanken vertraut, über kurz oder lang über die Elbe in das Mecklenburgische flüchten zu müssen, und war nun eifrigst besorgt, seine Verhältnisse demgemäß zu ordnen. Seine werthvollsten Waaren suchte er bei politisch unverdächtigen Handelsfreunden in sicheren Versteckplätzen zu verbergen, und strebte alle seine ausstehenden Gelder, wenn auch mitunter mit ziemlich beträchtlichen Verlusten, wieder einziehen zu können. Dabei vernachlässigte der alte wackere Mann aber Nichts, dessen Kenntniß für die Befehlshaber der verbündeten Truppen irgendwie von Nutzen sein konnte, und gab diesen im Laufe der folgenden Tage wiederholt mehrfache, sehr wichtige Nachrichten über die Stellungen der anmarschirenden französischen Truppen. Schon am nächsten Tage nach der Einnahme Lüneburgs hatte der General von Dörnberg den Hausirer zu sich beschieden, und ihm in Anwesenheit mehrerer angesehener Bürger und höherer Stabsofficiere ein ehrenvolles Zeugniß über seine bisherige Thätigkeit ausgestellt. Auch der Major von Borke, der ritterliche Führer des tapfern preußischen Füsilier-

Bataillons, hatte abermals darauf beſtanden, ihm die verſprochene Geldſumme auszahlen zu wollen. „Werden der gnädigſte Herr Major gütigſt zu verzeihen geruhen, daß ich das Geld nicht nehme. Wollen Sie nicht behalten die blanken Goldfüchſe in Ihrer Taſche, nun, ſo geben Sie ſie hin für die armen bleſſirten Soldaten, die können ſolche ſchon gebrauchen. Ich, der alte Iſaack, nehme nur Geld, was iſt ehrlich erworben im Handel und Wandel, aber nicht ſolches, was mir wird geboten im Dienſt für das Vaterland," erwiederte der Hauſirer aber nochmals, dabei ſeine gewöhnliche tiefe Verbeugung machend. Der Major von Borke verwandte aber auf dieſe edelmüthige Antwort ſogleich die dem Juden verſprochenen fünfzig Goldſtücke zum Ankauf von Erquickungen für die beim Sturme verwundeten preußiſchen und ruſſiſchen Krieger, und ſandte ihm die Quittung dafür mit einem Dankſagungsſchreiben, was dem Abſender eben ſo als dem Empfänger zu hohen Ehren gereichte.

Die Stunde des Abzuges der verbündeten Truppen hatte geſchlagen, denn ſchon war von den unabläſſig umherſtreifenden Koſaken der Anmarſch der franzöſiſchen Vorhut, die in einigen Stunden eintreffen konnte, gemeldet worden. Eben ſo wieder, wie erſt vor einigen Tagen, harrten die

geängstigten Einwohner der armen Stadt mit banger Sorge der Ankunft der Franzosen, und manche wackere Bürger, deren patriotischer Sinn zu bekannt war, als daß sie nicht das Aergste hätten befürchten müssen, wandten schweren Herzens dem häuslichen Herd den Rücken, und zogen mit den verbündeten Truppen über die Elbe in das mecklenburgische Gebiet. Auch der alte Isaack war wieder vollkommen gerüstet zum Abschiede, wer weiß, auf wie lange, von seinem Häuslein. Zuvor noch hatte er eine längere und inhaltsschwere Unterhaltung mit der weinenden Rebekka. Er wünschte dringend, daß auch die Tochter ihn begleiten und, so lange Lüneburg von den Franzosen besetzt bleiben würde, ihren Aufenthalt bei einer alten Tante, die im Preußischen wohnte, nehmen sollte, während die treue und verständige Magd inzwischen die Pflege des Verwundeten und die Sorge für das Hauswesen übernehmen konnte. Wider sein Vermuthen traf er bei seiner sonst so nachgiebigen Tochter auf den entschiedensten Widerstand hiegegen. Zwar stellte er ihr mit eindringlichen Worten vor, daß sie gar mannigfachen Unannehmlichkeiten, ja sogar selbst Gefahren ausgesetzt sein würde, wenn die Franzosen erst wieder in der Stadt hausten, allein es war dies vergeblich. „Der

Gott unserer Väter wird mich armes, schwaches Mädchen auch fernerhin beschützen, wie er mich bisher in seinen gnädigen Schutz genommen hat. Ist durch Gottes Willen nun einmal der arme verwundete Officier zu uns geführt worden, damit ich ihn pflegen und Alles anwenden soll, daß er bald wieder gesunde, so halte ich es nun auch für meine Pflicht, seine Pflege nicht fremden Händen anzuvertrauen, sondernbei ihm zu bleiben, so lange ihm meine Hülfe noch nothwendig ist. Also, Vaterleben, laß mich nur ruhig hier, und habe keine Sorge um Deine Tochter, die auch hier wie überall unter göttlichem Schutze steht," bat Rebekka, dabei den geliebten Vater recht klar und vertrauensvoll mit ihren großen dunklen Augen ansehend. Der alte Hausirer ehrte die Beständigkeit und dieses tiefe Gottvertrauen der geliebten Tochter zu sehr, und erkannte in ihrem ganzen Charakter überhaupt zu Vieles, was mit dem seinen selbst harmonirte, als daß er nicht zuletzt — wenngleich innerlich widerstrebend, ihren Bitten gewillfahrtet hätte. „So möge Jehovah, unser Gott, Dir gnädig sein, und Du es nicht bereuen, daß Du jetzt allein am Lager des verwundeten Christenjünglings zurückbleibst, während Dein alter Vater ohne Dich in die Fremde hinauspilgern muß," sprach er mit

tiefer Rührung zu der vor ihm niedergebeugten, laut weinenden Tochter, dabei wie segnend seine knochigen, durcharbeiteten Hände auf deren Haupt legend. Ohne noch ein weiteres Wort zu sprechen, schnallte nun der Hausirer seine vollgefüllte Geldkatze um den Leib, nahm seinen Krückstock und verließ, von seinem treuen Spitz gefolgt, mit hastigen Schritten sein Haus, um mit dem abziehenden Heereshaufen des Generals von Dörnberg Lüneburg den Rücken zu kehren.

In tiefe Gedanken versunken, setzte sich die weinende Rebekka wieder an das Lager des verwundeten Officiers, der am heutigen Abend zuerst vom Wundfieber befreit und nunmehr in einen ruhigen, erquickenden Schlummer versunken war. Gar verschiedene Gefühle durchwogten jetzt die Brust des Mädchens. Es erschien ihr mitunter wie ein schweres Unrecht, jetzt den alten Vater verlassen zu haben, und hier zur Pflege des ihr fremden Officiers zurückgeblieben zu sein. Sie stellte sich selbst die quälende Frage, ob wirklich allein nur wahre Barmherzigkeit sie an diesen Platz fessele, oder ob nicht auch ein anderes, ihr noch unklares Gefühl mächtig zu ihrem Zurückbleiben mitgewirkt habe. Bisher hatte der verwundete Officier noch kein zusammenhängendes

Wort gesprochen, denn die Fieberhitze verwirrte seine Phantasie; sein Charakter, sein Gemüth und Herz waren der jungen Jüdin daher noch völlig fremd, und doch fühlte sie immer mehr, daß sich in ihrer Brust Empfindungen für ihn zu regen begönnen, wie sie solche bisher, den über Alles geliebten Vater ausgenommen, noch für keinen einzigen Menschen jemals gehegt hatte. War dies nur wahres Mitleiden — oder war es gar die Liebe in ihren ersten, nur schwachen und doch wieder dabei so starken Anfängen? Sie wußte es selbst nicht, ja wollte es auch nicht wissen, und vermochte dennoch trotz aller Mühe, die sie sich gab, den Gedanken hieran nicht zu verbannen.

Und wie sie nun so sinnend am Lager des Kranken saß, und ihr schönes Auge mit trauerndem Ausdruck auf dessen bleichen Zügen ruhte, da schreckten sie plötzlich hastige Männertritte und rasselndes Säbelgeklirre aus ihren Träumereien gar unsanft auf. Sollten jetzt schon die Franzosen in die Stadt eingedrungen sein und ihre Schergen so schnell kommen, um den verwundeten preußischen Officier in die Gefangenschaft zu schleppen? Sie konnte dies kaum befürchten, denn noch vor kurzer Zeit war Susanne bei ihr gewesen, und hatte erzählt, daß die preußische Nachhut noch die Straßen

besetzt hielte, während die übrigen Truppen schon im vollen Abmarsch begriffen wären. Rasch ward die Thür aufgerissen, so daß von diesem Geräusch der Verwundete aus seinem Schlummer erwachte, und in seinen Mantel gehüllt trat ein preußischer Officier mit den Worten: „Liegt hier der Lieutenant von Dassow?" in das Stüblein.

Es war der Lieutenant Josias Habermann, der in hastiger Eile noch kam, um von dem verwundeten Freund einen herzlichen Abschied zu nehmen, bevor er mit der letzten Nachhut der preußischen Füsiliere Lüneburg verlassen mußte. Der Zufall hatte es gefügt, daß dieser Officier bisher auf Feldwache außerhalb der Stadt commandirt gewesen, und auch sonst zu mannigfach durch dienstliche Pflichten in Anspruch genommen wurde, so daß es ihm bisher nicht gelingen wollte, sich nach dem Befinden seines „Pylades" zu erkundigen. Er hatte nur gehört, daß dieser in das Haus eines jüdischen Hausirers aufgenommen worden sei, und bei dem tiefen Vorurtheil, welches er als strenggläubiger protestantischer Theologe gegen alle Juden hegte, hatte er ihn ob dieses Zufalls nicht wenig beklagt. In einem jüdischen Hause krank liegen zu müssen, dünkte ihm ein schreckliches Schicksal zu sein, denn er stellte sich ein solches als

einen Sitz des Schmutzes, der Unordnung, Rohheit und des widerlichen Schachergeistes vor. Wenn es ihm irgend möglich war, wollte er die letzten, ihm vergönnten freien Augenblicke nun dazu benutzen, um seinen Freund in ein anständiges christliches Bürgerhaus einquartieren zu lassen. Wie erstaunte er aber, wie wollte er kaum seinen Augen trauen, und hätte sicherlich geglaubt fehlgegangen zu sein, wenn er nicht sogleich den Verwundeten erkannt, da Alles, was er jetzt sah, in so völligem Widerspruch stand mit dem, wie er sich solches in seinen Gedanken vorgestellt hatte. Das kleine Zimmer sah so sauber, so behaglich, ja selbst geschmackvoll eingerichtet aus, das Bett, auf dem sein Freund lag, war mit so blendend weißen Ueberzügen überzogen, daß Alles selbst in der vornehmsten Familie nicht besser oder wenigstens nicht reinlicher und ordentlicher hätte sein können. Und welche wunderbar schöne Mädchengestalt stand am Kopfende des Lagers. Das Licht der Nachtlampe, die sie in der Hand hielt, fiel gerade mit begrenztem, aber gedämpftem Schein auf das Gesicht von Rebekka, und in dieser so überaus günstigen Beleuchtung mußte ihre ohnehin schon so schöne und edle Erscheinung freilich einen gewaltigen Eindruck auf den im höchsten Grade

davon überraſchten jungen Officier ausüben. So ſehr ward ſein Auge davon hingezogen, daß er wirklich faſt im erſten Augenblick es unterließ, an das Bett ſeines jetzt erwachten Freundes, der ihm mit ſchwachem Lächeln ſeine Hand zur Begrüßung hinſtreckte, zu treten.

Aber auch der Verwundete, der jetzt zuerſt ein klares Bewußtſein erhielt, wo er ſich denn eigentlich befand, ward von der Erſcheinung Rebekka's nicht wenig ergriffen. „Sieh, dies hier iſt der Engel, der mich bisher mit ſo unendlicher Güte verpflegt hat und deſſen Hülfe ich wahrſcheinlich allein die Rettung meines Lebens verdanke. Gottes Gnade hat mich in ein Haus gebracht, wo ich die beſte Pflege, die es nur giebt, erhalte," ſprach er mit matter Stimme zu dem ſchweigenden Freunde, dabei deſſen Rechte herzlich drückend. Eine hohe Röthe der Beſchämung überzog bei dieſem Lob das bisher ſo bleiche Geſicht der ſchönen Rebekka, und leiſe das Haupt verneigend, antwortete ſie ſchüchtern: „Nicht doch, Herr Officier, Ihr Lob verdiene ich ja nicht, denn ich that nur meine Pflicht gegen Sie, der ſo muthig für die Rettung unſerer Stadt gefochten hat. Doch die Herren haben ſich zum Abſchiede gewiß noch ſo Manches zu ſagen, wobei ich nicht ſtören will." Mit dieſen

Worten ſchlüpfte ſie behende aus dem Zimmer. Einen glühenden Blick warf noch der Lieutenant Habermann der Scheidenden nach, denn ihr Anblick hatte plötzlich eine Leidenſchaft in ſeiner Bruſt entzündet, von der er bisher kaum eine Ahnung gehabt.

Der Abſchied der beiden Freunde durfte nur kurz ſein, denn ſchon in der nächſten Viertelſtunde mußte der geſunde Officier mit den letzten Truppen abmarſchiren, war aber dafür ungemein herzlich. Bitter beklagte der Verwundete ſein Loos, daß er gleich beim Beginn des Krieges auf ſo lange Zeit dienſtunfähig geworden ſei, und jetzt nicht mit den Kameraden hinaus zum fernern Kampfe, wie er es ſo dringend wünſche, ziehen könne. Auch die Furcht, vielleicht gar in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft zu gerathen, peinigte ihn ſehr, und wenn er nicht ſelbſt die Unmöglichkeit eingeſehen hätte, in ſeinem jetzigen Zuſtand auch nur eine Meile weit transportirt zu werden, ſo hätte er gewiß dringend darauf beſtanden, daß man ihn auf einen Wagen laden und mit fortnehmen ſolle. Ungleich zerſtreuter, wie es bei der wahren und innigen Freundſchaft, die er für Fritz von Daſſow fühlte, ſonſt entſchieden der Fall geweſen wäre, hörte jetzt Joſias Habermann die Klagen des Freundes an. So

ſehr er auch dagegen ankämpfte, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß ſeine Gedanken immer von Neuem wieder zu der ſchönen Jüdin, die er vorhin hier am Bette geſehen, zurückkehrten. Er ſuchte ſo gut wie möglich den betrübten Freund zu tröſten, redete ihm die Furcht aus, daß er noch in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen würde, und pries ihm Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die ihn jetzt eine ſo ſorgſame Pflegerin zugeführt hatte. „Und hier, Fritz, nimm dies Neue Teſtament, und wenn Dein Zuſtand es ſpäter erlaubt, dann lies recht fleißig darin, und bete, daß Gott die Verſuchung, die oft in der verführeriſchſten Geſtalt ſich uns nahet, ſtets von Dir fern halten möge," ſprach er zuletzt noch mit eigenthümlichem Tone, als ſchon ſein Burſche mit der dringenden Mahnung, zu kommen, da bereits die letzte preußiſche Compagnie im Abmarſch begriffen ſei, in das Zimmer geſtürzt kam. Noch ein herzlicher Händedruck, ein warmer Freundeskuß auf die Lippen des Verwundeten, und der Lieutenant Habermann verließ eiligſt das Zimmer. Auf der Hausflur traf er zu ſeiner Freude Rebekka. „Gott wird Ihnen lohnen, Jungfer, was Sie für meinen Freund bereits gethan haben und noch fernerhin thun werden — meinen Dank nehmen Sie ſchon

jetzt, wie meine Gedanken stets bei Ihnen weilen werden," waren seine in Hast noch gesprochenen Worte zu dieser, wobei seine Augen auf ihr ruhten, als wollten sie in die Tiefe ihrer Seele eindringen. Die lauten Flügelhörner der dicht neben dem Hause durch das Lüner Thor abmarschirenden letzten preußischen Füsilier-Compagnie übertäubten jede weitere Erwiederung der Jüdin, und mahnten dringend den jungen Officier an seine militärische Pflicht. In vollem Laufe stürzte er zu den Truppen hin, betroffen aber sah ihn Rebekka nach, denn ihr inneres Gefühl sagte ihr, daß sie einen besondern Eindruck auf den so eigenthümlich erregten jungen Officier gemacht haben müsse. Noch lange stand sie sinnend an die Hausthür gelehnt und lauschte den immer ferner ertönenden Gesängen, mit denen die abmarschirenden preußischen Füsiliere sich die Langweiligkeit des nächtlichen Marsches zu verkürzen strebten. Welche mannigfache Eindrücke hatte das bisher in so friedlicher Unschuld und harmloser Einförmigkeit dahinlebende junge Mädchen in den letzten Tagen empfangen und wie wunderbar schnell waren Empfindungen in ihrer Seele aufgetaucht, die derselben bisher so gänzlich fern gewesen waren. Ein inbrünstiges Gebet zu ihrem Gott, daß er in seiner Allweis-

heit Alles zum Guten lenken möge, gab ihr bald die nöthige Ruhe zurück, und leise trat sie wieder an das Lager des verwundeten Officiers, ihre Samariterpflicht auch während dieser Nacht dort getreulich zu erfüllen. Sanft war der Kranke wieder eingeschlummert, und mit Freude bemerkte ihr Auge, daß die Farbe der zurückkehrenden Gesundheit seine noch immer so eingefallenen Wangen zu röthen beginne. Auf der Decke des Bettes lag das kleine Neue Testament, welches der Lieutenant Habermann vorhin dem Freunde zurückgelassen hatte. Voll Interesse griff die Jüdin danach, und der hehre und hohe Inhalt, wie die erhabene Poesie der Sprache fesselten sie so gewaltig, daß sie fast die ganze Nacht mit eifrigem Lesen darin verbrachte. Neue Beruhigung schöpfte ihre Seele daraus, und als beim Grauen des Tages sich auch endlich ihre müden Augen schlossen und sie, das Köpflein in die Lehne des alten bequemen Lehnstuhles, den sie sich an das Bett gerückt hatte, gedrückt, in einen erquickenden Schlummer verfiel, schwebte ein sanftes Lächeln des Glücks auf ihrem Gesichtchen.

Mit Trommelschall und Trompetenklang marschirte schon am folgenden Morgen, nachdem die letzten Preußen und Kosaken erst in der Nacht die

Stadt verlaſſen hatten, der General Montbrun an der Spitze von 6000 Mann franzöſiſcher Truppen in Lüneburg ein. Die traurigen Scenen, welche der Einmarſch des Generals Morand vor kaum einer Woche herbeigeführt hatte, erneuerten ſich abermals, und wer von den patriotiſch geſinnten Bürgern nicht geflohen war, der mußte befürchten, arretirt und dann vor ein franzöſiſches Kriegsgericht, welches mit ſeinen Todesurtheilen ſchnell bereit war, geſtellt zu werden. Die Botſchaft, welche der inzwiſchen über die Elbe in das mecklenburgiſche Gebiet zurückmarſchirte General von Dörnberg dem franzöſiſchen General Montbrun zukommen ließ, daß er, falls nicht eine mildere Behandlung der Bürger einträte, Wiedervergeltung an den vielen in ſeiner Gewalt befindlichen franzöſiſchen Soldaten ausüben und für jeden erſchoſſenen Lüneburger auch einen gefangenen Officier erſchießen laſſen würde, verhinderte aber, daß dieſe Todesurtheile auch wirklich vollzogen wurden. Die meiſten Eingezogenen kamen mit dem bloßen Schreck davon, und wurden größtentheils ſchon nach einigen Tagen wieder entlaſſen, wie denn überhaupt jetzt die Franzoſen verhältnißmäßig ziemlich milde in Lüneburg auftraten.

Einige Tage nach dieſem Einmarſch erſchien

auch ein franzöſiſcher Sanitätsofficier in dem Hauſe des Hauſirers, um genaue Erkundigungen über das Befinden des dort in Pflege befindlichen verwundeten preußiſchen Officiers anzuſtellen und danach zu beſtimmen, ob ſolcher ſchon den Weitertransport in die franzöſiſche Gefangenſchaft zu ertragen vermöge. Ein jäher Schreck durchzuckte die arme Rebekka, als dieſer Franzoſe bei ihr eintrat, und gewaltſam mußte ſie ſich zuſammennehmen, um ihm gegenüber die nöthige Faſſung zu behaupten. Hatte ſich zwar der Zuſtand des Lieutenants von Daſſow einigermaßen gebeſſert, ſo war er doch noch immer höchſt gefährlich, und nun gar die moraliſche Aufregung, in welche der Kranke jedenfalls gerieth, wenn er ſeinen Transport in franzöſiſche Gefangenſchaft, die er wie den Tod fürchtete, erfuhr, konnte nur im höchſten Grade ſchädlich auf ihn einwirken. Trotz ihrer ſo ſehr ideellen Geiſtesrichtung entbehrte Rebekka in mancher Hinſicht wieder nicht den praktiſchen Sinn, der faſt alle Töchter und Söhne des Stammes Iſrael gewöhnlich in einem ſo hohen Grade auszuzeichnen pflegt. Sie verſuchte den franzöſiſchen Militärarzt durch eine Geldbeſtechung für ihre Wünſche gefügiger zu machen, und wußte dies mit ſo großer Gewandtheit auszuführen, daß ſie ihren Zweck auch voll-

kommen erreichte. Der galante Franzoſe ward durch die Bitten des ſchönen Mädchens ſehr geſchmeichelt, ein Geſchenk von einigen Goldſtücken, die ſie auf geſchickte Weiſe ihm in die Hand zu drücken wußte, that auch ſeine volle Wirkung; kurz, er entſchloß ſich nach oberflächlicher Beſichtigung des Verwundeten, ein amtliches Zeugniß auszuſtellen, daß dieſer viel zu ſchwer bleſſirt ſei, um einen Transport in die Gefangenſchaft ertragen zu können, ja daß ein ſolcher überhaupt nicht mehr der Mühe lohne, daß ſelbſt im Fall ſeiner Wiederherſtellung der Officier, als vollſtändiger Invalide, doch keine ferneren Kriegsdienſte mehr leiſten könnte. Voller Freude empfing Rebekka dies koſtbare Document, denn es ſicherte ihren Schützling vorläufig wenigſtens auf geraume Zeit vor Gefangenſchaft, und gab ihr volle Freiheit, ihn nach beſten Kräften zu pflegen. Dies aber ſo viel als irgend möglich zu thun, war ſie nun auch feſt entſchloſſen.

Still, und von dem äußern Geräuſch des ſtädtiſchen Treibens ganz abgeſchloſſen, lebte das junge Mädchen nun in ihrem kleinen, abgelegenen Häuschen, und da die Magd alle Gänge in die Stadt that, ſo betrat ihr Fuß oft in mehreren Wochen nicht das Pflaſter der Straßen. Ihre ganze Zeit

fast gehörte der Pflege des Kranken, und müßigte sie sich mitunter einige Stunden davon ab, so verbrachte sie solche in dem kleinen Hausgärtchen, dort die frische, erquickende Frühlingsluft mit vollen Zügen genießend, und sich mit wahrer Freude an den überall jetzt sprossenden und keimenden Pflanzen erfreuend. Wie schön und wonnevoll erschien ihr in diesen Stunden der Frühling mit seinen tausendfachen Reizen, und innig dankte sie es dem Schöpfer, daß er die wahre Empfänglichkeit für die Freuden der Natur in ihre Seele gelegt hatte. Auch von dem geliebten Vater, an dem sie mit der vollen warmen Kindesliebe hing, empfing sie mitunter auf weiten Umwegen zufriedenstellende Nachrichten, die sie sehr erfreuten. Er hielt sich jetzt für gewöhnlich in der, vier Meilen von Lüneburg, hart an der Elbe gelegenen kleinen mecklenburgischen Stadt Boitzenburg auf, die von den alliirten Truppen noch besetzt war, und verwandte seine freie Zeit größtentheils, um Einkäufe an Lebensmitteln für das Corps des Generals von Dörnberg, der ihm jetzt in jeder Hinsicht das unbedingteste Vertrauen schenkte, zu besorgen.

Wenn auch nur sehr langsam, denn der Hieb des französischen Gensdarmen hatte mächtig getroffen, so besserte sich doch sonst das Befinden

des verwundeten Lieutenants Fritz von Dassow von Tage zu Tage immer mehr. Die vortreffliche Pflege, für die Rebekka mit unermüdeter Sorgfalt stets thätig war, und seine eigene, bisher ungeschwächte Jugendkraft, verbunden mit der Behandlung eines geschickten Lüneburger Chirurgen, bewirkten, daß die Röthe der Gesundheit immer mehr auf sein Gesicht zurückkehrte, seine bisher so tiefliegenden Augen wieder an Glanz gewannen, und auch seine frühere Lebenslust und Heiterkeit sich wieder bei ihm einstellten. Schon konnte der Verwundete täglich mehrere Stunden aufrecht im Bette sitzen und ganz vergnüglich mit seiner holden Pflegerin plaudern, ja, den ersten Maitag feierte er dadurch, daß er sein Lager verließ und im Garten an einer besonders sonnigen, geschützten Stelle sich einige Zeit auf eine Bank niederließ. Welche unendliche Freude war es für Rebekka, als sie ihren Schützling jetzt wieder so weit hergestellt sah, und überreich fühlte sie sich dadurch für die viele Mühe der Wartung, die sie seiner Pflege gewidmet hatte, belohnt. In ihren bisher ihr selbst noch so unklaren Empfindungen für den Officier war allmälig eine merkliche Veränderung eingetreten. Sie war dem jungen, leichtblütigen, muthigen Jüngling noch immer aus vollem Her-

zen gewogen, hegte die aufrichtigste Theilnahme für sein jetziges und ferneres Wohlergehen, und scheute sicherlich kein Opfer, wenn sie ihm nur einige vergnügte Augenblicke dadurch bereiten konnte, aber das tiefere, so nahe der Liebe verwandte Gefühl, welches sie anfänglich für ihn empfunden hatte, war allmälig immer mehr verblaßt. Sobald der Officier wieder wohler ward, und täglich immer längere Zeit mit ihr verplaudern konnte, bemerkte Rebekka nur zu sehr, welch bedeutender Unterschied zwischen ihrer ganzen beiderseitigen Richtung bestand. Fritz von Dassow, so persönlich muthig und in jeder Hinsicht ehrenwerth er auch sonst war, besaß im Allgemeinen nur eine geringe Neigung für eine höhere geistige Unterhaltung, und liebte es gar nicht, in die Tiefe irgend einer wissenschaftlichen Richtung einzudringen. Es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand, und er besaß besonders auch eine Fülle von frischem Mutterwitz, aber jedes weitere höhere Streben, und gar ein Ringen nach ideellen Schätzen, war ihm vollständig fremd. Rebekka, die, bei ihrer gänzlichen Unkenntniß des Lebens, anfänglich geglaubt hatte, dieser schöne Officier, der so muthig wie ein Held aus alter Zeit gefochten, müsse nun auch ein geistig bedeutender, wissenschaftlich hochgebildeter

Mann sein, der in dieser Hinsicht weit über ihr stehe, und von dem sie selbst Anregung und Belehrung empfangen könne, fand sich von Tage zu Tage, je mehr sich dessen körperliches Befinden besserte, immer stärker hierin enttäuscht. Auf eine geistig lebendige Unterhaltung, oder nun gar auf eine Förderung ihrer eigenen Ausbildung, mußte sie in ihrem persönlichen Verkehr mit dem jungen Officier vollständig verzichten; dies erkannte sie nur zu bald. Der Lieutenant plauderte gern und viel mit seiner schönen Pflegerin, schilderte ihr lebendig seine frühere Jugendzeit, wußte durch seine launigen Erzählungen aus seinem Studenten- und Militärleben gar oft ein leichtes Lächeln auf ihrem sonst immer so ernsten Gesicht hervorzurufen, und erregte ihr warmes Mitgefühl durch die herzliche Liebe, mit der er von seiner Familie sprach, aber sobald sie die Unterhaltung auf irgend einen geistigen oder gar wissenschaftlichen Gegenstand zu bringen versuchte, ward er einsilbig, zerstreut, und zeigte nur zu bemerklich seine Langeweile oder gar vollständige Unkenntniß. „Wer wollte sich mit solchen unnützen Dingen wohl den Kopf zerbrechen," oder „davon weiß ich Nichts, und interessire mich auch verzweifelt wenig dafür," war seine gewöhnliche Redensart, wenn er

ein derartiges Gespräch gern abzubrechen wünschte. Stets aber pflegte er bei solchen Gelegenheiten hinzuzufügen: „Für meinen Freund, den Josias Habermann, wäre das eine passende Unterhaltung, und der könnte Ihnen die beste Auskunft darüber geben; das ist so ein Gelehrter, der Alles weiß, und der gewiß wieder, sobald der Krieg erst beendet ist, den Soldatenrock schnell ausziehen und in sein Studirstübchen zurückkehren wird." Fast unwillkürlich schwand nach solchen Aeußerungen das Interesse der jungen Jüdin für den Lieutenant von Dassow, und lenkte sich mehr auf seinen abwesenden Freund hin. Auch in seiner Lectüre zeigte der Verwundete einen ungemein verschiedenen Geschmack von dem seiner Pflegerin. Sie hatte anfänglich wohl versucht, ihm die Langeweile durch Vorlesen mit verkürzen zu helfen, und dazu ihre Lieblingsschriftsteller, Schiller, Goethe, Klopstock und vor Allen den von ihr so hochverehrten Lessing, gewählt, damit aber bei dem geduldig zuhörenden Officier nur große Langeweile erregt. Nur das Stück, „Minna von Barnhelm", von Lessing, und die kriegerischen Scenen, welche Schiller mit so großer Meisterschaft zu schildern versteht, behagten seinem Geschmack; alles Andere aber war ihm langweilig oder gar unverständlich. Nach

einigen Versuchen, welche Rebekka in dieser Hinsicht gemacht hatte, stand sie bald, vollständig enttäuscht, für immer davon ab. Die Bücher aber, welche der Lieutenant sich bei seiner allmäligen Wiederherstellung aus einer Leihbibliothek in der Stadt hatte holen lassen, und die seinem Geschmacke am Besten zusagten, waren entweder so trivial oder gar auch zweideutig, daß sie solche schon nach dem Lesen einiger Seiten stets verächtlich wieder aus der Hand warf. Es wäre ihr rein unmöglich gewesen, ein solches Buch ganz zu lesen, oder nun gar vorzulesen. So machte sich auch hierin die tiefe geistige Kluft, die zwischen Beiden bestand, nur zu bemerklich.

Auch für das Lesen des Neuen Testaments, welches ihm sein Freund zurückgelassen hatte, schien der junge Officier nur geringe Neigung zu fühlen. „Was soll ich mit diesem geistlichen Buche, ein Pfarrer will ich ja doch nicht werden, und so brauche ich die Bibel auch nicht auswendig zu wissen. Zu meiner Confirmation habe ich ohnehin schon genug Verse lernen müssen. Da sollten Sie meinen Freund kennen, der, glaube ich, weiß die ganze Bibel auswendig, und hat selbst während des Marsches jeden Tag hier in diesem Buche gelesen," scherzte er, als sich das Mädchen einmal

verwundert darüber aussprach, daß sie ihn noch niemals darin lesen gesehen habe. Nun war zwar Rebekka eine strenge Jüdin, und Nichts hätte sie bewegen können, ihrer Confession untreu zu werden, aber in diesem Neuen Testament las sie doch gern, und seit sie erfahren, daß auch der Lieutenant Josias Habermann so vielfach dies Buch benutzt hatte, las sie fast unwillkürlich darin noch häufiger und lieber. „Ich glaube wirklich fast, Sie wollen noch am Ende sich taufen lassen und eine Christin werden, daß Sie gar so fleißig hier in diesem Neuen Testamente lesen," scherzte der Officier einst, als er zufällig bemerkt hatte, daß seine Pflegerin mehrere Stunden unausgesetzt mit dem größten Eifer wieder in dem kleinen Buche gelesen hatte.

Mit einem ernsten, fast zürnenden Ausdruck ihres Gesichts, wie er solchen noch niemals bei ihr bemerkt hatte, sah Rebekka den Frager bei diesem unzeitigen Scherze an, und würdevoll war der Ton ihrer Stimme, mit der sie sprach: „Der Wille Gottes, dem wir Alle unser Dasein verdanken, hat mich als Jüdin geboren werden lassen, und als solche werde ich sicherlich auch sterben, denn jeder Religionswechsel widerstrebt meinem ganzen Gefühle auf das Entschiedenste. Aber auch

als Bekennerin des moſaiſchen Glaubens ſtrebe ich danach, alle meine Pflichten gegen meine Nächſten zu erfüllen, und ich hoffe zuverſichtlich, daß es Gottes Wille nicht iſt, daß ich meines Glaubens wegen ihm weniger nahe ſtehe. Hier in dem Neuen Teſtamente aber werde ich ſtets mit wahrer Erbauung leſen, weil ich es für das edelſte und beſte Buch, das jemals zu irgend einer Zeit oder in irgend einem Volke geſchrieben wurde, erkenne."

Beſchämt und verwirrt über dieſe Zurechtweiſung ſchwieg der Lieutenant, und es dauerte faſt einige Tage, bis Beide die frühere freundſchaftliche Unbefangenheit in ihrem gegenſeitigen Verkehr wieder gewinnen konnten.

Daß ein Mädchen von der Tiefe des Geiſtes, die Rebekka beſaß, bei einer ſo gewaltigen Kluft, wie hierin zwiſchen ihr und dem Lieutenant von Daſſow beſtand, für Letztern keine leidenſchaftliche Liebe empfinden konnte, ſobald ſie erſt ſelbſt dieſen Unterſchied vollſtändig erkannt hatte, war natürlich. Aber auch der Officier ſelbſt that nicht das Mindeſte, um eine ſolche Liebe, wenn ihre zarten Keime wirklich anfänglich auch wohl vorhanden geweſen ſein mochten, weiter zu nähren. Er hätte kein feuriges Männerherz in ſeiner Bruſt haben müſſen, wenn ihm nicht die wirklich ſeltene Schönheit ſei-

ner treuen Pflegerin und der Zauber der Anmuth, der Alles, was sie that, umgab, in hohem Grade entzücken sollte. So bewunderte er sie aufrichtig, gestand sich oft selbst, daß er ein so hübsches Mädchen noch niemals gesehen habe, aber zu einem andern Gefühle, als das der größten Dankbarkeit für die aufopfernde Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, und daraus hervorgehend einer wahren und treuen Freundschaft, kam es bei ihm nicht im Mindesten. Zu einer oberflächlichen Liebelei, zu einer flüchtigen Verbindung, wie er solche wohl früher schon einige Male mit hübschen Bürgermädchen gehabt hatte, stand ihm Rebekka viel zu hoch, und er fühlte selbst, daß sie nicht zu einer solchen paßte. Eine ernste Leidenschaft aber jetzt schon zu empfinden, lag nicht in der ganzen Natur des jungen Officiers. Wozu hätte auch eine solche wohl bei ihm führen sollen? Er selbst hatte nicht die allermindeste Neigung, sich schon so bald in das Joch der Ehe, wie er es nannte, zu begeben, sondern betrachtete das Schwert an seiner Linken, mit dem er, sobald seine Kräfte ihm dies nur wieder gestatten konnten, unablässig gegen die Franzosen, diese alten Erbfeinde seines Vaterlandes, kämpfen wollte, als seine Braut, der er feste Treue zugeschworen hatte. An eine eheliche

Verbindung mit der schönen Rebekka hätte er auch unter keinen Umständen denken können, denn sie, die Tochter eines jüdischen Hausirers, und er, der preußische Officier und der Sohn einer altadeligen Familie, solch ein Unterschied des Standes war zwischen Beiden zu groß, als daß er jemals hätte ausgeglichen werden können. Der Lieutenant war in aristokratischen Ansichten aufgewachsen, und diese waren so fest in ihn eingedrungen, daß er selbst es gar nicht für möglich gehalten haben würde, auch nur einen Augenblick den Gedanken zu hegen, eine Jüdin heirathen zu können. Für immer hätte ihn solch ein Schritt mit seiner gesammten Familie entzweit, seine Eltern hätten nun und nimmermehr ihre Einwilligung zu einer derartigen Verbindung ertheilt, und er liebte diese viel zu innig, als daß er jemals hätte Etwas thun sollen, was sie entschieden mißbilligen würden. So sehr das in unserer vaterländischen Geschichte ewig denkwürdige Jahr 1813 auch in der vollen warmen Opferfreudigkeit des größten Theils des deutschen Volkes hoch über unsere matte, nur materiell rechnende Gegenwart steht, so waren die Standesunterschiede doch damals noch ungleich schärfer, und eine Durchbrechung derselben viel schwieriger und seltener, als dies jetzt schon der

Fall ist. Der Geist der Zeit hat hierin in den letzten fünfzig Jahren schon unendlich Vieles ausgeglichen, und wird dies sicherlich in Zukunft noch immer mehr thun, so daß nach späteren fünfzig Jahren kaum wohl noch ein schwacher Ueberrest des deutschen Adels vorhanden sein dürfte.

Diese völlige Unbefangenheit des jungen Officiers hinsichtlich eines jeden zärtlichern Gefühls gegen seine schöne Pflegerin erleichterten dieser den Verkehr mit ihm ungemein, und sie dankte Gott oft innig, daß er es so gefügt habe. So lebten denn die beiden jungen Leute, trotz des Unterschiedes in ihrer Bildung und geistigen Richtung, in den nächsten sechs Wochen ein sehr friedliches, einträchtiges, ja, so weit es unter solchen äußeren Umständen nur sein konnte, selbst heiteres Leben mit einander. Der Lieutenant konnte täglich schon immer längere Zeit sein Bett verlassen und die milde, sonnige Frühlingsluft in dem kleinen Hausgärtchen genießen. Er hatte sich einen Civilanzug machen lassen, nicht ohne schmerzliches Opfer seiner Eitelkeit den eben erst gewachsenen Schnurrbart abrasirt, und vermied sorgfältig Alles, was irgendwie den preußischen Officier in ihm verrathen konnte. Da er überdies das Haus oder den Garten niemals verließ, und es überhaupt sehr vermied,

ſich fremden Blicken zu zeigen, ſo kümmerten die in Lüneburg wieder garniſonirenden Franzoſen ſich weiter nicht um ihn, und es ſchien, als ſei er vollſtändig bei dieſen in Vergeſſenheit gerathen. Auch Rebekka erholte ſich erſichtlich wieder von den vielen aufreibenden Eindrücken der letzten Zeit, das ſanfte Roth kehrte auf ihre Wangen zurück, ihre wundervollen Augen erhielten auf's Neue den frühern Glanz, da die angreifenden Nachtwachen an dem Lager des Verwundeten jetzt ſchon ſeit mehreren Wochen unnöthig waren, und wie ein zartes Roſenknösplein erblühte ſie wieder in ihrer ſeltenen Schönheit. Zu ihrer eigenen Verwunderung faſt ertappte ſie ſich oft und immer wieder öfters dabei, daß ihre Gedanken wie unwillkürlich bei dem Lieutenant Habermann, den ſie damals nur ſo wenige Augenblicke geſehen, von dem ſein Freund ihr aber ſchon ſo Vieles und Gutes erzählt hatte, verweilten. Sie wußte es ſelbſt eigentlich nicht recht, weshalb ſie ein ſo außergewöhnliches Intereſſe für dieſen, ihr doch ſonſt ſo fremden Mann hege, und doch konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß dies der Fall ſei. Nachrichten von ihm waren bisher noch gar nicht in Lüneburg eingetroffen, und ſo wußte auch Fritz von Daſſow nicht, wie es ſeinem Freunde erginge, und wo ſich derſelbe

mit dem Truppentheil, dem er jetzt angehörte, nunmehr befinde. Es war überhaupt in gegenwärtiger Zeit ungemein schwierig, Nachrichten irgend einer Art aus den von den verbündeten Truppen besetzten Landestheilen zu empfangen, und selbst der Gewandtheit des alten Isaack gelang es nur selten, ein kleines offenes Zettelchen aus Boitzenburg seiner Tochter zukommen zu lassen. Diese Ungewißheit über die Lage der Seinigen, denn auch von seinen Eltern hatte der Lieutenant von Dassow bisher noch keine Nachricht empfangen, drückten oft schwer auf sein Gemüth, und trübten die ihm sonst angeborene sorglose Heiterkeit, die mit der wieder zurückkehrenden Gesundheit sich auch immer mehr bei ihm einstellen wollte. Dazu kamen die betrübenden Nachrichten, die von dem Hauptheere der verbündeten Truppen in Sachsen einliefen, und von den Franzosen absichtlich mit der größten Ausschmückung in Lüneburg verbreitet wurden. Wie nun gar zur Feier des über die Preußen und Russen bei Lützen erfochtenen Sieges die Glocken von allen Thürmen geläutet werden mußten, und der französische Commandant der Stadt eine dreimalige Freudensalve aus den aufgestellten Geschützen erdröhnen ließ, da schnitten diese Klänge schmerz-

licher in das Herz des Officiers, als dies jemals das Meſſer des Chirurgen in ſeine Wunde gethan hatte. Wäre ihm dies nicht zu unmännlich erſchienen, er hätte faſt in Thränen ausbrechen müſſen, und doch däuchte es ihm ſelbſt, als ob ſeine Augen von einem bittern Naß getrübt würden. Wie tief beklagte er es dann, daß ſeine Wunde ihn immer noch mit gebietendem Muß auf ſein müſſiges Krankenlager hier feſſelte, und er nicht fort und immer wieder fort kämpfen konnte gegen den ſo unſäglich gehaßten Feind, bis er den vollſtändigen Sieg erringen geholfen, oder ſelbſt den Soldatentod gefunden hatte. In ſolchen Augenblicken der kriegeriſchen Begeiſterung erſchien der Lieutenant wieder der Jüdin in dem ideellen Lichte, in dem ſie ihn anfänglich nach ſeiner Verwundung geſehen hatte. Sie fand ihn großartig und bewundernswerth, und es war und blieb ihr ſtets ein unerklärliches Räthſel, daß derſelbe Mann, der ſo edlen Gefühlen zugänglich war, der ſich ſtets bereit zeigte, ſein innerſtes Herzblut freudig für des Vaterlandes Befreiung zu verſpritzen, auf der andern Seite wieder eine ſo geringe Neigung für jede höhere geiſtige Richtung zeigte und ſolchen Geſchmack an Trivialitäten, die ihr ſelbſt gleichgültig, ja ſogar ſelbſt verächtlich

erſchienen, finden konnte. Aber auch Rebekka ſelbſt fühlte den bitterſten Schmerz über die Unfälle der verbündeten Waffen, auch ſie liebte ihr großes deutſches Vaterland auf das Wärmſte, denn wenn ſie auch eine Jüdin, ſo war ſie zugleich doch auch eine ſo wahre, echte Deutſche, wie unſer Deutſchland in allen ſeinen Stämmen keine edlere und treuere Tochter beſaß. Hatte doch auch das erhebende Beiſpiel des alten Hauſirers ſchon frühe ſehr feſte Wurzeln in dem empfänglichen Herzen ſeiner Tochter geſchlagen.

Solch traurige, von den Franzoſen gefliſſentlich möglichſt ſchnell verbreitete Nachrichten wiederholten ſich im Laufe dieſer Zeit nur zu oft in Lüneburg. Der verlorenen Schlacht bei Lützen folgte der Rückzug nach Dresden, bald auch die vollſtändige Räumung dieſer Stadt und damit des geſammten linken Elbufers, und nicht lange darauf dann auch die der gleichfalls verlorenen Bautzener Schlacht und des weitern Rückmarſches aller Truppen nach Schleſien. Und auch im Norden, hier an der Elbe, ballten ſich ſchwere Wetterwolken immer drohender zuſammen, und das Schickſal von Hamburg ſchien von Tage zu Tage gefährdeter zu werden. Das waren ſchwere, ganz unſäglich ſchwere Stunden, wie unſere jetzige Zeit

ſie gar nicht mehr kennt, für alle wahren Patrioten, die ihnen die freudige Luſt an dem ſo üppig grünenden und blühenden Frühling, der ja ſonſt jeden fühlenden Menſchen mit neuer Freude erfüllt, gar ſchmerzlich trüben mußten. In dieſen Wochen nach den verlorenen Schlachten bei Lützen und Bautzen ſind überall in Hütten wie Paläſten, wo nur wahre Deutſche wohnten, unzählige bittere Thränen über die, wie es ſchien, abermals getäuſchte Hoffnung auf des Vaterlandes endliche Befreiung von dem unerträglichen Joche der fremden Tyrannei geweint worden, und ſelbſt kräftigen Männern perlten oft die Zähren in den Wimpern. Wie mißtöniges Unkengeſchrei ertönten jetzt die Stimmen der Kleinmüthigen und Zaghaften und der erbärmlichen Philiſterſeelen, deren es, wie überall in der Welt, leider auch bei uns in Deutſchland in nur zu großer Zahl giebt, von des großen Napoleon's Unüberwindlichkeit, und wie es eine ſträfliche Thorheit von uns Deutſchen ſei, ſich ſeiner Herrſchaft entziehen und ſogar den offenen Kampf mit ihm unternehmen zu wollen. Hochmüthig in Worten und Thaten trat ſogleich auch wieder das ganze Geſchmeiß der Franzoſenfreunde und ihrer vornehmen wie geringen Helfer und Helfershelfer auf, und die große Erbärmlichkeit

nur zu vieler Menschen zeigte sich jetzt wieder so recht in ihrem vollen Lichte. Wer jetzt, auch nach diesen wiederholten Unfällen der verbündeten Truppen, nach diesem kläglichen Fortgang des zuerst mit so schönen Hoffnungen begonnenen Krieges den Muth nicht verlor, sich je nach seinen Kräften auch fernerhin an dem Kampfe betheiligte, und dem kein Opfer für des Vaterlandes Befreiung zu schwer dünkte, der bewies, daß sein Herz am rechten Fleck sitze, und muthiges Blut in seinen Adern rolle. Zu des gesammten Vaterlandes unermeßlichem Heile konnte man dies schöne Lob aber auch jetzt wieder dem größten Theile seiner Söhne ertheilen.

Zu den Familien, welche bereitwillig für den heiligen Kampf die größten Opfer brachten, gehörte auch die des Bauer Bruhn. Kaum zwei Tage war dieser ehrenwerthe Mann von dem Schlosse des Kammerherrn von Dressen zurückgekehrt, und hatte fleißig, wie es einem guten Hausvater geziemt, in seiner weitläufigen Wirthschaft gearbeitet, da brachte ihm ein Eilbote aus Lüneburg einen Zettel von seinem Freunde Isaack mit der Nachricht, daß die verbündeten Truppen wieder fortmarschiren, die Franzosen hingegen am nächsten Morgen schon wieder einrücken würden; Bruhn

möge ſich daher ſogleich zur ſchleunigſten Flucht auf wer weiß wie lange rüſten; denn franzöſiſche Patrouillen würden wahrſcheinlich ſehr bald nach Ehmsbüttel kommen, und wenn dieſe ihn ergriffen, ſo wiſſe er wohl ſelbſt, welches Schickſal ſeiner harre. Eine gar traurige Nachricht war dies zwar, doch der Bauer war ein zu feſter, hartgeſtählter Mann, als daß er allzuſehr davon erſchüttert wurde. Kurz und feſt entſchloſſen, wie ſtets ſein ganzes Weſen ſich zeigte, traf er denn auch jetzt, ohne viel unnütze Worte zu machen, die nöthigen Anſtalten. Er ritt in aller Eile zu dem nächſten Notar und übertrug gerichtlich ſeinen ganzen Bauerhof mit Allem, was darin war, an ſeinen zweiten Sohn Jochen, damit die Franzoſen ſich nicht etwa ſpäter durch eine Beſchlagnahme desſelben für ſeine Flucht rächen könnten. Sobald dies geſchehen war, kam er beruhigter wieder nach Hauſe, und verkündete ſeiner Familie, daß er in der Nacht ſchon über die Elbe in das mecklenburgiſche Land reiten werde, um dort in eins der neu errichteten Freicorps als Reiter einzutreten. „Ich hatte zwar gehofft, als echter und rechter Bauer hier auf meiner Hufe zu leben und zu ſterben, aber Gottes Wille iſt dies nicht, und ſo muß ich denn noch einmal wieder den bunten

Soldatenrock anziehen und die Plempe zur Hand nehmen, um auf dieſe Racker von Franzoſen gehörig dreinzuhauen," ſprach er zu der leiſe vor ſich hin weinenden Frau. Alle ſeine Dienſtboten ließ er nun noch in die Stube kommen, ermahnte ſie zur Treue, zum Gehorſam und zur Arbeitſamkeit in dieſer ſchweren Zeit, und befahl ihnen, künftighin alle Anordnungen ſeiner Frau eben ſo genau zu befolgen, als wenn er ſie ſelbſt gegeben hätte. Mit treuherzigem Handſchlage verſprachen ihm dies alle ſeine Knechte und Mägde, und der Bauer kannte ſie zu genau, um nicht feſt davon überzeugt zu ſein, daß ſie ihr Verſprechen auch getreulich erfüllen würden. So konnte er vorläufig wenigſtens ohne Sorgen über den gehörigen Fortgang in ſeiner Wirthſchaft ſein. Jochen, ſein Sohn, der untröſtlich darüber war, daß der Vater ſeine Bitte, ihn begleiten zu dürfen, mit den Worten, daß er zum Soldatendienſt noch zu jung ſei, abgeſchlagen hatte, war inzwiſchen eifrig bemüht geweſen, deſſen langen Pallaſch, der ſo geraume Jahre friedlich über dem Ehebette gehangen hatte, möglichſt blank zu putzen und die Klinge mit dem Senſenſchleifer zu ſchärfen. Seinem ſorgſamen Fleiße war dies auch wirklich gelungen, und mit freudigem Stolze überreichte der Knabe jetzt dem

Vater die blanke, funkelnde Waffe. Mit der Sorgſamkeit eines altgedienten Wachtmeiſters beſah Bruhn Klinge und Scheide, und da er auf Beiden auch nicht das kleinſte Roſtfleckchen mehr entdeckte, klopfte er wohlgefällig dem Sohne auf die Schulter, und meinte freundlich: „Du haſt gut geputzt, Jochen, und wirſt noch dereinſt ein tüchtiger Soldat werden. Wäreſt Du nur zwei Jahre älter, wahrhaftig, ich nähme Dich ſogleich mit in den Krieg.“ Zwar röthete ſich vor Freude über das Lob das runde friſche Geſicht des Sohnes, aber verdrießlich antwortete er doch: „Was kann ich denn dafür, daß ich noch ſo jung bin? Warum bin ich denn nicht mein älteſter Bruder geworden, der nun ſchon über vier Jahre in dem Kriege gefochten hat, während ich unterdeß die Gänſe und Kühe hüten mußte? Wenn ich erſt erwachſen bin, ſo iſt es mit dem Kriege gewiß ſchon aus, und dann hilft mir das Soldatſein auch Nichts.“ Nicht ohne Lächeln hörte der Bauer dieſe Worte des Sohnes, und erwiederte: „Ja, mein Junge, wenn Du erwachſen biſt, iſt hoffentlich der Krieg ſchon beendet, und unſer altes Churfürſtenthum Hannover erfreut ſich wieder eines langen Friedens. Doch auch dann müſſen Soldaten ſein. — Jetzt laufe aber in den Stall und ſage dem Großknecht,

daß er dem jüngſten braunen Hengſt noch ein doppeltes Haberfutter einſchüttet und dann gehörig putzt; den will ich jetzt mitnehmen.“ Schnell lief der Knabe in den Stall zu dem ihm befreundeten Knechte, und half den Hengſt recht ſpiegelblank zu putzen und ſeine langen, feinen Mähnenhaare in kleine zierliche Flechten einzuflechten. Der Vater mußte doch auch möglichſte Ehre mit dem ſchönen, kräftigen Thiere einlegen; dies war jetzt der höchſte Ehrgeiz des Sohnes wie Knechtes.

Der Bauer ſelbſt putzte inzwiſchen ſeine beiden Piſtolen, deren reich mit Silber ausgelegte Kolben und echt damascirte Läufe von trefflicher Arbeit waren. In der Rheincampagne von 1793 hatte er ſie als Dragonerwachtmeiſter einem von ihm gefangenen Oberſten der franzöſiſchen republikaniſchen Truppen als rechtmäßig verdiente Beute abgenommen, und damals wohl ſchwerlich gedacht, daß er ſie noch nach zwanzig Jahren abermals wieder gegen dieſe alten Erbfeinde würde benutzen müſſen. Wie immer, wenn ſie keine anderen Geſchäfte hatte, an einem langen Strumpfe aus der groben ſchwarzen, aber ſtarken Wolle der Haidſchnucken ſtrickend, ſetzte ſich jetzt die Bauerfrau neben den Mann, der angelegentlich noch mehrere wirthſchaftliche Angelegenheiten mit ihr beſprach, Anweiſungen gab, wie es

in dieſem oder jenem Falle gehalten werden ſolle, und auch manche Andeutungen dabei fallen ließ, wie er wünſche, daß die Familie nach ſeinem etwaigen Tode verfahren möge. Auch den bewährten Nachbar, den er alsdann zum Vormund ſeiner Kinder wünſche, bezeichnete der im Voraus auf Alles bedachte Mann. Aufmerkſam dem Geſpräch der Eltern zuhörend, und ſich dabei mitunter eine Thräne, die aus ihren klaren blauen Augen über die friſchen rothen Backen tröpfeln wollte, mit der verkehrten Hand abwiſchend, rüſtete Grethchen inzwiſchen einige Hemden, Strümpfe und Taſchentücher des Vaters auf das Beſte aus, und verpackte ſie ſorgfältig in dem alten, zwar etwas verblaßt und verſtaubt ausſehenden, aber ſonſt noch gut erhaltenen Mantelſack, den der Bauer ebenfalls noch aus ſeiner frühern militäriſchen Dienſtzeit her beſaß. Das Mädchen liebte ihren Vater ſehr, und es war ihr ein tiefer Schmerz, daß dieſer ſie jetzt Alle verlaſſen mußte, um in ſeinem Alter abermals wieder in einen blutigen Krieg, von dem das Ende noch gar nicht abzuſehen war, hinauszuziehen. Sie war aber eine viel zu tüchtige, praktiſche Natur, um nicht die Nothwendigkeit hiervon einzuſehen und ſich nun mit Ergebung auch

in das, was nicht mehr zu ändern war, zu finden.

So war denn Alles zum Fortritt des Bauer Bruhn in den Krieg gerüstet, und der unter seiner Aufsicht sorgfältig gesattelte und gezäumte Hengst tanzte muthig an der Hand des ihn am Zügel haltenden Großknechts auf dem Hofe umher. Das schöne, edle Thier schien es zu fühlen, daß es jetzt die friedliche Arbeit vor dem Wagen oder Pfluge ebenfalls mit dem Kriegsdienste vertauschen solle, so stolz trug es den Schweif in der Luft, spielte mit dem zierlich geformten Kopfe hin und her, und wieherte freudig in die sonnige Frühlingsluft hinein. Und der im Stalle zurückgebliebene zweite Hengst mußte förmlich erzürnt darüber sein, daß er seinen bisher von ihm fast unzertrennlich gewesenen Gefährten auch diesmal nicht begleiten durfte, so laut rasselte er mit den ihn fesselnden Halfterketten, und schlug mit den Hufen gegen die Bretter seines Standes, daß es durch den ganzen Stall erdröhnte.

Vollständig zum Fortritt — vielleicht auf Nimmerwiederkehr, gerüstet, trat der Bauer jetzt aus seiner Hausthür. Er trug seinen weiten Reitermantel, hohe Wasserstiefeln mit Sporen daran, und der Pallasch klirrte an seiner Seite, und so

war er, wie immer, auch diesmal wieder eine sehr stattliche Erscheinung. Eine Börse mit fünfzig Goldstücken, die er im Pferdehandel eingenommen und als Nothpfennig für unvorhergesehene Fälle stets aufbewahrt hatte, steckte in seiner Tasche, während seine Frau noch zuletzt aus übertriebener Sorgfalt einen großen Kober mit Wurst und Schinken vorn am Sattelknopf befestigen ließ. Zwar hatte der Bauer dies als unnöthig anfänglich abgelehnt, aber doch endlich hierin lächelnd den Wünschen seiner alten, treuen Gefährtin nachgeben müssen. Uebertriebene Weichheit des Gefühls lag gerade nicht in dem festen Charakter des Bauern, als er aber jetzt seine letzten Schritte aus diesem Hause, in dem er über sechszehn Jahre in Glück und Frieden gewohnt hatte, richtete, um noch als vierundfünfzigjähriger Mann abermals in den Krieg zu ziehen, da ward es ihm gar wehe im Herzen. Schweigend schritt er in den Garten, betrachtete sein ganzes Gehöfte noch einmal mit prüfendem Blick, nahm dann die Mütze von dem schon grauen Haupte, und richtete ein stilles und kurzes, aber dafür desto inbrünstigeres Gebet an seinen Schöpfer. Mit festem Gange kam er dann zu den Seinen zurück, reichte Allen nochmals kräftig die Rechte zum Abschied, und schwang sich mit der Leichtigkeit,

die man seinen Jahren kaum noch hätte zutrauen sollen, in den Sattel des ungeduldig mit den Vorderfüßen scharrenden Rosses. Gleichsam als dränge es ihn, die Trauer des Abschiedes möglichst zu verkürzen und alle weiteren Worte abzuschneiden, drückte er, kaum im Sattel, dem Hengste beide Sporen in die Flanke, so daß dieser sich hoch aufbäumte und dann in schnellen Sprüngen aus dem Hofthor fortgaloppirte.

„Da reitet der Vater hin in den Krieg! Gott gebe, daß wir Alle seine glückliche Wiederkunft noch erleben," sprach die Mutter zu der mit thränenden Augen dem fortsprengenden Reiter nachsehenden Tochter, und gefaßt gingen Alle in das ihnen so einsam gewordene Haus zurück.

Der Bauer Bruhn war kaum eine halbe Meile weit geritten, da begegnete er mehreren Flüchtlingen aus Lüneburg, die ihm voll Schrecken meldeten, daß diese Stadt bereits wieder von den Franzosen besetzt sei, und deren Patrouillen leicht in den nächsten Stunden hier in der Gegend eintreffen könnten. Es war daher von seiner Seite jetzt die größte Vorsicht dringend geboten, und er durfte nicht, wie er anfänglich gewollt hatte, auf die große Straße, die von Lüneburg nach Artlenburg führte, reiten, um sich von letzterm Orte aus über die

Elbe ſetzen zu laſſen, da er auf dieſem Wege leicht von Franzoſen getroffen und ſofort arretirt werden konnte. Er änderte daher ſeinen Plan, ritt von der Landſtraße ab, quer in die Haide hinein, und ſuchte unterhalb von Artlenburg den Fluß zu erreichen. Bei dieſem Ritte entdeckte er aus der Ferne die in der Abendſonne hellblitzenden Gewehre einer franzöſiſchen Colonne, die langſam auf der großen Heerſtraße einherzog. Um jeder Entdeckung, die für ihn leicht hätte ſehr gefährlich werden können, beſſer vorzubeugen, beſchloß er, auf einer abgelegenen Stelle der Haide hinter einem der dort ziemlich häufigen großen Hühnengräber ſo lange zu raſten, bis die Sonne untergegangen war, und die Dunkelheit ihn beſſer vor den Blicken der Feinde ſchützte. Den Zügel ſeines Pferdes um den Arm geſchlungen, ſaß der alte Bauer dort lange auf einem Steinblock und blickte ſinnend in die untergehende Sonne, deren letzte Strahlen die weite Haidefläche rings um ihn her wie mit goldenem Duft überzogen erglänzen ließen. Es waren keine freudigen Gedanken, die ſeine Bruſt durchwogten, und wenn er auch vorhin zu Hauſe, um ſeine ohnehin ſchon ſchwer genug geprüfte Familie nicht noch mehr zu ängſtigen, ſeine äußere Ruhe vollkommen bewahrt hatte, ſo fühlte er doch jetzt

ſein Herz recht ſchwer gedrückt, und ernſte Furchen durchzogen ſeine Stirn.

Als tiefe Dämmerung die ganze Haide bereits in ihre Schatten hüllte, beſtieg auch der Bauer Bruhn wieder ſein ungeduldig ſchnaubendes Roß, und da er der Gegend ſehr kundig war, ſo ritt er querfeldein in der Richtung nach der Elbe zu. Er mochte wohl noch eine halbe Stunde von dem Strom entfernt ſein, und da er bisher ſcharf getrabt war, ſo ließ er ſein erhitztes Roß langſam in einem ſandigen Feldwege fortgehen, als er plötzlich die Huftritte eines ſchnell galoppirenden Pferdes dicht hinter ſich vernahm. In dem erſten Augenblick fürchtete er, eine franzöſiſche Gensdarmerie-Patrouille ſei auf ſeiner Verfolgung begriffen, und überlegte ſchon, wie er dieſer am beſten entweichen ſolle, als ſein Ohr erkannte, daß nur die Hufſchläge eines, und nicht die mehrerer Pferde ertönten. Daß ein einzelner Gensdarm es aber nicht wagte, jetzt, bei Nacht, durch dieſe Gegend zu reiten, wußte Bruhn recht gut und war ſomit dieſer Sorge enthoben. Da der Vollmond ſo eben im Begriff war aufzugehen, ſo ſah der Bauer, der ein ſehr ſcharfes Auge hatte, aufmerkſam nach der Richtung hin, von welcher der Hufſchlag erſcholl, und erkannte bald, daß ein einzelner, ſo viel

er bis jetzt bemerken konnte, ebenfalls bäuerlich gekleideter Reiter herangeritten kam. Völlig wieder beruhigt, ließ er seinen Hengst jetzt im Schritt fortgehen, so daß er bald von diesem Reiter, der ganz wie ein junger Bauer aussah, und einen sehr tüchtigen Rappen ritt, eingeholt wurde.

„Wohin so eilig, Landsmann," redete er den Mann an, dabei mit prüfendem Blick dessen ganze Erscheinung, so weit es das jetzt ziemlich helle Mondlicht erlaubte, musternd.

„Zur nächsten Fahrstelle, um mich über die Elbe setzen zu lassen," antwortete dieser mit einer etwas weichen Stimme, ganz im Dialekt der Bauern mehr aus der Gegend gegen das Bremensche Gebiet zu; dabei sein augenscheinlich schon hart mitgenommenes Pferd ebenfalls einige Augenblicke in Schritt fallen lassend, daß es sich etwas wieder verschnaufen konnte.

„Nun, da will auch ich hin, und so können wir den Weg ja zusammen reiten," meinte Bruhn, dem der fremde junge Bauer so unverdächtig erschien, daß er sogleich ein volles Zutrauen zu ihm faßte. „Ihr müßt aber schon scharf zugeritten sein, denn Euer Schwarzer hat ja bereits dicken weißen Schaum am Halse stehen. Es scheint ein tüchtiges Pferd zu sein, aber greift es nur nicht zu sehr an, so

ein Thier ist oft sehr leicht für immer zu Schanden geritten."

„Ja, ich bin in einem Zuge von der Weser hieher geritten," sprach der junge Reiter, dabei schmeichelnd den Hals seines wackern Rosses streichelnd. „Aber da Ihr mich so viel fragt, so muß ich auch an Euch eine Frage stellen: seid Ihr deutsch oder französisch gesinnt?"

„Hoho, das ist eine gefährliche Frage in jetziger Zeit, die Manchem schwer zu beantworten sein möchte," lachte der alte Bruhn. „Nun, ich will es Euch aber sogleich sagen: ich bin echt deutsch gesinnt, und der beste Beweis ist der, daß ich jetzt heimlich über die Elbe will, um mich da drüben in einem Freicorps anwerben zu lassen, damit ich gehörig gegen diese Racker von Franzosen dreinhauen kann. Seht, da habt Ihr meine ganze Antwort," sprach er weiter.

Es schien, als ob sein junger Begleiter mit ersichtlicher Freude diese Antwort vernommen hätte, und nun sogleich viel zuversichtlicher sich zeigte. Er schaute den so eben vom Mondlicht recht hell beleuchteten alten Bauer einen Augenblick mit prüfendem Blick an, und mußte hiedurch noch mehr in seinem Zutrauen zu ihm bestärkt sein, denn er antwortete:

„Das trifft ſich ja ganz prächtig für mich, denn auch ich will mich dort drüben über der Elbe anwerben laſſen. Ihr ſeht mir ſo erfahren und verſtändig aus, daß ich mich Euch ganz anvertrauen, und Euren Rath in Allem befolgen will, denn ich bin früher noch nie in der Welt geweſen und weiß vom Soldatenſtand auch nicht das Mindeſte.“

„Und da wollt Ihr, als ein ſo junges Blut, ſogleich in den Krieg ziehen, das iſt ein böſes Ding, und Ihr müßt gewaltigen Haß gegen die Franzoſen hegen,“ erwiederte der alte Bruhn, der bei dem inzwiſchen immer hellern Mondſchein jetzt bemerkte, daß ſein Begleiter, der ein ſehr hübſches, aber überaus bleiches Geſicht zeigte, in der That für den Kriegsdienſt noch etwas gar jung und klein ausſah.

„Was den Haß gegen die Franzoſen anbelangt, ſo habe ich gewiß mehr Grund, ſie zu haſſen, als irgend ein Menſch hier auf der Welt,“ erwiederte der junge Bauer, und ſeine Stimme erzitterte förmlich vor der gewaltigen Aufregung, mit der er dieſe Worte ſprach. Einen Augenblick ſeinen Rappen anhaltend, und nochmals einen langen prüfenden Blick auf ſeinen alten Begleiter werfend, ſprach er dann weiter: „Hört, ich will mich Euch ganz und unbedingt anvertrauen, denn ich fühle, Ihr

werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Ich bin nämlich kein Mann, sondern eine Bauerntochter, nicht weit von der Weser her, und der General Vandamme hat vor einigen Tagen meinen Vater, Bruder und Bräutigam in Bremen kriegsrechtlich erschießen lassen, so daß ich jetzt ganz allein auf der Welt stehe. So habe ich denn nun den festen Entschluß gefaßt, mich als Freiwilliger anwerben zu lassen, und bis zum Aeußersten gegen die Franzosen, die mir mein ganzes Glück hier auf Erden für immer vernichtet haben, zu kämpfen. Reiten und mit Pferden umgehen kann ich gut; daß ich Muth besitze, fühle ich ebenfalls, und zu dem Andern wird Gott mir seine Hülfe auch nicht versagen. So, jetzt wißt Ihr mein ganzes Geheimniß, und ich vertraue fest auf Euch, daß Ihr es in keiner Weise mißbrauchen, sondern mich bestens mit Rath und That unterstützen werdet."

Es war jetzt an dem alten Bruhn, sein Pferd einen Augenblick anzuhalten und seinen jungen Begleiter oder, richtiger gesagt, jetzt Begleiterin erstaunt anzusehen. Daß selbst ein Mädchen unter die Soldaten treten wolle, war ihm in seinem bisherigen Leben noch niemals vorgekommen, und da er aus eigener Erfahrung das ganze militärische Treiben im Felde mit seinen oft unvermeid-

lichen Rohheiten kannte, so wußte er auch, welche zahllosen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten ein solches in diesem Stande stets zu ertragen haben würde. Es lag eigentlich in seiner ganzen ruhigen und jeder Ueberschwänglichkeit fernen Auffassung des Lebens, daß ihm ein so unweiblicher Entschluß eines jungen Mädchens, jetzt unter die Reiter eintreten zu wollen, entschieden mißfiel, und er hätte einen solchen bei seiner eigenen Tochter unter keinen Umständen geduldet. Auf der andern Seite aber erschütterte ihn das so unsäglich schwere Geschick, welches dies junge Mädchen schon so früh getroffen hatte, und es lag in ihren bleichen Zügen ein so schmerzlicher und dabei doch wieder fest entschlossener Ausdruck, daß er sich dadurch ungemein gerührt fühlte. So reichte er denn vom Sattel herab seiner ihn fragend ansehenden Begleiterin freundlich die Hand, und sprach in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise:

„Es bleibt ein sehr mißliches Ding, wenn ein Mädchen unter die Soldaten eintreten will, und Ihr werdet es bald selbst erfahren, wie viele Unannehmlichkeiten dies Euch noch bringen wird. Da Ihr aber so großes Unglück schon zu ertragen gehabt, und mir überhaupt aussieht, als wäret Ihr wohl im Stande, Euren Entschluß nun auch

feſt durchzuführen, ſo will ich Euch unbedingt in Allem, wo Ihr es wünſcht, mit Rath und That beiſtehen, und Euch ganz unter meinen Schutz nehmen, da ich vertraue, daß Ihr Nichts thun werdet, was Euch deſſen unwürdig macht."

„Habt meinen beſten Dank dafür, und ſeid überzeugt, daß ich Euch ſtets folgen werde. Ich muß Gott danken, daß er mich Euch auf eine ſo unverhoffte Weiſe jetzt ſchon finden ließ," entgegnete das Mädchen.

In lebhaftem Geſpräch, in dem ſie ſich Beide über Namen und ſonſtige nähere Lebensverhältniſſe unterrichteten, ritten nun die beiden Reiter, die ſich hier ſo plötzlich zuſammengefunden hatten, ihren Weg weiter fort. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr der alte Bruhn auch, daß der erſchoſſene Vater des jungen Bauermädchens früher einige Jahre mit ihm zuſammen in demſelben Dragonerregiment als Soldat gedient hatte. Noch mehr erhöhte dies ſeine Theilnahme für das arme Mädchen, und er nahm ſich feſt vor, mit wahrhaft väterlicher Theilnahme für ſie zu ſorgen.

Nach ungefähr einer halben Stunde ziemlich raſchen Rittes, denn das Mädchen hatte ihrem Begleiter mitgetheilt, daß ſie früher ſchon von einer franzöſiſchen Patrouille hart verfolgt worden,

und dieſer nur vor einigen Stunden durch die Schnelligkeit ihres Pferdes entſchlüpft ſei, langten die beiden Reiter auch am Ufer der mächtig dahinfluthenden Elbe an. Zwar ſtand die Fährhütte noch an ihrem alten, von Bruhn genau gekannten Platze, ſonſt aber ſah es mit dem Hinüberſetzen ſehr mißlich aus. Es gelang dem Bauer zwar, nach langem Pochen an der Thür der einſam liegenden Hütte einen halbverſchlafenen Fährknecht, der ihn glücklicher Weiſe von früherer Zeit her noch perſönlich genau kannte, aus dem Schlafe zu erwecken, aber die Nachrichten, die ihm dieſer mittheilte, lauteten ſehr ſchlecht. Die Franzoſen hatten alle Kähne und Fährboote hier mit Beſchlag belegt und fortgebracht, und ihre Patrouillen ſtreiften unabläſſig längs der Elbe, ſo daß ſie auch jetzt jeden Augenblick hier erwartet werden konnten. Da war freilich guter Rath theuer, und doch mußte ein ſchneller Entſchluß gefaßt werden, denn jede Zögerung konnte den Reitern leicht im höchſten Grade verderblich werden. Einen kurzen Augenblick bedachte ſich der alte Bruhn nur, dann ſprach er entſchloſſen zu ſeinem jungen Begleiter, den er jetzt ſchon mit dem vertraulichen Du anredete, da ſie ausgemacht hatten, daß er ihn für ſeinen Neffen ausgeben wolle: „Es bleibt uns nichts

Anderes übrig, wir müssen hier gerade durch die Elbe mit unseren Pferden schwimmen, denn sonst weiß ich nicht, wie wir hinüberkommen wollen. Es ist dies zwar nicht ohne Gefahr, doch Noth kennt kein Gebot, und Du kannst jetzt gleich einen Vorgeschmack davon bekommen, wie es im Kriege zugeht."

Zwar schrak das junge Mädchen ersichtlich bei dem Gedanken zusammen, jetzt mit dem Pferde den steilen Deich hinunter in das schnell fluthende Wasser hineinsetzen zu müssen, doch faßte sie sich sogleich wieder und entgegnete: „Wo Ihr hinreitet, da folge ich Euch stets, laßt uns also den Ritt nur machen, wenn es nicht zu ändern ist. Viel tausendmal lieber will ich jetzt den Tod hier im Fluß finden, als wieder in die Hände dieser Franzosen fallen."

Von dem trügerischen Lichte des Mondes beleuchtet erschien der Strom jetzt hier ungleich breiter, als er in Wirklichkeit war, und nur mit Mühe konnte man das jenseitige niedrige Ufer sich dunkel von dem hellen glänzenden Wasser abgrenzen sehen. Die Frühlingssonne hatte dazu in den schlesischen, böhmischen und sächsischen Bergen den Schnee schnell geschmolzen, so daß der Wasserstand ein ziemlich hoher war und der

Strom seine Fluthen mit mächtiger Gewalt hier vorüberbrausen ließ. So bot die Elbe denn einen nichts weniger als gerade einladenden Anblick dar, und selbst ein muthiges Herz konnte schon bei dem Gedanken, diese breite schnellströmende Wassermenge auf dem Rücken eines Rosses durchschwimmen zu müssen, sich sehr unbehaglich fühlen. Auch der alte Fährmann schüttelte bedenklich das Haupt, als er von solchem Vorhaben hörte, und meinte, es sei dies ein Wagstück auf Leben und Tod, und nicht um vieles Geld möge er es unternehmen.

„Für Geld thun wir es auch nicht, sondern um Ehre und Freiheit zu retten, und um so Etwas wagt man schon sein Leben," antwortete Bruhn, der inzwischen abgestiegen war, um den etwas gelockerten Sattelgurt seines Pferdes wieder festzuziehen; ein Beispiel, dem auch sein junger Gefährte folgte. Er ertheilte diesem nun noch einige Rathschläge, ermahnte ihn beim Schwimmen, möglichst ruhig im Sattel zu sitzen, seinem Pferde nicht in die Zügel zu reißen, weil dieses sonst leicht überschlage, und immer nur seiner Spur zu folgen.

Der Fährknecht gab dem Bauer nun noch eine lange Stange, womit er den Grund sondiren konnte, und unterrichtete ihn über einige gefährliche Stellen in der Strömung.

Mit einem lauten „Vorwärts denn in Gottes Namen!“ drückte der alte muthige Bauer seinem Hengste so kräftig die Sporen in die Flanken, daß dieser sich hoch aufbäumte und dann mit weitem Satze vom Rande des Deiches herab in den Strom setzte. Auf gleiche Weise folgte ihm sein Gefährte, und bald zertheilten die beiden kräftigen Rosse mit ihrer breiten Brust das schnell fluthende Wasser, und wenn dessen Gewalt sie auch weit stromabwärts trieb, so durften die besonnenen Reiter doch hoffen, das jenseitige Ufer glücklich zu erreichen.

Es war auch die höchste Zeit gewesen, daß Beide den kühnen Entschluß gefaßt hatten, die Elbe zu durchschwimmen, denn kaum hatten sie die Hälfte des Flusses erreicht, als im vollen Laufe ihrer Gäule eine französische Gensdarmerie-Patrouille an das so eben verlassene Ufer angesprengt kam. Zwar fluchten die zu spät gekommenen Franzosen nicht wenig, und sandten den Schwimmern aus ihren Carabinern ein halbes Dutzend Kugeln nach, die zum Theil so nahe bei ihnen in das Wasser einschlugen, daß die davon aufplätschernden Tropfen sie bespritzten, vermochten ihnen aber weiter keinen Schaden mehr zuzufügen.

Die beiden so sehr tüchtigen Rosse schwammen

kräftig und ſicher; wenn auch auf das Aeußerſte erſchöpft und laut aus den weit geöffneten Nüſtern ſchnaubend, trugen ſie ihre Reiter doch glücklich an das jenſeitige rechte Elbufer, was bisher von den Franzoſen noch nicht beſetzt war. So waren die beiden muthigen Reiter denn für jetzt wenigſtens gerettet.

„Nun biſt Du bereits im Waſſer und in feindlichem Feuer geweſen, haſt Dich brav gehalten und kannſt Dich alſo immerhin ſchon als einen halben Soldaten betrachten," ſcherzte der alte Bruhn zu ſeinem Gefährten, als Beide glücklich auf dem feſten Boden angelangt waren. „Die Sache iſt gut abgelaufen, und wir können von Glück dabei ſagen, war aber ſonſt ein verflucht kaltes Vergnügen, und ſo wollen wir denn ſehen, daß wir bald in das nächſte lauenburgiſche Dorf gelangen. Unſere Pferde haben ihr reichliches Futter ſchon verdient, und für uns Beide wäre ein gehöriges Feuer, um die naſſen Kleider wieder zu trocknen, und dann eine warme Suppe auch keine ſchlechte Sache," ſprach er weiter, als ſie in dem Schatten des ſich hier dicht bis an das Ufer hinziehenden hohen Tannenwaldes verſchwanden.

2.

Das Lützow'sche Freicorps.

Ein wundervoller Maientag, wie er leider im nördlichen Deutschland äußerst selten sich zeigt, erfreute die Erde. Hell und strahlend glänzte die Sonne von dem klaren Himmel, dessen reines Blau nur bisweilen von einzelnen kleinen weißen Wölkchen, im Volksmunde ganz bezeichnend „Schäfchen" genannt, unterbrochen wurde, und ihr goldiger Schein verlieh der ohnehin schon hübschen Gegend einen vermehrten Reiz. Die ganze Natur schien ihr festliches Brautkleid an diesem Tage jetzt angelegt und, wo sie nur immer gekonnt, sich mit ihrem besten Schmuck geziert zu haben. Alle Büsche und Bäume waren mit üppig sprossenden Knospen, deren frisches, warmes Grün noch die volle Fülle der sie hervortreibenden Säfte zeigte, bedeckt. Besonders die mächtigen Buchen, deren starke, feste

Stämme mit ihrer silbergrauen Rinde hoch in den Himmel hineinragten, zeigten das eigenthümlich schimmernde, dem Auge so wohlthuende erste frische grüne Laub, wodurch sie um diese Zeit in ihrer landschaftlichen Schönheit unbedingt mit den ersten Rang unter allen Waldbäumen Deutschlands behaupten werden. Dunkler gefärbt waren schon die Blätter der Eichen, während die saftlosen Nadeln der Tannen eine noch schwärzlichere Färbung hatten, so daß ein aus diesen Bäumen gemischter Wald die verschiedenartigsten Schattirungen des Grüns vom hellsten bis zum dunkelsten Farbenton den Blicken darbot. Auch die üppig bestandenen Saaten glichen überall einem bunten Teppich in dem schönsten Grün, während auf den Wiesen verschiedene Blumenkelche, wie die goldgelben Butterblumen, weiße Maienblümlein, und an den feuchteren Stellen der Bachränder auch die blaßblauen Vergißmeinnicht wohlgefällig diese Färbung unterbrachen. Und wie herrlich dufteten alle diese Knospen und Blüthen, und Blumen und Gräserchen, wie war die milde, wonnige Frühlingsluft mit einem unnennbaren Aroma, aus Hunderten von einzelnen Wohlgerüchen zusammengesetzt, durch und durch gesättigt! Jedes Thier in der ganzen Schöpfung war jetzt von Lust und Freude am Leben

erfüllt, und ſchien auf die mannigfachſte Weiſe ſich zu bemühen, ſein inneres wonniges Behagen an ſolch einem herrlichen Frühlingstage auch äußerlich zu zeigen. Die Lerche, die ſchwirrend aus der grünen Saat hoch in den goldig blauen Aether aufſtieg, ſchien heute mit vermehrter Kraft der Stimme ihren Lobgeſang erſchallen zu laſſen; der Buchfink, der dort in dem Wipfel des mächtigen Baumes ſaß, in deſſen innerſtem Gezweige ſein Weiblein auf dem kunſtvoll gebauten Neſte brütete, ließ ſeine ſchmetternden Schläge kräftiger als je ertönen; mit dem ſüßeſten Schmelz ihrer zarten Stimme flötete die Nachtigall, dieſer wahre Sänger des Frühlings, ihr Lied aus dem dunklen Wieſengebüſch; der Pirol oder Pfingſtvogel hoch oben in dem Wipfel der Waldbäume ſang gar laut, und ſelbſt der überall raſtlos umherſtreifende Kuckuk rief aus des Waldes Dickicht ſeinen Namen in ſchnellerer Reihenfolge hintereinander, als es ſonſt eigentlich ſeine Gewohnheit zu ſein pflegte. Und alle dieſe anderen kleinen gefiederten Sänger, deren Zahl damals in Feld und Wald noch ungleich größer war, als jetzt leider alljährlich immer mehr der Fall ſein wird, ſchien es nicht, als ob der Frühlingstrieb ihnen die Bruſt mächtiger anſchwellte, und die Frühlingsluft ihre zarten Kehlen ſtärke,

ſo laut und vielſtimmig ließen ſie ihren verſchiedenartigen Geſang jetzt ertönen. Auch die vierfüßige Thierwelt zeigte heute überall, wo ſie ſich in ihren, ſonſt ſo ſehr von einander verſchiedenen Geſtalten ſehen ließ, das gleiche frohe Behagen und dieſelbe innere Lebensluſt. Auf der einſamen Waldwieſe ſtand eine kleine Gruppe zierlicher Rehe. Munter, und bisher noch niemals von den ihnen ſpäter ſo verderblichen Flintenſchüſſen erſchreckt, ſpielten die kleinen zierlichen Kitzchen um die Mütter umher, und übten ſich in den verwegenſten Sprüngen, während die älteren es vorzogen, ihren leckern Appetit mit den feinſten Knospen der umherſtehenden Sträucher zu befriedigen, und oft die ſchlanken Hälſe gar hoch emporreckten, um irgend einen ihnen beſonders verlockend erſcheinenden Zweig mit ihren Mäulchen noch abknuspern zu können. Etwas ſeitwärts entfernt ſtand der ſtattliche Bock, der Vater und Gatte des ganzen Rudels, gleichſam als Wächter die Sicherheit der Seinigen ſchützend, und bereit, bei dem erſten verdächtigen Geräuſch das Zeichen zur eiligſten Flucht in des Waldes Dickicht zu geben. So eine Gruppe äſender und mit einander ſpielender Rehe an einem ſchönen Frühlingsmorgen auf einer ſtillen Waldwieſe gewährt ein ungemein liebliches Bild des tiefſten

Friedens. Wie das Wild und die Vögel des Forstes, so äußerten auch die auf der Weide befindlichen Hausthiere unverkennbar jetzt ihr besonderes Wohlgefallen. Die Kühe in der Dorfheerde, die heute zum ersten Male nach dem langen Winter hinausgetrieben waren, sprangen lustig oft in die Höhe, tanzten vor Uebermuth förmlich in komischen Sprüngen, wobei sie die Rücken krumm bogen und die Schwänze gerade ausstreckten, während ihr Gebrüll einen ungleich lebendigern, fröhlichern Klang hatte, als daheim in den engen, dumpfigen Ställen. Und wie bähten die kleinen zierlichen Lämmer in der Schafheerde, die der alte wortkarge Schäfer auf der Landstraße vor sich her trieb, so vergnüglich, und selbst das Bellen, womit der kluge, rauhhaarige Schäferhund die zahlreiche Heerde in Ordnung hielt, schien lange nicht so bissig wie sonst gewöhnlich zu klingen, während sein Herr den Dampf des übelduftenden sogenannten Galgenknasters aus der kleinen schwarzgerauchten Pfeife so recht behaglich in die blaue Luft hineinpaffte. So schien Alles, vom Menschen bis zum buntschillernden Schmetterling, der leichten Fluges von Blüthe zu Blüthe schwebte, vom gezähmten Hausthier bis zum frei in den Lüften schweifenden Vogel, nur Frohsinn und Freude an seinem irdischen

Daſein zu athmen, und den goldenen Maientag in beſter Stimmung zu feiern.

Die zwei Reiter, welche im langſamen Schritt ihrer Pferde die ziemlich ſteile Anhöhe, die ſich unmittelbar hinter dem kleinen mecklenburgiſchen Städtchen Boitzenburg auf der Straße gegen Lauenburg zu erhebt, heraufgeritten kamen, zeigten, daß ſie die beſondere Schönheit dieſes Morgens auch mit ſichtbarem Wohlgefallen genoſſen. Wie die an ihren Sporen klirrenden Säbel und ihre ſonſtige kriegeriſche Ausrüſtung bewies, waren es Soldaten. Ihre Uniform, die aus einem kurzen ſchwarzen, vorn mit dunklen Schnüren etwas verzierten Waffenrock, ſchwarzen Pantalons mit blauen Streifen, und einem niedern, mit ſchwarzer Wachsleinwand überzogenen Tſchako, dem ein herunterhängender Roßſchweif zur Zierde diente, beſtand, hatte ein ſchmuckloſes, faſt düſteres Ausſehen, wie man es ſonſt ſelten bei Kriegern, die den Putz der bunten Farben zu lieben pflegen, finden wird. Dem ſo ſehr bekannten Lützow'ſchen Freicorps, von dem eine Schwadron unweit Boitzenburg ein Hüttenlager bezogen hatte, gehörten dieſe beiden Reiter, von denen der eine bereits die Abzeichen eines Lieutenants trug, an. Auf der Höhe des Berges angekommen, von wo aus man eine weite, freie

Aussicht über das ganze breite, üppig grünende Flußthal, in dem sich die Elbe gleich einem Silberbande auf grünem Sammt in vielfach verschlungenem Lauf schlängelte, genoß, hielt der Jüngere der beiden Reiter wie unwillkürlich seinen muthigen Braunen echt polnischer Zucht an, und sich in den Bügeln erhebend, sah er lange mit leuchtenden Blicken auf die ganze, wirklich schöne Landschaft, die sich vor seinem Auge hier ausbreitete. Sein etwas älterer Kamerad schien eine minder poetische Natur zu besitzen, denn er benutzte diese kleine Rast, um sich auf's Neue seinen großen Meerschaumpfeifenkopf an dem kurzen Weichselrohr aus einem mächtigen Tabaksbeutel, den er in Boitzenburg erst vollgefüllt haben mußte, zu stopfen. Mit vielgeübter Geschicklichkeit und langsamem Bedacht verrichtete er dies, wie es den Anschein hatte, für ihn höchst wichtige Geschäft, ohne sich dabei durch bewundernde Blicke auf die landschaftlichen Schönheiten unterbrechen zu lassen.

„Sieh doch, Meyer, welch herrlicher Morgen ist dies, und wie prachtvoll breitet sich diese ganze reiche Landschaft hier vor unseren Augen aus. Wahrlich, wenn ich bedenke, daß da drüben über der Elbe noch die verhaßten Feinde stehen, und wir diese so üppig grünenden Wiesen und Fluren

abermals mit Menſchenblut röthen müſſen, wenn wir ſie befreien wollen, da möchte mir die Bruſt vor Zorn und Schmerz zugleich zerſpringen. Und nun gar, daß es ſo viele Deutſche ſind, die dieſen corſiſchen Tyrannen mit ihren Schwertern auch jetzt noch unterſtützen, und meine ſpeciellen Landsleute, die Sachſen, mit die Hauptrolle dabei ſpielen, es iſt zu ſchändlich!" rief der jüngere Reiter nach längerer Pauſe aus, während ſein Geſicht, welches anfänglich bei dem Beſchauen der Gegend einen ſehr freudigen Ausdruck gehabt hatte, bei den letzten Worten immer finſterer vor Zorn wurde. Es lag überhaupt viel Feuriges, Leichtbewegliches in den feinen, geiſtig ausgearbeiteten Zügen dieſes Lützow'ſchen Reiters, was ihnen einen beſondern Reiz verlieh, ohne daß ſie ſonſt eigentlich regelmäßig hübſch genannt werden konnten. Seine dunklen Augen hatten einen lebendigen Glanz, die Naſe war leicht gebogen, über dem friſchrothen Mund ſproß der erſte Schnurrbart, und als er den Tſchako abnahm, um ſich die erhitzte, edel geformte hohe Stirn beſſer abtrocknen zu können, ſah man, daß dunkle, ſchön gelockte Haare dieſe einſäumten.

„Ja, die Gegend hier iſt ſoweit recht hübſch, das ſchöne, warme Wetter kommt uns im Lager

ganz vortrefflich zu Statten, und wenn wir, wie es heißt, morgen aufbrechen, um wieder über die Elbe zu gehen, so haben wir den großen Vortheil, daß die Wege in den Niederungen ausgetrocknet sind und unsere Pferde besser in denselben fortkommen können. Bei einer guten Pfeife Tabak läßt sich aber so ein Morgen am Besten genießen, und darum ärgere ich mich, daß der verdammte Krämer in Boitzenburg mir so schlechten Zunder verkauft hat, der nicht brennen will," entgegnete ruhig der Aeltere, der inzwischen seine Pfeife gestopft hatte, und nun unter manchen, zwar nur halblauten, aber doch gutgemeinten Flüchen sich vergeblich bemühte, den wohl etwas feuchten Zunder durch Schlagen mit dem Feuerstahl an den Stein in Brand zu setzen. Dieser vielleicht stark phlegmatisch erscheinende Officier war überhaupt in sehr vieler Hinsicht ein entschiedenes Gegenstück von seinem jüngern Kameraden. Schon sein Aeußeres unterschied sich wesentlich von diesem. Er war nicht groß, aber sehr breit und kräftig gebaut, während der Andere mehr einen schlanken und eleganten Wuchs zeigte. Sein gesundes, frischrothes Gesicht hatte zwar nicht den allermindesten poetischen, wohl aber einen klaren, entschieden festen Ausdruck, über den sich oft ein Lächeln

derben Mutterwitzes legte. Manche Schmarren und Narben zogen sich auf Backen und Stirn der Kreuz und Quer umher, und wenn sie auch sonst gerade nicht zur Verschönerung beitrugen, so zeigten sie doch, daß ihr Träger das Rappier schon sehr häufig in seiner kräftigen Hand geführt haben müsse. War doch auch der Lieutenant Meyer, ein geborener Mecklenburger, als Student in Berlin, Jena und Rostock mit der gefürchtetste und eifrigste Schläger gewesen, wie er sich denn auch jetzt als Soldat in jeder Hinsicht so ausgezeichnet hatte, daß der Major von Lützow ihn von allen Freiwilligen zuerst zum Officier beförderte.

„Mordsmäßig hast Du aber auch heute Morgen in Boitzenburg den gefangenen sächsischen Lieutenant abgetrumpft, der sich Dir als Schulkamerad von der Dresdener Kreuzschule her vorstellte und Dir die Hand geben wollte. Gegen den bist Du wohl etwas zu hitzig gewesen, lieber Körner," nahm der Lieutenant, der nun endlich seine Pfeife in Brand gesetzt hatte und wohlgefällig den Dampf in kunstverständigen Ringeln in die Luft paffte, wieder das Wort, während sein Gefährte immer noch mit leuchtenden Blicken in die Landschaft hinausschaute.

Beide Reiter hatten inzwischen ihren Weg fort-

geſetzt, waren aber von der Landſtraße abgebogen und ritten auf dem hohen Uferrand, der hier ſteil, in der Höhe von faſt zweihundert Fuß, gegen die Elbe abfällt, damit ſie fortwährend die freie Ausſicht über die weite, üppige hannover'ſche Niederung jenſeit des Stromes genießen konnten.

„Wie konnte auch dieſer Menſch, der noch vor Kurzem erſt in Lüneburg brudermörderiſch gegen Deutſche gefochten hat, und deſſen Hand vielleicht noch von dem Blute der Unſerigen geröthet war, es wagen, mir die Rechte reichen und unſere frühere Jugendfreundſchaft erneuern zu wollen," brauſte Körner abermals auf.

„Nu, nu, man nicht gleich wieder ſo hitzig. Bei Euch Poeten muß doch das Blut viel leichter kochen, als bei uns anderen vernünftigen Menſchenkindern," lachte ſein Gefährte. „Was kann denn dieſer arme Lieutenant dafür, daß ſein König ſo undeutſch geſinnt iſt, um ſich zum Verbündeten eines Napoleon herzugeben?" fuhr er weiter fort.

„Nein, er hätte die Reihen der Soldknechte verlaſſen und bei uns deutſchen Truppen dienen müſſen, wie ich und ſo viele andere Sachſen, die wahre Ehre in der Bruſt haben, es thun," entgegnete Körner.

„Nicht doch, mein guter Freund, da biſt Du,

mit Verlaub zu ſagen, gar ſehr auf dem Holzwege. Du, als freier, unabhängiger Theaterdichter, konnteſt wohl mit gutem Gewiſſen Dienſte bei uns nehmen, und den vielen anderen Sachſen, die es gethan haben, gereicht dies ebenfalls zur Ehre. Ein Officier darf aber nicht ohne Weiteres die Fahne, der er einmal dient, verlaſſen, ſondern muß thun, was ihm befohlen wird. Du biſt doch nun ſchon ſelbſt lange genug Soldat, um aus Erfahrung zu wiſſen, daß ſtrenge Disciplin und unbedingte Subordination für jede Truppe dringend nothwendig iſt. So mache ich es denn dieſen armen ſächſiſchen Soldaten nicht ſo hart zum Vorwurf, daß ſie noch auf Seite der Franzoſen fechten müſſen, aber Euer König Friedrich Auguſt, der ſonſt ein ſehr braver und gerechter Regent ſein ſoll, verdient den ſchärfſten Tadel, daß er ſich von dieſem Napoleon zum König erheben und nun zu deſſen gehorſamem Knecht herabwürdigen läßt. Da iſt unſer kleiner Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg darin doch ein ganz anderer Kerl. Er ſpielt und liebelt wohl etwas zu viel, und ſorgt eifrig dafür, daß unſer ſchwach bevölkertes Land durch ſeine eigenen unehelichen Kinder mehr Einwohner bekommt, aber ein Herz für die deutſche Sache hat er doch; um einen Be-

dienten Napoleon's abzugeben, fühlte er sich zu stolz, und jetzt ist er der erste deutsche Fürst, der hochherzig genug war, sich an Preußen zum Kampf auf Leben und Tod auf das Engste anzuschließen. Das ist eine wahre Freude für uns Mecklenburger, die wir jetzt doch nicht nöthig haben, gegen unsere eigenen Brüder zu kämpfen, wie Ihr armen Sachsen es müßt," antwortete der Lieutenant Meyer in seiner klug verständigen, aber dabei sehr ruhigen Weise.

„Ja, es ist zu traurig, wenn ein braves, gutes Volk für die Sünden seiner Regenten nun schon so lange büßen mußte, wie wir Sachsen dies gethan," klang mißmuthig die Erwiederung Körner's. „Was hätten wir, die im Herzen Deutschlands ein so schönes, von der Natur so reich gesegnetes Land bewohnen, für eine glänzende Rolle in der deutschen Geschichte einnehmen müssen, und welche klägliche haben wir in dem letzten Jahrhundert stets gespielt, und nehmen solche auch jetzt noch immer ein."

„Da hast Du Recht, wenn Sachsen das Glück gehabt hätte, statt seiner Auguste die preußischen Friedriche auf seinem Thron zu haben, und Euer August der Starke, der diesen Namen fälschlich bekam, weil er in seiner Armkraft mit einem tüch-

tigen Schmiedeknecht ſich etwa meſſen konnte, der ſonſt aber, beiläufig geſagt, ſich ſtets als ein äußerſt ſchwächlicher, erbärmlicher Menſch hinſichtlich ſeiner Geſinnung zeigte, ein Friedrich der Große geweſen wäre, hätte Euer ſchönes Land ſehr leicht den glänzenden Platz, den jetzt Preußen einnimmt, ſich erwerben können. Aber dieſer Auguſt hat ſogar aus erbärmlicher Eitelkeit, um ſich die ihn verlockende polniſche Krone, die er doch nicht einmal zu behaupten vermochte, auf das Haupt zu ſetzen, ſeinen proteſtantiſchen Glauben abgeſchworen, und dadurch dem Andenken ſeines großen Ahnherrn, der einen Luther zum Freund hatte, die empfindlichſte Schmach zugefügt. Pfui über ſolche Erbärmlichkeit! So iſt denn Preußen mit Recht der Hort des Proteſtantismus und der wahrhaft deutſchen Bildung und Kraft geworden, und ſein jetziges glorreiches Benehmen in dieſem Kriege giebt ihm ein entſchiedenes Anrecht, der erſte Staat Deutſchlands zu werden, dem ſich alle anderen unbedingt fügen müſſen. Hab' Acht, Freund Körner, wenn dieſer Krieg erſt ſiegreich beendet, dann wird das preußiſche Anſehen in unſerm großen deutſchen Vaterland noch rieſig anwachſen, und auch Dein ſchönes Sachſenland wird ſich demſelben ſchon unterwerfen müſſen.

Und wenn wir selbst vielleicht auch nicht mehr so erleben es doch sicherlich unsere Kinder oder Kindeskinder, daß dereinst noch die Kaiserkrone des einigen, freien Deutschlands das Haupt eines Königs der Preußen schmückt," fuhr der Lieutenant Meyer weiter in seiner Rede fort, da er leicht wärmer wurde, als es sonst eigentlich in seiner kalten, ruhigen Natur lag, wenn er auf das ihn begeisternde Thema eines großen, mächtigen deutschen Kaiserreichs zu sprechen kam.

„Oh, ein großes, einiges Deutschland, frei und stark, so weit die deutsche Zunge reicht, wie schön und herrlich ist dieser Gedanke! Welches Glück, dafür zu kämpfen — oder, wenn es sein muß, auch zu sterben!" rief Körner im begeisterten Tone, und feuriger als je blitzte bei diesem Gedanken sein Auge, und höher hob sich seine Brust, als wolle sie schon jetzt die freie deutsche Frühlingsluft in langen, vollen Zügen einathmen. In gedankenvollem Schweigen ritten die zwei Freunde, die sich in Vielem so unähnlich und doch wieder in ihrer unbedingten Opferfreudigkeit für das deutsche Vaterland so gleich waren, noch eine kleine Weile neben einander fort.

Und als sie nun um eine Ecke des prächtigen Laubwaldes, der sich unweit des Dorfes Vier

bis dicht an die Elbe erſtreckt, einbogen, da trug ihnen der leiſe ſich erhebende Morgenwind die vollen Töne des herrlichen Liedes:

„Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt die Hände noch feig in den Schooß!"

das ein zahlreicher, kräftiger Männerchor ſang, entgegen.

Wie unwillkürlich zügelten die beiden Reiter jetzt die Schritte ihrer Roſſe, daß ihnen deren Huftritte nicht den ruhigen Genuß dieſes Geſanges ſtörten. Ueber das Geſicht Körner's, des Verfaſſers dieſes ſchönen Liedes, was beſonders im Jahre 1813 von ſo mächtiger Wirkung war, zuckte es aber wie heller Freudenſchein, und wenn je ein Autor gerechten Grund beſaß, über ſein Werk einen freudigen Stolz zu empfinden, ſo hatte er es in dieſem Augenblick.

„Wie herrlich ſingen die braven Kameraden mein Lied, und wie überglücklich bin ich, daß ich es ihnen gemacht habe! Wahrlich, ein Dichter hat oft wenig Freude an ſeinen Erzeugniſſen, aber dieſen Augenblick jetzt möchte ich nicht um ein Königreich vertauſchen!" rief er freudig zu ſeinem Gefährten.

„Wenigſtens nicht um ein ſogenanntes neugebackenes Königthum von Napoleon's Gnaden,"

entgegnete dieſer lachend, und als er bemerkte, daß ſein leicht empfindlicher Freund vielleicht von dieſem Scherze verletzt werden könnte, ſprach er gutmüthig weiter: „Sieh, mein Junge, Du weißt, daß ich im Allgemeinen nicht allzuviel von allen dieſen vielen Poeten und Schöngeiſtern zu halten pflege. Wenn ich ſo manche ihrer Bücher anſehe, ſo denke ich: Schade um die ſchöne Zeit und das reine Papier, das daran verſchwendet iſt, und wenn ich gar nun merke, daß nur zu Viele dieſer Kerle die pomphafteſten Phraſen von Todesmuth und Schwerterklang, und Vaterlandsliebe und deutſcher Treue drucken laſſen, und dabei doch perſönlich ſo feig ſind, daß ein altes Weib ſie mit einem Wiſchtuch hinter den Ofen jagen kann, oder um einen blanken Orden oder ein paar lumpige Thaler ſich an jeden fremden Fürſten auf die zudringlichſte Weiſe heranzubetteln ſuchen, ſo fühle ich oft die bitterſte Verachtung gegen alle ſolche Federhelden und Maulrenommiſten. Bei Dir aber iſt es etwas ganz Anderes; Du haſt es durch die That bewieſen, daß Du nicht blos ſchöne Verſe zu machen verſtehſt, ſondern freudig auch Dein Leben für deutſche Befreiung zu opfern bereit biſt, und ſo preiſe ich wahrhaft Dein edles Dichtertalent, und möchte Dich faſt darum beneiden.

So viel weiß ich bestimmt, daß wenn vom Lieutenant Meyer kein Mensch mehr spricht, der Name Theodor Körner's noch lange im Munde des deutschen Volkes fortleben wird."

„Glaubst Du dies wirklich, mein alter, treuer Freund?" frug Körner mit einem Ausdruck des Zweifels. „Glaubst Du, daß meine Verse, die ich nicht aus leerer Lust am Schreiben schuf, sondern weil sie fast unwillkürlich meiner Brust entquollen, einen mehr als flüchtigen Werth haben sollten? Ich selbst denke nicht daran, und freue mich nur, wenn sie ihren augenblicklichen Zweck erfüllen, und unsere deutsche Jugend mit zum Kampfe gegen die Tyrannei Napoleon's begeistern helfen."

Die beiden Reiter, welche inzwischen wieder langsam vorwärts geritten waren, schienen jetzt von dem Sängerkreis, der sich unter dem Schatten einer mächtigen Buche, die ihre goldgrün schimmernden Zweige hoch in den blauen Himmel erstreckte, gelagert hatte, erkannt worden zu sein, denn gleichsam ihnen zum Willkomm ertönte in diesem Augenblick in vollem Chor das so tief ergreifende Lied:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein,
Hör' näher und näher es brausen;
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner erschallen darein" u. s. w.

„Wahrlich, die Jungen, singen prächtig und des dicken Frege's tiefer Bierbaß läßt sich auf viele Hundert Schritte weit heraushören. So jetzt nur schnell zu ihnen hin, Körner, es sehnt sich dort mancher deutscher Ehrenmann danach, Dich mit herzlichem Händedruck zu begrüßen," rief Meyer aus, sein Pferd in schnellen Galopp setzend, und freudig folgte ihm sein Gefährte. „Hoch Theodor Körner, hoch unser Sänger und Kamerad zugleich!" rief die hier versammelte Gruppe der schwarzen Lützow'schen Jäger, als die Reiter sich ihnen genähert hatten, und kaum war der Genannte aus dem Sattel gesprungen, so umringten ihn seine Kameraden, und treugemeinte Händedrücke, ja selbst auch einige warme Freundesküsse, tauschte er in Menge aus. Bald verbreitete sich die freudige Kunde im ganzen Lager, Theodor Körner, der nicht bei der Cavallerie, sondern bei den Fußjägern des Corps stand, sei zum kurzen Besuch hier angekommen, und wer nur irgend konnte, eilte jetzt auf Augenblicke herbei, um diesen bei allen Lützowern so hoch verehrten jungen Mann wenigstens zu sehen, wenn er ihn auch weiter noch nicht persönlich kannte, da die Jäger zu Fuß nicht immer mit denen zu Pferd vereinigt waren. Selten wohl hat sich ein junger Soldat eine so allgemeine Ver-

ehrung bei allen ſeinen Kameraden und Vorgeſetzten in ſo kurzer Zeit erworben, wie dies bei Theodor Körner in den wenigen Wochen, die er jetzt im Lützow'ſchen Corps diente, ſchon der Fall war. Man ehrte und liebte in ihm nicht blos den begeiſterten Dichter, deſſen Verſe ſo viel zum Ruhm dieſes Freicorps beitrugen, und den muthigen Soldaten, ſondern auch den biedern Menſchen und den heitern, gemüthlichen Geſellſchafter, der, wo und wie er nur konnte, gegen Alle freundlich und gefällig ſich zeigte.

Das Hüttenlager, welches die hier ſtationirte Schwadron der Lützow'ſchen reitenden Jäger ſich am Saume eines ſchönen Buchengehölzes aufgeſchlagen hatte, bot an dem heutigen Tage einen ungemein erfreulichen Anblick dar. Wer die Luſt des Soldatenlebens im Kriege, wie ſich ſolche in der rauhen Wirklichkeit leider nur allzuſelten zeigt, ſo recht ſehen wollte, der mußte hieher kommen, denn charakteriſtiſcher konnte er ſie nirgends finden. Schon der Platz unweit eines im Holze gelegenen einſamen Förſterhauſes, deſſen Brunnen das nöthige Waſſer lieferte, war ſehr glücklich gewählt. Der dichte, im üppigen Frühlingsgrün prangende Wald ſchützte das kleine Lager vor dem rauhen Winde, während die Wieſe unmittel-

bar davor den nöthigen Tummelplatz für Menschen und Pferde abgab. Die einzelnen Hütten waren größtentheils unter dem Schatten besonders großer Bäume aus grünen Tannenbüschen zusammengeflochten. Sie waren zwar leicht und luftig, und nur zum Aufenhalt für wenige Tage bei mildem Frühlingswetter tauglich, genügten aber jetzt ihrem Zwecke vollkommen, und hatten dabei ein ungemein zierliches Aussehen. Nicht weit hinter den Hütten der Reiter war ein ebenfalls nur leicht aus Tannenzweigen geflochtenes Wetterdach auf einzelnen Pfosten befestigt, unter dessen Schutz, an einer langen Campirleine angebunden, die Pferde der Schwadron ihren Platz fanden. Da die meisten Lützow'schen Reiter ihre eigenen Rosse mitgebracht hatten, so befanden sich viele höchst edle Thiere unter dieser Zahl. Wie scharrten diese feurigen Pferde jetzt oft ungeduldig mit den Vorderhufen in dem Sande, schüttelten die zierlichen Köpfe mit den klugen Augen, als seien sie unwillig über den Halfterstrick, der sie hier fesselte, und wieherten muthig in die Frühlingsluft hinein.

Auf der Wiese vor dem Lager waren die Kochlöcher angebracht, in denen jetzt die hellen Feuer brannten, und verschiedene Köche sich eifrig be-

mühten, ihre nützliche Thätigkeit zum Wohle ihrer Kameraden auszuüben. Die meisten Lützow'schen Jäger hatten damals noch über mehr oder weniger Mutterpfennige zu gebieten. Da das fette, noch nicht von zahlreichen Truppen ausgesogene Mecklenburg die besten Lebensmittel in Fülle lieferte, auch aus dem nahen Städtchen Boitzenburg alles Nöthige leicht bezogen werden konnte, so lebte man denn hier herrlich und in Freuden, und Schmalhans war nicht Küchenmeister, wie dies sonst bei den Soldaten im Felde leider nur zu häufig der Fall ist. Gar mannigfache und mitunter sehr ergötzliche Gruppen konnte man unter diesen, an den verschiedenen Kochfeuern eifrig beschäftigten Soldaten jetzt bemerken. Das Lützow'sche Corps bestand größtentheils aus Jünglingen der gebildeten Stände, und so befanden sich unter diesen Kochkünstlern, die mitunter mehr guten Willen, als gerade eine vielerprobte Geschicklichkeit besaßen, gar Manche, die vor ihrer Einkleidung in die Uniform es sich wahrlich nicht hätten träumen lassen, daß sie noch die Küchenschürze würden umbinden müssen. Hier z. B. auf dem Rasen lag ein so eben geschlachtetes junges Kalb, welches gemeinschaftlich von der Schwadron erstanden war. Eine weiße Leinwandschürze bis hoch über die

Bruſt vorgebunden, den Waffenrock ausgezogen, die Hemdsärmel weit aufgekrempt, kniete mit ernſter Miene ein junger Mann davor, eifrig bemüht, mit einem zierlichen Taſchenmeſſer daſſelbe künſtlich zu zerlegen. Es war dies ein früherer Student der Medicin, und da ſeine Kameraden behaupteten, daß er, der auf der Anatomie ſo manche Leichen mit ſcharfem Stahl zerſchnitten habe, dadurch auch am Geſchickteſten ſein müſſe, ein Kalb zu zertheilen, ſo hatte man ihm einſtimmig nunmehr dies ehrenvolle Amt übertragen. Zwar meinte ſein Kamerad, der ihm das Fell dabei auseinanderhielt, ein junger, reicher Gutsbeſitzersſohn aus dem Mecklenburgiſchen, er habe früher daheim auf dem väterlichen Gute gar oft Kälber für die Wirthſchaft ſchlachten ſehen, und das Fleiſch müſſe ganz anders geſchnitten werden, wie dies jetzt geſchehe; allein der angehende Mediciner widerlegte ihm ſcherzend mit einer Menge lateiniſcher Kunſtausdrücke, und ließ ſich nicht ſtören, jetzt auch das Kalb eben ſo zu zerlegen, als habe er eine Leiche vor ſich auf dem Secirtiſche des Anatomieſaales. Leider mußte er ſpäter gar manche Neckereien dafür anhören, denn er hatte in ſeinem anatomiſchen Eifer das Fleiſch mitunter gegen den Faden zerſchnitten, ſo daß es dadurch ungleich zäher wurde.

Nicht weit davon saß auf einem Felsstein, behaglich dabei sein Pfeifchen schmauchend, ein anderer Jäger, der so eifrig an einem alten Huhn, was für den Suppenkessel bestimmt war, rupfte, daß er mitunter, wenn ein leiser Windstoß sich erhob, förmlich in eine Wolke von umherfliegenden Federn gehüllt wurde. Er hatte sich eben als Advocat immatrikuliren lassen wollen, als der Krieg ausbrach, und er nun die Feder mit dem Schwerte vertauschte. Scherzend behaupteten seine Kameraden, als Advocat verstehe er das Rupfen am Besten, daher er denn jetzt zum Hühnerrupfer bestimmt wurde, und diesem Posten auch volle Ehre machte. Ein anderer Lützower, der früher Apotheker gewesen war, bemühte sich jetzt, in einem Topfe, den die Försterfrau geliehen hatte, eine höchst pikante Sauce für den zu erwartenden Kalbsbraten zusammenzusetzen, und hielt dabei mit wichtiger Miene einigen neben ihm stehenden Neugierigen einen höchst gelehrten Vortrag über die zweckmäßige Mischung von Sauer und Süß. Die Sauce gerieth indeß vortrefflich, und der Apotheker erhielt dafür auf ewige Zeiten den Ehrennamen „der Saucenmacher." Unter vielem Lachen und Scherzen, und sich dabei oft mit Mehl die Gesichter gegenseitig weißfärbend, versuchte eine Gruppe

luſtiger Jäger, größtentheils lauter reiche Gutsbeſitzersſöhne, Pfannkuchen zu backen, während Andere ſich im Kreiſe auf die Erde gelagert hatten, und mit einander in der edlen Geſchicklichkeit des Kartoffelſchälens zu wetteifern ſuchten. Die hübſchen Taſchenmeſſer, oft mit eleganten Perlmuttergriffen, und die weißen, der Arbeit ungewohnten Hände, an denen oft ſchwere Siegelringe mit ſehr vornehmen Wappen blitzten, zeigten, daß dieſe Kartoffelſchäler Söhne der angeſehenſten Familien ihres Landes ſein mußten. Aber nicht allein die Kochkunſt ward hier ſo eifrig betrieben, ſondern auch in anderen Geſchicklichkeiten, wie ſolche der Soldat im Felde braucht, verſuchten ſich Mehrere. Dort unter einem Baume hatte ſich ein Jäger, ein früherer Regierungsrath aus Berlin, niedergelaſſen und quälte ſich ab, unter manchen ſcherzhaften Flüchen eine Sohle ſeines Stiefels, die ſich vom Oberleder muthwillig gelöſt hatte, durch derbe Stiche wieder daran zu befeſtigen; ein Geſchäft, wobei er ſich äußerſt ungeſchickt benahm. Ein Anderer hatte ſchamhafter Weiſe ſich etwas entfernter hinter einem in voller Blüthe ſtehenden Fliederbuſch ſeinen Platz gewählt, denn er ſaß im bloßen Hemde, da er es für nöthig hielt, die Knöpfe an ſeinen Reitbeinkleidern etwas mehr zu befeſtigen.

Noch andere Jäger putzten ihre Uniformen, fuhren mit der Wichsbürste über den Lederbesatz ihrer Hosen, daß dieser recht hell glänzen sollte, reinigten ihre Pistolen; kurz, trieben alle möglichen derartigen Geschäfte. In einer schnell aus einigen großen Felssteinen improvisirten Feldschmiede war der Escadronschmied eifrig beschäftigt, einigen Pferden neue Hufeisen aufzulegen; gar ungeschickt hielt ein Jäger, ein früherer Student der Theologie, dabei den Huf seines Pferdes, welches sich nicht recht gut beschlagen lassen wollte, auf, und vermochte das Thier nicht zu bemeistern, bis endlich ein anderer Kamerad, ein gelernter Oekonom, gutmüthig seinen Platz einnahm. Und bei allen diesen Verrichtungen jubelte, pfiff und jauchzte es überall auf die lustigste Weise, und Scherze und Witze in den verschiedensten Mundarten Deutschlands schwirrten bunt durcheinander. Zwar bestand seiner großen Mehrzahl nach das Lützow'sche Corps aus Norddeutschen, vorzugsweise Preußen, Mecklenburgern und Hannoveranern; doch waren auch einzelne Süddeutsche, besonders solche, die zur Zeit seiner Errichtung gerade auf norddeutschen Universitäten studirt hatten, darunter. Hier diesem blondgelockten Jüngling hörte man den echten Schwaben schon auf hundert Schritte an, während

ſein hoher ernſter Kamerad, mit dem er gemeinſam Waſſer aus dem tiefen Ziehbrunnen zum Tränken der Pferde ſchöpfte, unverkennbar ein Sohn der rothen Erde in Weſtfalen ſein mußte. Selbſt einzelne, aber nur ſehr wenige Nichtdeutſche befanden ſich in dieſem, für alle Zeiten denkwürdigen Corps. So war der männlich ſchöne Jäger, der ſich jetzt einſam unter eine Eiche geſetzt hatte, mit dem gebräunten Geſicht, dem ſchwarzen Haar und den dunklen lebendigen Augen, ein Sohn Andaluſiens. Napoleon's Machtſpruch hatte ihn als Gefangenen in ein ſpaniſches Regiment, das in Rußland mit fechten mußte, gewaltſam eingereiht. Die Auflöſung der großen Armee in den ruſſiſchen Eisfeldern gab ihm ſeine augenblickliche Freiheit wieder, er ſchlich ſich mühſam bis nach Berlin durch, und da er die Unmöglichkeit erkannte, jetzt nach Spanien zu gelangen, um dort in die Reihen ſeiner alten Kameraden einzutreten, ſo ließ er ſich unter Lützow's Jägern anwerben, in der gegründeten Hoffnung, auch in dieſem Corps recht oft ſeinem grimmigen Haß gegen die Franzoſen, dieſe Tyrannen ſeines Vaterlandes, durch kräftige Schwerthiebe Luft machen zu können. Wie träumeriſch und ſinnend ſaß er jetzt da! Weilten vielleicht ſeine Gedanken an den Ufern des Gua-

dalquivirs, wo irgend eine ſchwarzäugige Sennorita ſeiner mit heißer Liebe gedachte? Oder hätte der klare blaue Himmel und die milde Frühlingsſonne ihm ein vermehrtes Heimweh nach dem fernen Vaterlande, wo freilich der Himmel noch dunkler bläute und die Sonne goldiger ſchien, eingeflößt? Oder waren es gar trübe Todesahnungen, die jetzt ſchon ſein Herz bedrückten, wie dies bei dem Soldaten im Felde ſo oft vor ſeinem nahen Tode der Fall iſt? Wollte doch ſein Geſchick, daß er die ſo heiß geliebte Heimath nicht wieder erblicken ſollte, denn ſchon nach wenigen Tagen fiel er, in dem Gefecht an der Göhrde tapfer kämpfend, mit dem Säbel in der Hand. So fand der Sohn Andaluſiens auf deutſcher Erde ſeinen Tod, und eine deutſche Eiche beſchattete ſein einſames Grab.

Etwas weiter von dem Hüttenlager entfernt, wurden einzelne Abtheilungen der Mannſchaft mit großem Eifer in den Waffen geübt. Hier ſtand ein ergrauter Wachtmeiſter, der früher ſchon lange Jahre bei den preußiſchen Huſaren gedient hatte, in ſelbſtbewußter Haltung, und übte einem Dutzend Rekruten die Schwadronshiebe mit dem Säbel ein. Komiſch war es, wie der alte Schnauzbart, der an eine frühere, unendlich grobe Behandlung ſeiner

Rekruten gewöhnt war, ſich jetzt in die ungleich höflicheren Formen, die bei dem Lützow'ſchen Corps herrſchten, nicht gleich hineinfinden konnte. Er fing ſeine Rede oft mit einem „Kreuzhimmelmillionenſchockſchwerenoth, ein Mondkalb wäre nicht ſo ungeſchickt!" an, und ſetzte dann plötzlich, ſich beſinnend, ungleich artiger hinzu: „Herr Graf, ſo wie ich es Ihnen jetzt vormache, müſſen Sie aber den Hieb führen, oder Sie hauen, wenn Sie im Sattel ſitzen, Ihrem eigenen Pferde die Ohren vom Kopfe." Im Ganzen geſchah das Exerciren aber ſchnell und aufmerkſam, und ſelbſt der Wachtmeiſter erklärte ſich mit dem Eifer ſeiner „Herren Rekruten" vollkommen zufrieden. Auf einem andern Platze wurden einzelne Remonten zugeritten, oder Rekruten erhielten noch den nothwendigen Reitunterricht. Wie kräftig klang das Commando des hier commandirenden jungen Officiers, eines frühern Stallmeiſters der berühmten Göttinger Univerſitätsreitbahn: „Volte" — „Gerade aus!" Unter dieſen jetzt reitenden Rekruten der Schwadron finden wir auch das junge Bauermädchen Marieken, deren Angehörige der General Vandamme bei Bremen hatte erſchießen laſſen. Unter dem Schutz des alten Bruhn, der ſie für ſeinen Neffen ausgab, hatte ſie ſich vor einigen Wochen in Boitzenburg

als Rekrut anwerben lassen, und bisher ihr Geschlecht so gut zu verbergen gewußt, daß weder irgend einer ihrer Kameraden noch Vorgesetzten eine Ahnung davon hatte, daß sie ein verkleidetes Mädchen sei. Mit musterhaftem Pflichteifer erfüllte sie alle Obliegenheiten ihres Standes, lernte mit großer Geschicklichkeit die Waffen führen und militärisch reiten, so daß sie bald bei ihren Vorgesetzten sehr beliebt wurde, zeichnete sich aber sonst durch ihr stilles, schwermüthiges Wesen und ihren großen Hang zur Einsamkeit in diesem Corps, das so sehr viele heitere, lebenslustige Elemente enthielt, merklich aus. Sie galt für einen Bauernsohn von der Weser, hatte den Namen ihres Bruders angenommen, und es war bekannt, daß der General Vandamme ihre nächsten Angehörigen hatte erschießen lassen, daher Alle ihre jetzige Zurückgezogenheit sehr erklärlich fanden, und sie weiter nicht durch unnütze neugierige Fragen belästigten. Der Nebenmann dieses jungen hannover'schen Bauermädchens war der schon erwähnte Spanier. Beide verstanden sich zwar sehr schlecht, und konnten nur mühsam mit einander sprechen, aber dies hinderte nicht, daß sie eine wahre kameradschaftliche Theilnahme gegenseitig gefaßt hatten, und sich gern kleine Gefälligkeiten erwiesen;

lebte doch in beiden dieſer gleiche glühende Haß gegen Napoleon und deſſen Schaaren, und ſchon dies gemeinſame Gefühl verband ſie näher mit einander.

Der ſtattliche Oberjäger, der ſo eben mit eben ſo viel Geſchick als Kraft ein junges ſchönes Remontepferd, welches das Schießen mit der Piſtole noch nicht vertragen konnte, bezwungen hatte, jetzt abſaß und das ſchäumende Thier liebkoſend ſtreichelte, iſt ebenfalls ein früherer Bekannter von uns, der alte Bauer Bruhn. Als er die Elbe glücklich paſſirt hatte, war er mit ſeinem jungen Begleiter ſogleich nach Boitzenburg geritten, und hatte ſich dort als Freiwilliger bei der Lützow'ſchen Reiterei anwerben laſſen. Zwar wäre Bruhn ſeiner Neigung nach wohl lieber bei hannover'ſchen Truppen eingetreten, allein die hier errichteten derartigen Corps beſtanden nur aus Infanterie, und bei dieſer Waffengattung wollte er, als früherer langgedienter Cavalleriſt, ungern dienen. Die beiden, ſolide und zuverläſſig ausſehenden Männer, die ſich ihre eigenen trefflichen Pferde mitbrachten, wurden ſehr gern angenommen, und da Bruhn ſeinen ehrenvollen Abſchied, wonach er früher zwölf Jahre bei den churfürſtlich hannover'ſchen Dragonern gedient hatte, vorwies,

ſo war er doppelt willkommen, und ward ſogleich zum Oberjäger befördert. Fehlte es doch ohnehin in dem neuerrichteten Corps, das größtentheils aus jungen, unerfahrenen Freiwilligen beſtand, nur zu ſehr an alten, erfahrenen Männern, welche den praktiſchen Reiterdienſt hinlänglich kannten. Die echte Soldatennatur des alten Bruhn zeigte ſich jetzt bald in recht bemerkbarer Weiſe. Kaum wenige Tage hatte er erſt wieder die Uniform angezogen, ſo war er vollſtändig mit den Einzelheiten des Dienſtes vertraut, und nicht lange dauerte es, ſo ward er von ſeinem Rittmeiſter als einer der zuverläſſigſten Oberjäger der ganzen Schwadron hoch geſchätzt.

In dem ſchwarzen Waffenrock, den Tſchako mit dem wehenden Roßſchweif auf dem Haupte, ſah der alte Bruhn jetzt faſt noch ſtattlicher aus, als früher in ſeinem weiten, bequemen blauen Bauerrock. Sein grauweißes Haar und der weiße Schnurrbart, den er ſich nunmehr hatte wieder wachſen laſſen, vermehrten noch das Ehrwürdige ſeiner Erſcheinung, und ſelbſt der ſonſt vielleicht übermüthigſte Lützow'ſche Jäger aus dem vornehmſten Adelsgeſchlecht behandelte den alten Oberjäger ſtets mit unverkennbarer Hochachtung. Auch der neuangekommene Theodor Körner, der, von einigen

näheren Freunden begleitet, jetzt überall im Lager umherwandelte, und die ſich ſeinem Blicke vielfach darbietenden verſchiedenen hübſchen Gruppen mit erſichtlichem Wohlgefallen betrachtete, begrüßte ſeinen Kameraden Bruhn mit großer Herzlichkeit, und Beide unterhielten ſich längere Zeit mit einander. Es war intereſſant, dieſe zwei, an Bildung, früherer Lebensſtellung und Alter ſonſt ſo ſehr verſchiedenen Männer, die nun Beide das gleiche Ehrenkleid eines Lützow'ſchen Oberjägers trugen, neben einander ſtehen und ſich kameradſchaftlich unterhalten zu ſehen. Bruhn, der alte einfache Bauer aus der Lüneburger Haide, der bereitwillig Haus und Hof verlaſſen hatte, um abermals den Rock des Kriegers anzulegen, und auf Leben und Tod mit den gehaßten Fremden zu kämpfen, und Körner, der gebildete, höchſt begabte Poet aus Dresden, der ſchon damals als Bühnendichter ſich einen höchſt geachteten Namen erworben, und in Wien eine angenehme Stelle bekleidet hatte, die er augenblicklich aufgab, um bei der Bildung des Lützow'ſchen Corps in daſſelbe einzutreten; konnte man wohl zwei verſchiedenere und dabei doch auch wieder würdigere Repräſentanten des deutſchen Volksthums finden? Ob Poet oder Bauer, Sachſe oder Hannoveraner, jetzt

war dies Alles gleich, es galt nur, daß jeder Gau unſeres großen Vaterlandes ſeine beſten Söhne zum blutigen Streit gegen unſere übermüthigen fremden Tyrannen freudig ſandte. Der gleiche Zweck konnte dann ſchon ſo Viele, die ſonſt im Leben ſich ſo fern geſtanden hatten, brüderlich vereinen, und wahrlich, bei Lützow's wilder verwegener Jagd war dies der Fall.

Und wie nun Körner und noch einige andere Officiere eben in dem freundſchaftlichſten und kameradſchaftlichſten Geſpräch mit dem Oberjäger Bruhn begriffen waren, und aufmerkſam ſeinen praktiſchen Erfahrungen über die Behandlung der jungen Pferde zuhörten, da kam ein alter Jude, im groben, grauen Rock und vor Alter faſt ſchon roth gewordenen Filzhut, durch das Lager geſchlichen. Viele der Jäger, die ihn nicht kannten, ſpöttelten wohl über eine ſolche Erſcheinung, und einzelne beſonders Uebermüthige riefen neckend: „Mauſchel, hier iſt Nichts zu handeln und zu ſchachern, hier kannſt Du keinen „Schmu" machen." Ohne ein Wort auf dieſe Rohheiten zu erwiedern, ja, wie es den Anſchein hatte, ohne ſie nur zu beachten, ging der Jude, welcher Jemanden zu ſuchen ſchien, ruhig ſeines Weges fort. So wie aber der ſcharfe Blick des Oberjägers

Bruhn den Kommenden erkannte, ſprach er freundlich zu der ihn umſtehenden Gruppe: „Entſchuldigen Sie, meine Herren, dort kommt mit mein beſter Freund, den ich habe, und einer der wackerſten Ehrenmänner, die ich kenne," und eilte nun ſchnell dem Hauſirer Iſaack entgegen. Wie herzlich war der Händedruck, mit dem dieſe beiden Männer, die ſich, ſeit ſie Lüneburg verlaſſen hatten, noch gar nicht wieder geſehen, begrüßten, und mit wie freudigen Blicken betrachteten ſie ſich jetzt. Erſtaunt ſahen Alle im Lager dieſe auffallende Erſcheinung, und Manche, die ſo eben den alten Schacherjuden verſpottet hatten, ſchämten ſich jetzt ihrer Rohheit.

„Gottes Wunder, Bruhn, wie ſeht Ihr denn aus in dem Rock des Soldaten, hätte wahrhaftig Mühe, Euch wieder zu kennen! Was wohl die Leute in Ehmsbüttel und den anderen Dörfern der Haide die Augen würden groß aufreißen und vor Verwunderung die Mäuler weit aufſperren, wenn ſie ſähen, daß der alte Bruhn, der da den beſten und reichſten Bauerhof zehn Meilen weit in der Runde hat, iſt in ſeinen alten Tagen noch wieder gegangen unter die Soldaten, und hat angezogen den ſchwarzen Schnürrock und hat aufgeſetzt

den Tschako mit dem langen Pferdeschwanz vorn davor der Lützow'schen Jäger," rief Isaack aus.

„Ja, ich hätte es selbst nicht geglaubt, daß ich noch wieder ein Soldat werden müßte. So schwer es mir auch ward, Weib und Kind, Haus und Hof zu verlassen, so gefällt es mir doch sonst recht gut, und ich bereue es nicht, daß ich bei den Lützowern Dienste genommen. Wenn es nur erst bald wieder gegen die Feinde losginge," antwortete Bruhn, wiederholt noch die Rechte des Hausirers herzlich schüttelnd.

Wie es nun einmal die tiefeingewurzelte Gewohnheit des Juden war, hatte dieser inzwischen einige Male mit der Hand über das Tuch des Waffenrockes gestrichen, um dessen Feinheit zu erproben, und er konnte sich nicht enthalten, in den Ausruf dabei auszubrechen: „Ein eppes feines Tuch tragt Ihr da am Rock, muß doch die Elle wohl über zwei Thaler davon kosten. Habt Ihr es gekauft beim Kaufmann Claaren da in Boitzenburg, der führt gute Waare und ist auch reell."

Ein herzliches Gelächter des alten Bruhn war dessen Antwort auf diese Fragen des Hausirers. Im eifrigen Gespräch wanderten Beide nun noch längere Zeit mit einander auf und ab, denn sie hatten sich gegenseitig viel zu fragen und

zu antworten. Wußte doch Bruhn ſeit dem Abend, daß er fortreiſen mußte, Nichts von der Heimath, während Iſaack durch ſeine größere Gewandtheit und vielfache Verbindungen mitunter noch Nachrichten aus der von den Franzoſen jetzt ſtark beſetzten Lüneburger Gegend einzuziehen verſtand. Eine große Freude empfand der Oberjäger aber, als ihm Iſaack heimlich mittheilte, daß wahrſcheinlich ſchon am nächſten Tage der jetzt in Boitzenburg commandirende ruſſiſche und zugleich auch engliſche Generallieutenant von Wallmoden über die Elbe zu gehen und die Franzoſen anzugreifen verſuchen werde. Der Hauſirer, der ſeit dem Tage von Lüneburg bei den Heerführern der verbündeten Truppen das unbedingteſte Vertrauen genoß, hatte den gefährlichen Auftrag erhalten, und ſolchen auch bereitwillig angenommen, in dieſer Nacht noch heimlich ſich über die Elbe ſetzen zu laſſen, um die Stellungen der Franzoſen dort auszukundſchaften.

„Das iſt ein gefährliches Unternehmen, was Ihr dort ausführen wollt, Iſaack. Bedenkt, daß, wenn die Franzoſen Euch erwiſchen, ſie Euch ohne Weiteres an den erſten beſten Baum aufknüpfen," ſprach bei dieſer Eröffnung warnend der Oberjäger Bruhn.

„Steh' ich doch überall unter Gottes Schutz, ohne deſſen Willen ja kein Sperling vom Baume herabfällt. Jeder muß dienen jetzt dem Vaterlande nach ſeiner Art. Ihr, der tapfere, ſtarke Soldat, mit dem ſcharfen Säbel in der Hand, ich, der alte, ſchwache Hauſirjude, durch die Schnelligkeit meiner Beine und meine Schlauheit," entgegnete der Jude.

Ein neuer, herzlicher Händedruck des Oberjägers war deſſen einzige Antwort auf dieſe patriotiſchen Worte ſeines jüdiſchen Freundes. Als ſein Gaſt nahm der Hauſirer nun an dem Mittagsmahle, was von den meiſten Kameradſchaften unter dem Schatten der grünen Buchen eingenommen wurde, Theil. Es war jetzt unter den Jägern bekannt geworden, wie wacker der unſcheinbar ausſehende Hauſirer ſich ſchon bei Lüneburg benommen habe, und er ward überall mit den Zeichen der unverkennbarſten Werthſchätzung begrüßt. Einer ſeiner Verſpötter von vorhin, ein etwas übermüthiger früherer Student, trat jetzt mit einem gefüllten Weinglaſe zu ihm heran und ſprach: „Ich habe mich vorhin recht dumm benommen, das ſehe ich jetzt ſelbſt ein, und bitte herzlich um Entſchuldigung. Ich denke es iſt am Beſten, wir trinken nun Brüderſchaft

mit einander und nennen uns fortan Du und Bruder. Also angestoßen darauf."

Zwar wußte Isaack anfänglich nicht recht, was er aus diesem seltsamen Begehr machen sollte, denn die Bedeutung des Brüderschafttrinkens war ihm vollständig fremd; mit echt jüdischer Schlauheit fand er sich aber bald darein, und besaß Humor genug, das Ganze als einen Scherz anzusehen und bereitwillig darauf einzugehen. So tranken denn, unter dem Beifallsgerufe vieler Umstehenden, der alte Hausirjude und der junge Lützow'sche Jäger Brüderschaft mit einander und nannten sich fortan auch wirklich Du.

Die Anwesenheit Theodor Körner's, der am Abend noch wieder zurückreiten wollte, ward auf mehrfache Weise von den Jägern der Schwadron zu feiern gesucht. Besonders that sich ein aus den besten Sängern gebildeter Chor rühmlichst hervor und trug die so begeisternden Kriegslieder des jungen Dichters in trefflicher Weise vor. Rauschenden Beifall fand Körner's neuestes Lied.

Frisch auf, Ihr Jäger, frei und flink!
Die Büchse von der Wand!
Der Muthige bekämpft die Welt.
Frisch auf den Feind! Frisch in das Feld
Für's deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süden, Ost
Treibt uns der Rache Strahl,
Vom Oderflusse, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
Und aus dem Donau-Thal.

Doch Brüder, sind wir all' zusammen,
Und das schwellt unsern Muth;
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues, deutsches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Herd,
Die schändlichste Tyrannenmacht
Bekämpfen wir in freud'ger Schlacht,
Das ist des Blutes werth.

Ihr aber, die uns treu geliebt,
Der Herr sei euer Schild;
Bezahlen wir's mit unserm Blut,
Denn Freiheit ist das höchste Gut,
Ob's tausend Leben gilt.

Drum munt're Jäger, frei und flink,
Wie auch das Liebchen weint;
Gott hilft uns im gerechten Krieg,
Frisch in den Kampf, Tod oder Sieg,
Frisch, Brüder, auf den Feind!

Selbst der alte Bruhn war zuletzt mit in den Kreis der Sänger eingetreten, und stimmte kräftig in den vollen Chor: „Frisch in den Kampf, Tod oder Sieg, Frisch, Brüder, auf den Feind!" mit ein.

Fern von dem Kreiſe der ſo froh ſingenden Jäger ſaß aber das junge Bauermädchen, und die hellen Tropfen rannen ihr über die einſt ſo vollen und nunmehr ſo bleichen Wangen. Hatte ſie doch zu viel verloren, um je wieder ſich einer heitern Fröhlichkeit hingeben zu können.

Und wie die Jäger nun den ſchönen, klaren Frühlingsnachmittag noch in voller Luſt verbrachten, dort ſich ein Sängerkreis gelagert hatte, während etwas entfernt mehrere andere Gruppen ſich im Scheibenſchießen mit der Piſtole oder Büchſe übten, wobei die Scheibe einen Napoleonskopf darſtellte, Andere fochten oder gymnaſtiſche Uebungen anſtellten; kurz alle möglichen Beluſtigungen trieben, mit denen häufig eine vermehrte Uebung im Waffendienſt verbunden war, da kam plötzlich der Commandant der Escadron, der von ſeiner geſammten Mannſchaft ſo hoch verehrte Rittmeiſter von Bornſtädt, der in Boitzenburg geweſen war, angeſprengt. Schon unter dem Major von Schill hatte dieſer wahre deutſche Held und Ehrenmann muthig gegen die Franzoſen gekämpft, und ſich jetzt im Lützow'ſchen Corps ſehr bald die allgemeine Zuneigung ſeiner Kameraden und Untergebenen zu erwerben verſtanden. Freudiger als ſonſt erglänzte am heutigen Nachmittag ſein Geſicht, und ſchon

aus der Ferne rief er mit seiner starken Commandostimme: „Jäger, Jäger, ich habe Euch eine sehr frohe Nachricht zu bringen.“ Eine gewaltige Wirkung brachten diese wenigen Worte aber hervor. Die Sänger hörten mitten in der Strophe des Gesanges inne, die Scheibenschützen setzten die schon im Anschlage gelegenen Pistolen und Büchsen sogleich wieder ab, ein Kreis froher Zecher nahm sich kaum noch Zeit, die gefüllten und schon zum Anstoß erhobenen Gläser noch zu leeren; in eiliger Hast stürzten Alle zu ihrem Rittmeister hin, und schaarten sich dicht um dessen schäumendes Pferd, um die angekündete frohe Botschaft zu vernehmen.

„Ich will Euch mittheilen, Jäger, daß Seine Excellenz der Generallieutenant von Wallmoden mir so eben den Befehl ertheilt hat, in zwei Stunden die Schwadron marschfertig zu halten damit wir heute Abend noch abmarschiren können. Es geht vorwärts gegen den Feind, und hoffentlich bekommen in den nächsten Tagen schon unsere Säbel die erste blutige Arbeit,“ sprach der Rittmeister, und gar freudig blitzte dabei sein Auge.

Einen unbeschreiblichen Sturm der Begeisterung rief diese Botschaft aber bei den schwarzen Jägern hervor, da sie schon so lange darauf gehofft hatten,

ihren ersten Waffengang gegen den Feind machen zu können. Das Hochgerufe auf den General von Wallmoden, den Major von Lützow und den Rittmeister von Bornstädt schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Eine Weile ließ Letzterer seine feurigen Jäger, unter denen sich ja so viele jugendliche Brauseköpfe befanden, ihre Lust austoben, und ein stolzes Lächeln, solche muthige Soldaten anzuführen, glitt über sein Gesicht, dann commandirte er plötzlich: „Achtung — angetreten!"

Wie ein Zauberschlag brachte dies Commando die ganze, eben noch so lustige und lärmende Schaar zur ruhigen Stille, die strenge Disciplin des Soldatenstandes trat in ihr volles Recht, und die Schwadron stand, in zwei Gliedern aufmarschirt, in überraschend schneller Zeit untadelhaft da. Der Rittmeister von Bornstädt, der inzwischen von seinem Rosse abgesessen war, trat jetzt vor die Front, ertheilte die weiteren Befehle, die für den Marsch nothwendig waren, und machte die Officiere und Oberjäger dafür verantwortlich, daß in ihren Zügen und Beritten Alles in bester Ordnung sein müsse. Bald ertönte das Commando: „Auseinander!" und eilig zerstreuten sich die Jäger, um Alles für den Abmarsch zu rüsten. Und abermals bot das Lager ein Bild der regsten

Thätigkeit dar, und doch war dies jetzt ein ganz anderes, als vorhin am Morgen. Der Ernst des Krieges trat nunmehr in den Vordergrund, und eifrige Arbeit machte sich überall sichtbar. Hier sattelten einige Jäger ihre Pferde mit dem vollen Feldgepäck, und benahmen sich theilweise wohl noch etwas ungeschickt dabei, so daß ältere, erfahrenere Kameraden sie mit Rath und That hülfreich unterstützen mußten. In solchen Augenblicken hatte der altgediente Cavallerist, mochte er früher vielleicht auch nur ein Bauerknecht gewesen sein, ein entschiedenes Uebergewicht über den jungen, begeisterten Freiwilligen, der aus der vornehmsten Familie stammte; andere Jäger nahmen den Hafer in Empfang, der jetzt ausgetheilt wurde, da eine dreitägige Ration mitgenommen werden sollte. Manches zarte Mutterſöhnchen, das bisher nur in den elegantesten Kreisen gelebt hatte, mußte alsbald den schweren Hafersack auf den Rücken nehmen, oder dabei helfen, das Heu in feste Rollen zu drehen, daß solche gut vorn am Sattel aufgebunden werden konnten. Geschäftig eilten die Officiere und Oberjäger jetzt hin und her, ordneten, musterten, befahlen, ja fluchten auch wohl mitunter tüchtig dazwischen, wie dies im Soldatenleben nun einmal stets vorkommen wird. Mit

der Thätigste und Erfahrenste von Allen war aber jetzt der alte Bruhn, und sein Beritt, der dazu größtentheils lauter junge ehemalige Studenten enthielt, die häufig mehr Eifer als praktische Uebung im Reiterdienst besaßen, stand am Frühsten vollständig zum Aufsitzen bereit beisammen. Dem scharfen Blick des Rittmeisters von Bornstädt, der unabläßig prüfend, musternd und anordnend umherging, war diese Thätigkeit nicht entgangen. Wohlgefällig klopfte er dem Alten auf die Achsel, und sprach lobend: „Brav so, mein Alter; — so ein tüchtiger, erfahrener Unterofficier, wie Sie es sind, ist ein wahrer Schatz für jede Schwadron," und fügte dann, sich an die Jäger wendend, noch hinzu: „Ich kann Ihnen Allen hier nur den Oberjäger Bruhn zum Muster empfehlen, von dem Sie noch Vieles lernen können."

Auf die Minute zur bestimmten Stunde vollständig zum Abmarsch bereit, stand die Schwadron aufmarschirt da. Die eben im Untergang begriffene Sonne färbte das breite Band der Elbe mit goldrothem Schein, und in ihren letzten Strahlen blitzten die Gewehre der auf dem jenseitigen Ufer aufgestellten französischen Wachtposten so hell, daß man sie von der Höhe, auf der die Schwadron jetzt hielt, deutlich erkennen konnte. Solche Feinde

aber wo möglich aus dieſen Gegenden zu vertreiben, war der Zweck des jetzigen Abmarſches, und mit freudiger Kriegsluſt erfüllte dieſer Gedanke die Herzen der Jäger. Wo der Kampf aber ſtattfinden werde, und ob der General von Wallmoden es beabſichtigte, bereits hier bei Boitzenburg den Uebergang zu wagen, wo dann der Kampf vielleicht ſchon in den nächſten Stunden beginnen würde, oder ob mehr oberhalb der Strom paſſirt werden ſollte, wußte Niemand. Gerade dieſe Ungewißheit, in der ſich Alle befanden, erhöhte mit ihre Spannung. Der alte Iſaack, der allein genau von Allem unterrichtet war, hatte nach kurzem, herzlichem Abſchied von Bruhn aber ſchon vor einigen Stunden unbemerkt das Lager verlaſſen, um ſeine gefährliche Wanderung anzutreten.

Das Commando: „Zu Zweien rechts brecht ab, — Marſch!“ des Rittmeiſters von Bornſtädt ertönte, die drei Trompeter fingen einen Marſch zu blaſen an, und in den ſchon dämmernden Frühlingsabend hinein ritten die ſchwarzen Jäger ihrem erſten Waffengang mit dem Feinde entgegen. In Boitzenburg, deſſen Fenſter hell erleuchtet waren, ſchloſſen ſich noch andere Truppen der Lützow'ſchen Schwadron an, und einige Stunden wurde in der hellen, warmen Mainacht noch fortmarſchirt, bis

man dann in einem Tannenwäldchen eine kurze Weile bivouakirte.

Erſt zwei Tage ſpäter überſchritt der General von Wallmoden bei Dömitz die Elbe, und am elften Mai hatten die Lützower an der Göhrde ihr erſtes rühmliches Gefecht mit den Franzoſen.

3.

Ein trauriges Pfingstfest.

Mit seiner vollen Pracht hatte der Frühling zwar sein Reich in den deutschen Gegenden der Unter-Elbe wieder angetreten, und überall grünte und blühte es so herrlich, daß jedes Menschen Auge sich daran ergötzen, und sein Herz freudig schlagen mußte, und doch wollte die wahre Frühlingsluft sich diesmal nirgends hier unter allen Bewohnern zeigen. Mit welch allgemeinem Behagen wird sonst in allen diesen niedersächsischen Dörfern an beiden Ufern des mächtigen Stromes Pfingsten, das hier als das wahre Fest des Frühlings gelten kann, denn Ostertage mit Schnee und Eis kommen hier zu oft noch vor, gefeiert! Schon Tage, ja selbst Wochen lang vorher rüstet sich Alt und Jung, Arm und Reich, Mann wie Weib mit besten Kräften dazu, um dies Pfingstfest nun auch auf eine möglichst freudige Weise zu verleben.

Die Dorfstraßen, die gerade in diesen Landstrichen oft des feuchten Klimas und schwerern Bodens wegen in einem nur zu verwahrlosten Zustande sich zeigen, werden sicherlich jetzt möglichst gründlich auszubessern gesucht. Erwartet jedes Dorf doch zum Pfingstfest gewiß eine mehr oder minder große Zahl froher Gäste aus den nächsten Städten, die sonst vielleicht das ganze Jahr über solches niemals betreten, und eine Schande, die mit Recht viele scharfe Spötteleien nach sich ziehen möchte, würde es sein, fänden diese zu irgendwie gegründetem Tadel an den Wegen, die ihr Fuß betreten muß, Veranlassung. Wie die Straßen verbessert werden, so schmückt sich auch das Aeußere und Innere aller Häuser und Höfe, damit ja das ganze Dorf sich in seiner größten Reinlichkeit zu zeigen vermag. Jeder nur irgendwie wohlhabende Voll- oder Halbbauer hier läßt zum Pfingstfest sein Haus mit frischer Kalktünche überstreichen, damit dessen Wände in tadelloser Weiße glänzen; das lange, tief herunterreichende, moosbewachsene Strohdach wird von den Beschädigungen, die der schneereiche Winter und die hier mächtig brausenden Herbst- und Frühjahrsstürme alljährlich zufügten, wieder ausgebessert, und sind die Erträgnisse der letzten Ernte nicht gar so schlecht ausgefallen, so opfert

der Gehöftsbesitzer gern einige harte Thaler, damit alle von außen sichtbaren Balken und Ständer mit braunrother Theerfarbe wieder neu angestrichen, ja wo möglich die Thüren und Fensterladen seines Wohnhauses mit grasgrüner Oelfarbe neu überpinselt werden. Selbst die ärmeren Kossäthen, deren beschränkte Mittel ihnen solche Ausgaben nicht gestatten, suchen zu Pfingsten doch ihren kleinen niederen Häuschen ein möglichst reinliches und ordentliches Aussehen zu geben. Der Misthaufen, der hier sonst nur zu oft bis unmittelbar an die Hausthür reicht, wird mehr zusammengeschichtet und geordnet, so daß man in das Haus gelangen kann, ohne sich an ihm beschmutzen zu müssen; alle Lücken und Löcher in den Wänden werden vom fleißigen Hausvater in seinen spärlichen Abendfeierstunden selbst ausgebessert, das unordentlich umherliegende Buschholz gerade zusammengelegt, der kleine Stall, in dem sich das grunzende Schwein, dieses Lieblingsthier und größter Reichthum der ganzen Familie, befindet, neu gereinigt, und auch die arbeitsgeplagteste Kossäthenfrau versäumt es nicht, für dies Fest alle die wenigen Räume, über welche sie zu gebieten hat, reinlich zu scheuern, zu putzen, und selbst die von vielmonatlichem Schmutze fast erblindeten

kleinen grünen Fenstergläser so rein zu waschen, daß sie im Glanze der klaren Frühlingssonne jetzt eben so blitzen und funkeln, wie die großen Spiegelglasscheiben im herrschaftlichen Schlosse da droben auf der Anhöhe hinter der langen, jetzt so frisch grün schimmernden Pappelallee. Ist Reinlichkeit doch oft nur der einzige Schmuck, welchen der Arme seiner kleinen Wohnung an einem Festtage zu verleihen vermag, und selbst diese stets so herzustellen, wie er es selbst am Liebsten wünschen möchte, gestattet ihm leider nicht immer die nur zu karg zugemessene Zeit, über welche er für sich selbst gebieten kann.

Aber nicht blos für das möglichst stattliche Aussehen der Wege und Höfe, Häuser und Ställe, Stuben und Kammern werden in allen Dörfern alljährlich zum Pfingstfest stets die größten Anstrengungen gemacht, sondern man bestrebt sich auch sonst noch, solches möglichst zu feiern. In den wohlhabenderen Bauergehöften wird häufig ein Kalb für den Pfingstbraten geschlachtet, und in der Woche vorher arbeiten die vollen rothen Arme der Dienstmägde eifrig daran, den Teig aus feinem, wohlgesiebten Weizenmehl ja recht tüchtig durchzukneten, damit das außergewöhnliche feine Brod, was überall statt des sonst üblichen groben

Schwarzbrodes zum Feste gebacken wird, dem Gehöfte ja keine Schande mache. Die Mägde eines Bauernhauses, deren Feinbrod am Pfingstfeste schlecht gerathen wäre, würden von allen übrigen Dirnen des ganzen Dorfes deshalb nicht wenig verspottet werden. Weiß doch selbst der ärmste Tagelöhner dafür zu sorgen, daß an den beiden Pfingstfeiertagen stets ein kräftiges, frisches Fleisch auf seinem Mittagstisch dampft, und seine Kinder sich an dem ihnen seltenen Genuß des weißen Brodes aus fein gesiebtem Mehl nach vollem Begehr erlaben können. In den wohlhabenderen Bauergehöften wird außerdem noch Butterkuchen zum Nachmittagskaffee für die erwarteten städtischen Gäste gebacken, und die sonst oft etwas nährige Bauerfrau schont jetzt die Töpfe mit der frischen Maibutter, und die Körbe, in denen die neu gelegten Eier aufbewahrt sind, nicht im Mindesten, damit das Gebäck ja gut gerathe und die Wirthin lobe, wie sie auch sonst für guten Schinken und selbstgestopfte Mettwürste noch zu sorgen weiß, während der Hausvater nicht versäumt, eine Tonne starkes Bier und ein Fäßchen des besten Branntweins aus der Stadt, wo er vielleicht jetzt die letzten Körner der vorjährigen Ernte verkaufte, auf seinem Wagen mit daheimzubringen. Mit

welchem Eifer sind auch alle Handwerker, welche besonders für die Bedürfnisse der Landbewohner arbeiten, in der letzten Zeit vor dem Pfingstfeste thätig! Der Dorfschneider muß selbst einen Theil der jetzt schon so kurzen Nächte mit zur Hülfe nehmen, um alle die blauen Tuchjacken, welche die ledigen Burschen, oder gar die langen Kirchgehröcke mit den blanken Silberknöpfen, welche die wohlhabenderen Gehöftsbesitzer zum Pfingstfeste bei ihm bestellt haben, rechtzeitig abliefern zu können. Wehe dem armen Schneider, hätte er es versäumt, einem Knechte die bestellte Jacke wirklich nicht rechtzeitig genug abzuliefern, denn die derben Fäuste des ob solcher sträflichen Vernachlässigung mit Recht Ergrimmten würden leicht ihm eine nur zu fühlbare Ermahnung davon hinterlassen haben. Der Schuster hämmert unverdrossen die dicksten Sohlen auf die plumpen rindsledernen Stiefel mit den langen Schäften, denn diese sollen beim Tanze am Pfingstmontag-Abend in der Dorfschenke den Stolz ihres glücklichen Besitzers bilden, während am Dorfteiche gar eifrig gewaschen wird, und alle Zäune und Stangen mit nassen Hemden, mit Schürzen und Tüchern und allen anderen verschiedenen Kleidungsstücken für Alt und Jung, Mann wie Weib bedeckt sind, damit die warme Sonne

ſie für das zu erwartende Feſt ja recht rein trocknet. Jedes Mädchen, das ſich irgendwie ein neues Band, ein friſches grellfarbiges Tuch, jede Frau, die ſich eine bunte Schürze oder ſonſt irgendwie ein anderweitiges Putz- oder Kleidungsſtück kaufen will, ſchiebt dies wo möglich bis kurz vor das Pfingſtfeſt auf, damit ſie ſich alsdann im neuen Glanze zeigen kann. Für den langen Iſaack waren früher nächſt der Weihnachtswoche die Tage kurz vor Pfingſten ſtets die geplagteſten, aber auch einträglichſten des ganzen Jahres geweſen, in denen er von Tagesanbruch bis in die ſinkende Nacht unermüdet mit ſeinem ſchweren Packen ſämmtliche Dörfer ſeines ganzen weitläufigen Handelsbezirkes durchlief, und trotz alles Eifers doch kaum alle an ihn gemachten Anforderungen zu befriedigen vermochte. Verkaufte er doch dann, nach ſeiner eigenen Verſicherung, oft an einem einzigen Tage mehr als ſonſt in einer ganzen Woche der übrigen Jahreszeit. Wie war in dieſem Jahre aber Alles ganz anders!

Wenn nun unter derartigen frohen Beſchäftigungen in den letzten Tagen der Pfingſtſonnabend endlich gekommen war, wie ſteigerte ſich dann zwar die Thätigkeit, aber auch die Luſt in allen Dorfſchaften und Einzelgehöften dieſer Gegenden!

Beim Abendsonnenschein wurde dann in den nächsten Wald gezogen, um die grünen Birkenbüsche, mit denen nach guter, uralter Sitte an den Festtagen jedes Haus, ja jedes Zimmer geschmückt sein mußte, herbeizuholen. Mochte ein Bauer noch so geizig, ein herrschaftlicher Förster so dienststrenge oder ein Gutsbesitzer so hochmüthig sein wie er wollte, es half ihm Alles Nichts, für das Pfingstfest mußte er seine Birken doch ihrer schönsten Zweige berauben lassen; denn zu sehr hielt die Volkssitte darauf, daß grüne Maienbüsche vor den Thüren und in den Stuben nicht fehlen durften. Mit großem Jubel wurde diese schöne Gabe des Waldes dann während der nächtlichen Stunden heimgetragen, und am Frühmorgen von den jungen Burschen und Mädchen befestigt, so daß beim ersten Geläute der Kirchenglocken das ganze Dorf in seinem frischen, grünen, wohlduftenden Schmucke prangte. Gar festlich sah nun an einem solchen Pfingstmorgen eine Ortschaft aus. Ueberall erblickte das Auge die größte Ordnung und Reinlichkeit, und durch kein Zeichen des Schmutzes ward es, wie sonst nur zu oft, beleidigt. Vom Kirchthurme, dessen Spitze ebenfalls mit einem großen, grünen Maienbusch geschmückt war, tönte der volle Glockenklang weit in den stillen,

ſonnigen Morgen hinein, die Bewohner zum frommen Gottesdienſt im Hauſe des Herrn zuſammen zu rufen. Kein ſtörendes Geräuſch, kein Fahren mit ſchweren Laſtfuhrwerken, oder lautes Arbeiten mit ländlichen Werkzeugen, wie ſolches beim alltäglichen Wirken auf dem Lande ſtets hörbar iſt, unterbrach am heutigen Morgen dieſe ſchönen, vollen Klänge. Weithin erſchollen ſie über die grünenden Fluren, wo eben die Lerche mit ſchmetterndem Jubelgeſang in den blauen Aether aufſtieg, ſo daß der Hirtenjunge, der fern vom Dorfe ſeine Heerde hüten mußte, ſie noch ungeſchwächt vernehmen konnte. Und der Knabe, dem ſeine Pflicht es leider nicht geſtattete, am heutigen Morgen das weidende Vieh zu verlaſſen, um ebenfalls dem Gottesdienſt beizuwohnen, wie er dies ſo gern gethan hätte, entblößte während des Geläutes andächtig ſein blondhaariges Haupt, und ſagte mit halblauter Stimme die zuletzt in der Schule gelernten Gebete vor ſich hin. Blieb doch auch dieſer einſame Gottesdienſt im ſchönen Tempel der freien Natur für ihn nicht ohne erhebenden Einfluß. Im Dorfe aber verſäumte ſo leicht Keiner, Alt wie Jung, dem ſeine Geſundheit oder häuslichen Pflichten ſolche Theilnahme nur irgendwie geſtatteten, den Feſtgottesdienſt.

Unter dem maiengeſchmückten Thurm ſtanden die Männer und Frauen ſchon gerüſtet zu dieſem ſo gern gethanen Gang. Alle ohne Ausnahme waren heute in ihrer beſten Kleidung, die ſie nur irgendwie beſaßen, und ſelbſt die ärmſten Bewohner des Armenkathens, die von der öffentlichen Mildthätigkeit faſt gänzlich erhalten werden mußten, heute wenigſtens zeigten ſie ein friſchgewaſchenes Hemd, möglichſt gereinigtes Schuhzeug und unzerriſſene Gewänder, wenn deren Löcher auch mit noch ſo groben Flicken geflickt ſein mochten. Aus den Einzelgehöften und den Filialdörfern kamen, in kleinere oder größere Gruppen vereinigt, alle Bewohner jetzt ebenfalls zur Kirche gegangen. Mit zwar langſamen, aber doch weiten Schritten ſchreiten die Männer dabei aus, raſcher trippeln, damit ſie mit fortkommen, die Weiber und Kinder nebenher. Eine immer frohe Andacht verklärt bei einem ſolchen Kirchengange die Geſichter Aller, und ſelbſt der ſonſt unempfindlichſte Bauer, der bei dem Betrachten der Felder ſonſt ſtets nur an den Vortheil denkt, den ſie ihm bringen können, ſpürt jetzt in ſeinem Herzen eine wärmere Regung, und erſchaut die Reize der Natur mit anderen als blos berechnenden Blicken. Weſſen Bruſt müßte bei einem Kirchengang an einem ſchönen,

ſonnenklaren Pfingſtmorgen durch grünende und blühende Fluren bei Glockenklang und Lerchengeſang nicht auch für edlere Gefühle empfänglicher werden!

Wenn der Gottesdienſt nun begonnen, die Gemeinde in der häufig auch mit Maien geſchmückten Kirche verſammelt iſt, und durch die weitgeöffneten Fenſter ihr frommer Geſang, vereint mit den erhebenden Klängen der Orgel, in das Freie dringt, welche Weihe ruht dann über dem ganzen Dorfe! Wer auch nicht mit in der Kirche weilt und doch dieſe Orgel- und Liedertöne hört, der fühlt auf's Neue wieder die gewaltige Kraft der Religion, und beſſere Gedanken, die vielleicht ſeit Langem ſo tief verborgen in ſeinem Innern ruhten, daß er ſelbſt von ihnen kaum mehr noch Etwas wußte, arbeiten ſich durch die ſie verbergende Hülle hervor zu einem klareren Verſtändniß. Gar Mancher hat in ſolchen Stunden ſchon Eindrücke erhalten, deren veredelnde Folgen ihn für ſein ganzes ferneres Erdenleben nicht wieder verließen.

Der Gottesdienſt iſt beendet, der alte, ſilberhaarige Paſtor, der heute zu ſeiner treu um ihn verſammelten Gemeinde, deren einzelne Perſönlichkeiten ihm alle auf das Genaueſte bekannt ſind, mit

doppelter Freude predigte, hat das letzte Amen gesprochen, die Orgeltöne sind verklungen, und aus den geöffneten Thüren strömen Alle zur Kirche wieder auf den freien, sonnigen Platz davor hinaus. Noch ist die erhebende Wirkung des Kirchenbesuches fast bei Allen deutlich sichtbar. Der Ausdruck der Gesichter scheint veredelter zu sein, ein ernstes Nachdenken schwebt über den Lippen, und die wenigen Worte, welche mit halblauter Stimme sich Einzelne zuflüstern, enthalten fast nur lobende Bemerkungen über die so eben gehörte Predigt. Und mit welcher wahren, ungekünstelten Verehrung grüßen Alle den zwischen ihnen durchschreitenden Pastor, der, freundlich mit dem Kopfe nickend, diese Grüße erwiedert. Doch die Landbevölkerung an beiden Ufern der Unter-Elbe ist im Allgemeinen ein derbluſtiges, lebenskräftiges, nicht im Mindesten zu einer religiösen Schwärmerei oder gar zu einem kopfhängerischen Pietismus geneigtes Geschlecht. Man ist hier zwar sehr häufig wirklich und wahrhaft fromm, aber eine langanhaltende Frömmelei liebt man selten. So legt denn auch die jetzt aus der Kirche forteilende Gemeinde ihre andächtige Haltung, die sie in den ersten Augenblicken noch beibehielt, sehr bald wieder ab, und die Luſt des Lebens

tritt allmälig immer mehr und mehr in den Vordergrund. Ist doch heute Pfingsttag, wer sollte da, wenn er aus vollem Herzen zu seinem Herrn und Schöpfer gebetet hat, sich später nicht so viel, als er nur immerhin vermag, seines irdischen Daseins zu freuen versuchen! Zuerst locken die bald zu erwartenden Genüsse des festtäglichen Mittagstisches alle Männer bald aus den kleineren oder größeren Gruppen, in denen sie sich neben der Kirche zu einem kurzen, freundnachbarlichen Geplauder versammelt hatten, in ihre einzelnen Wohnungen zurück, wohin ihnen die Frauen und Mädchen schon der noch zu besorgenden dringenden Küchengeschäfte wegen mit schnellen Schritten vorausgeeilt sind. Die niederdeutschen Landbewohner essen gern und viel, und die Tafelfreuden sind ihnen stets mit die liebsten Genüsse, und nun gar an den Pfingsttagen, die neben denen des Oster- und Weihnachtsfestes und des Erntebiers die besten Leibgerichte, die der Bauer nur kennt, auf den Tisch bringen. Fleischspeisen, so viel der Magen nur zu fassen vermag, giebt es heute selbst in dem Hause des ärmsten Kossäthen, wo sonst die Kartoffeln das ganze Jahr fast unausgesetzt die Hauptspeise bilden, auf der Fleischsuppe schwimmen die Fettaugen so groß und dicht,

wie sonst niemals der Fall, und in den feinen weißen Weizenklößen sind Korinthen und Rosinen in ungezählter Menge verbacken. Da läßt sich der treffliche Appetit begreifen, mit dem Mann und Weib, Alt und Jung, am heutigen Tage tafelt. Der Schweiß rinnt ihnen mitunter förmlich von den gesunden, wettergerötheten Gesichtern, mit solchem Eifer werden Messer und Löffel gehandhabt, und einen Knopf nach dem andern müssen die Männer häufig an ihren Westen lösen, so voll wird der Magen.

Häufig schon als willkommene Mittagsgäste, sonst aber am Frühnachmittag treffen die zahlreichen Besucher aus den benachbarten Städten in den Dörfern ein. Wer es nur irgendwie vermag, sucht am Pfingstfeste der dumpfen, engen Stadt zu entfliehen und sich in Gottes sonniger, freier Natur zu erlaben. Selbst arme, geplagte Sclaven ihres Berufes, die das ganze Jahr in der Werkstätte, oder hinter dem Ladentisch oder Schreibpult gefesselt sind, und selten nur einen freien Sonntagnachmittag für sich besitzen, suchen an diesem Feste sich wenigstens für einige Stunden freizumachen. Alle Beziehungen, welche die Städter nur irgendwie mit den benachbarten Dorfbewohnern unterhalten, werden benutzt, um diese

heute beſuchen zu können. Wer einen, auch noch ſo entfernten Verwandten, den er vielleicht das ganze Jahr kaum ſieht, da draußen wohnen hat, an einem ſchönen Pfingſttage beſucht er ihn gewiß. Der Krämer macht die Runde bei allen Bauern, die ſeine treuſten Kunden ſind, und auch ſonſt ſeinen Laden zu ihrem ſtädtiſchen Abſteigequartier zu benutzen pflegen; der Bäcker oder Brauer oder Schlächter beſucht ſeine Korn-, oder Milch- oder Viehlieferanten, der Advocat die reichen Hauswirthe, deren Geldgeſchäfte er zu beſorgen pflegt; der Dorfſchulmeiſter empfängt die Beſuche ſeiner ſtädtiſchen Collegen, die ſonſt im Jahre ihm mancherlei kleine Gefälligkeiten, wie z. B. das Leihen von Büchern u. ſ. w., zu erweiſen pflegen, und die engen Räume des Pfarrhauſes ſind oft ſo vollgefüllt mit luſtigen Gäſten, daß dieſe ſich kaum zu rühren vermögen, und daher recht bald, wenn ſo und ſo viel Taſſen Kaffee erſt geleert und große Stücke ſelbſtgebackener Kuchen verzehrt ſind, wieder in das Freie, in den Garten, oder den nahen ſchattigen Wald zu eilen ſuchen.

Alle dieſe vielen verſchiedenen ſtädtiſchen Gäſte, Vornehm wie Gering, Alt und Jung, werden im Dorfe aber mit der herzlichſten Gaſtfreundſchaft empfangen, und Jeder beſtrebt ſich, ſie mit dem

Beſten, was er immer nur zu bieten vermag, möglichſt reichlich zu bewirthen. Die gegenſeitige Eiferſüchtelei, die ſonſt in den Gegenden der Unter-Elbe gar häufig zwiſchen Stadt- und Landbewohnern zu herrſchen pflegt, und ſich in mehr oder minder derbe Neckereien und Witzeleien, die dann ſogar mitunter in Prügeleien endigen, Luft zu machen ſucht, iſt bei dieſen pfingſtlichen Landbeſuchen gänzlich verſchwunden. Die Bauern beſtreben ſich, die Wirthe auf die liebenswürdigſte Weiſe zu machen, die Städter erfreuen ſich an der friſchen reinen Luft, den weiten, ſonnigen Fluren, blühenden Obſtgärten oder ſchattigen Wäldern, und verzehren dabei ſchmunzelnd die friſche, fette Maienbutter, den zarten Schinken, das kräftig ſchäumende Bier, den ungewäſſerten Rahm zum Kaffee, und andere derartige gute Dinge, die ihnen in Hülle und Fülle vorgeſetzt werden, und ſo ſcheiden beide Theile denn gewöhnlich erſt am ſpäten Abend in der beſten Laune und unter den aufrichtigſten Verſicherungen der herzlichſten gegenſeitigen Freundſchaft von einander.

In manchen Gegenden an der Elbe fanden, beſonders früher noch häufiger als jetzt, am Pfingſtſonntag verſchiedene kleine Feſte für die Hirten ſtatt. Schon am frühen Morgen zogen die Kuh-

hirtenjungen der einzelnen Bauergehöftsbesitzer mit gewaltigem Knallen ihrer langen Peitschen (Schweben genannt) durch das Dorf, und baten die Bauern um eine kleine Gabe an Würsten, Eiern, Butter und Feinbrod, die dann am Abend unter gemeinschaftlich angeschafftem Bier und Branntwein bei einem frohen Mahle verzehrt wurden.

Wer von den Jungen nach dem allgemeinen Urtheil der älteren Knechte am Lautesten und Kunstgerechtesten mit der Peitsche zu knallen verstand, der wurde zum König der Anderen ernannt, und durfte sich beim Abendmahle von allen Speisen die größte und beste Portion zuerst nehmen. Gar anstrengende Bewerbungen im Peitschenknallen, bei denen Personen mit zarten Trommelfellen gerade nicht zu Preisrichtern gepaßt hätten, wurden für diesen Ehrenposten gemacht.

In manchen Dorfschaften fand früher am Pfingstsonntag-Nachmittag ein Pferderennen der Pferdehirtenjungen statt. Jeder Junge konnte sich das schnellste Pferd seiner Heerde erwählen, und gar oft wurden von den muthigen, gewandten Hirten junge, kaum dreijährige edle Hengste bestiegen, auf deren Rücken bisher noch niemals ein Reiter gesessen hatte. Gesattelt war das Thier nicht, und gezäumt nur mit einem leichten Trensen-

zaum, ſo daß der Ritt nach dem weit entfernten Ziele oft nicht leicht war. Die ganze Dorfbewohnerſchaft mit allen ihren Gäſten bildete ein eifriges, laut erregtes Zuſchauerpublikum bei dieſem ländlichen Pferderennen. Mit Mühe nur konnten die muthigen, oft hinten und vorn ausſchlagenden, oder hoch ſich bäumenden Thiere von den älteren Knechten ſo lange gehalten werden, bis das Signal zum Abreiten durch einen lauten Peitſchenknall des älteſten und angeſehenſten Knechtes im Dorfe erſcholl. Feſt auf dem glatten Rücken der Roſſe angeklammert, ſaßen die Jungen, in weiten weißen Leinwandhoſen, Hemdsärmeln und kurzen Weſten von grobem blauen Tuch. In der linken Hand hielten ſie die leichten Zügel, während die Rechte die lange Hirtenpeitſche zum Knallen führte. Wie grinſten ihre braungebrannten Geſichter dabei vor Freude und Stolz über die wichtige Rolle, welche ſie bei dem jetzigen Wettritt einnehmen ſollten, während ihre flachsfarbigen, von keiner Mütze bedeckten Haare ihnen lang über die Stirn herunterhingen. Jetzt that der älteſte Knecht den längſt erwarteten lauten Peitſchenknall mit ſolcher Kraft ſeines darin geübten Armes, daß es ſo ſtark wie ein Flintenſchuß krachte. Alle Halter der Pferde ſprangen

eiligſt an die Seite, die Reiter ſtießen einen lauten Juchzer aus, thaten ebenfalls einen tüchtigen Knall mit ihren Peitſchen, und mit größter Schnelligkeit ihrer ſchlanken Füße ſtürmten die ſchönen, edlen Roſſe über die grüne Weide dem gewöhnlich eine Viertelmeile weit entfernten Ziele zu. Wie jauchzten bei dieſem Anblick alle Zuſchauer, mit welcher Spannung verfolgte jedes Auge den Lauf der Roſſe, denn bei der großen Vorliebe, welche die geſammte ländliche Bevölkerung an beiden Ufern der Unter-Elbe für Pferde und Pferdezucht beſitzt, war ein ſolches Rennen ſtets ein wahres Volksfeſt in der vollſten Bedeutung dieſes Wortes. In großen Dorfſchaften liefen oft an zwölf bis fünfzehn Pferde zu gleicher Zeit, und der Anblick dieſes wild dahinſtürmenden Haufen der edlen Thiere mit ihren jauchzenden und luſtig knallenden Reitern war wirklich ein ſehr hübſcher, an dem jeder Freund einer männlichen Beluſtigung ſich ſchon ergötzen konnte. An der Preisſtange waren die einzelnen Gewinne befeſtigt, und es gehörte keine geringe Geſchicklichkeit der Jungen dazu, ſolche im vollen Lauf ihrer Pferde herabzureißen. Den erſten Gewinn bildete gewöhnlich ein buntſeidenes Halstuch, oder eine neue Mütze, oder eine hübſche Tabakspfeife, die alle ſo an der

Stange befestigt waren, daß sie im Vorbeireiten mit der Hand erreicht und herabgerissen werden konnten. Welcher Jubel begrüßte den ersten Gewinner, der mit dem Ehrenpreis hoch in der Rechten wieder zu den Zuschauern zurückgesprengt kam. Fühlte sich doch auch der Bauer, der das Roß gezogen, ja selbst die Knechte und Mädchen, die auf dem Bauerhofe dienten, zugleich mit stolz über diesen Gewinn. Und auch der zweite und dritte Gewinner konnten noch auf Beifall zählen, während die Armen, die gänzlich leer ausgegangen waren, mit lautem Gelächter und verschiedenen spöttischen Neckereien verhöhnt wurden. Wer aber gar das Unglück gehabt hatte, bei diesem Wettreiten vom Pferde zu fallen, der that am Besten, wenn er sich an dem Abend gar nicht wieder bei seinen Genossen sehen ließ, denn er wurde zu unbarmherzig von ihnen verhöhnt und ausgelacht.

Auf so frohe Weise wurde früher, während der goldenen Zeit des Friedens, Pfingsten, dieses wahre Fest des schönen Frühlings, überall zwischen Elbe und Weser und in den sonstigen niederdeutschen Küstengegenden gefeiert. Hat auch der Lauf der Zeit allmälig Manches in dieser Festfeier jetzt verändert, so ist solche doch bis auf unsere Gegenwart in ihrem Grundcharakter noch immer ziemlich die

gleiche geblieben. Das Landvolk hier ist in allen seinen Gewohnheiten fest, und wenn auch in vielen Dingen manche Neuerungen stattfinden, und gar Verschiedenes, woran das Alter sich noch ergötzte, von der Jugend schon als veraltet bei Seite geschoben wird, so liebt man es doch sonst, der Väter Sitte und Brauch auch jetzt noch treu zu bleiben, und sich an dem, was diese erfreute, ebenfalls zu erfreuen.

Ungleich trauriger verging aber das Pfingstfest des Jahres 1813 in allen diesen Gegenden. Eine schwere, düstere Zeit war über ganz Norddeutschland wieder hereingebrochen, und an Lust und Freude, oder gar an solche lärmende Ergötzlichkeiten, wie wir sie vorhin geschildert, wagte kaum ein Mensch nur zu denken. Am linken Ufer der Unter-Elbe war das gesammte Land wieder in dem Besitz der Franzosen, die mit dem Uebermuth rauher Sieger hier nach Lust und Belieben schalteten und walteten. Die Maienbüsche, welche sonst zum festlichen Schmuck der Häuser und Kirchen dienten, waren jetzt in Menge aus den arg verwüsteten Wäldern herbeigeschafft worden, um geräumige Laubhütten daraus zu flechten, unter denen die feindlichen Truppen in ihren großen Lagern unweit Harburg und weiter hinauf gegen

Lüneburg zu, und noch an einigen anderen Plätzen an der Elbe, lagerten. An das Schlachten von Vieh für die Festbraten, oder nur an das Backen von besserem Brod, wie sonst üblich, dachte jetzt in den arg mitgenommenen Ortschaften kein Bauer. Nahmen die Requisitionen von Lebensmitteln aller Art für die französischen Heerestheile doch schon seit Wochen ihren Fortgang, und unter solchen Verhältnissen war gar nicht abzusehen, wann sie wieder endigen würden. Das Beste, was Küche und Keller, und Feld wie Viehstall nur liefern konnten, mußte stets für diese ungebetenen Gäste in Hülle und Fülle herbeigeschafft werden, um sie nur einigermaßen bei guter Laune zu erhalten, und den armen, hart mitgenommenen Bewohnern blieb selbst oft kaum so viel übrig, daß sie sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln spärlich das Leben fristen konnten. Selbst auf dem Tische des wohlhabensten Bauergehöftsbesitzers war jetzt ein mageres Stücklein Fleisch eine so seltene Erscheinung, daß oft Wochen vergingen, bis er sich solchen theuren Genuß wieder verschaffen konnte. Dazu waren alle Ortschaften zwischen Elbe und Weser jetzt auch von jungen Burschen so leer, daß schon deshalb in ihnen an Spiel und Tanz gar nicht gedacht werden konnte. Fast alle jungen

Männer, die nur irgendwie für den Waffendienst sich tauglich zeigten, hatten eilig die Flucht ergriffen, um nicht von den französischen Gensdarmen und Patrouillen gefaßt und dann gewaltsam in die Depots der Regimenter, welche Napoleon in Magdeburg und Wesel und an anderen Orten in größter Eile zu errichten befohlen hatte, geschleppt zu werden. Traf solch trauriges Loos doch gar viele wackere junge Männer aus allen diesen, zum französischen Kaiserreich oder zum sogenannten Königreich Westfalen gehörenden Gegenden, welche sich mit ihrer Flucht nicht genugsam beeilt hatten, oder auf ihr noch ergriffen worden waren. So mußten diese Armen, auch jetzt noch, wo die Stunden der Befreiung ihnen schon so nahe erschienen waren, gezwungener Weise unter den Fahnen des verhaßten fremden Tyrannen dienen, ja sogar vielleicht ihren deutschen Brüdern noch im offenen Kampfe gegenüberstehen. Wer sich dieser gezwungenen Conscription aber zu widersetzen wagte, oder später von den Truppen wieder zu desertiren versuchte, der verfiel ohne Weiteres der Strenge der französischen Kriegsgerichte. Diese kannten für alle derartigen Vergehen aber nur eine Strafe, nämlich den Tod durch Pulver und Blei. So fiel noch mancher deutsche Jüngling hier den

fremden Schergen zum Opfer und mußte sein Herzblut, das er so gern im offenen Kampfe für das Vaterland verspritzt hätte, auf öder Richtstätte schmachvoll vergießen. Doch auch diese Opfer starben nicht vergebens, sondern trugen viel mit dazu bei, den gerechten Grimm des Volkes gegen seine fremden Unterdrücker immer mehr zu erhöhen und so die endliche Erlösung zu bewirken.

Von diesen Flüchtlingen irrten aber nur wenige in den Wäldern oder sonst in abgelegenen Gegenden umher, oder hatten sich an fremden Orten eine friedliche Beschäftigung gesucht, sondern die Mehrzahl von ihnen war dem Drange ihres Herzens gefolgt, und hatte in den verschiedenen Heerestheilen der verbündeten Truppen freiwillig Dienste genommen. In der neueingerichteten „Hanseatischen Legion", mehreren hannover'schen Bataillonen und darunter besonders in dem sich so sehr auszeichnenden sogenannten „Kielmannsegge'schen Scharfschützencorps", das von seinem wackern Gründer, dem Grafen Kielmannsegge, so genannt wurde, im Bataillon, welches der Major von Berger in Lüneburg errichtete, und häufig auch in dem schon früher geschilderten Lützow'schen Freicorps, diente der größte Theil dieser jetzt geflüchteten jungen Männer der Elb- und Wesergegenden.

Wer aber aus Körperschwäche oder anderen Gründen daheim geblieben war, der fühlte sich in jetziger Zeit auch nicht im Mindesten zum Tanz oder zu irgendwie anderweitigen öffentlichen oder lärmenden Belustigungen aufgelegt. In den engsten Kreisen ihrer Familie blieben Alle, und die Wirthshäuser oder sonstigen öffentlichen Vergnügungsorte waren selbst an diesen Pfingsttagen, an denen es doch sonst in früheren Jahren von fröhlichen Menschen stets gewimmelt hatte, wie ausgestorben. Nur die französischen Soldaten trieben überall, wo sie in Garnison standen, ihr lautes, lustiges Wesen, unbekümmert darum, was ihnen die nächsten Tage wieder bringen würde. Schon aus dem Grunde, um mit diesen verhaßten Gästen so wenig wie nur möglich zusammen zu kommen, hätten die einheimischen Bewohner alle solche öffentliche Vergnügungsorte sorgsam gemieden, wenn nicht auch ihre gedrückte Stimmung und häufig selbst der Mangel an baaren Geldmitteln sie an deren Besuch verhindert. Zwar versuchten die französischen Krieger mit gewohnter Galanterie wenigstens die schönere Hälfte des Menschengeschlechts in ihre Gesellschaften zu ziehen und solche zu bewegen, an Bällen oder anderen Belustigungen Theil zu nehmen, größtentheils aber nur mit sehr geringem

Erfolg. Nur in den Städten, unter dem vornehmen wie niedern Pöbel derselben, fanden sich einzelne entartete Frauen und Mädchen, die unpatriotisch oder frivol genug dachten, auch jetzt noch mit französischen Officieren und Soldaten Bälle zu besuchen, Landparthien zu veranstalten, ihre galanten Schmeicheleien wohlgefällig mit anzuhören, ja sogar sich nicht zu schämen, zärtliche Verhältnisse mit ihnen zu unterhalten; bei dem Kerne der Bevölkerung aber, und besonders gar auf dem flachen Lande, gehörten solche ekelhafte Beispiele glücklicher Weise zu den alleräußersten Seltenheiten. Ein Bauermädchen, welches mit französischen Soldaten auf dem Tanzplatz jetzt noch zu erscheinen gewagt hätte, wäre mit Recht von allen ihren Gefährtinnen schonungslos deshalb verhöhnt worden, und hätte sie sich sogar so weit vergessen, ein Liebesverhältniß mit einem solchen Feinde ihres Vaterlandes anzuknüpfen, so wäre ihr guter Ruf in der Heimath für immer vernichtet gewesen. Aehnliche Damen, wie das schöne Fräulein Louise von Dressen, wurden glücklicher Weise nur äußerst selten, auf den Edelgehöften wie in den Bauerhäusern aller dieser so echt deutschen Gegenden gefunden. Was wetterten die gelangweilten französischen Krieger, bei denen

der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte fast zu den Lebensbedürfnissen gehört, über diese kalte, spröde Zurückhaltung, die sie jetzt fast überall trafen. Zu den verschiedenartigsten Mitteln, um solche zu besiegen, nahmen sie ihre Zuflucht, und baten, drohten, schmeichelten; allein fast immer vergeblich, denn alle ihre glatten Worte prallten wirkungslos ab an dem festen Sinn der wackeren deutschen Mädchen. Ist es doch vorgekommen, daß ein französischer Commandant einer kleinen mecklenburgischen Stadt damals einen glänzenden Ball zu Ehren eines von den Truppen seines Kaisers erfochtenen Sieges veranstaltete, und den Töchtern der Honoratioren und Bürgerfamilien anzeigen ließ, er werde sie gewaltsam durch Gensdarmen holen lassen, wenn sie nicht freiwillig auf diesem Balle erscheinen würden. Die Mädchen, die sich unter einander verabredet hatten, wie sie sich bei einer so seltsamen Balleinladung zu benehmen hätten, erschienen nun zwar zur bestimmten Stunde, aber Alle waren in tiefe Trauer gekleidet. Keine nahm eine Aufforderung zum Tanze an, Keine ließ sich von den französischen Officieren mit Wein oder sonstigen Erfrischungen bewirthen, oder sprach mehr als die nothwendigsten Höflichkeitsworte mit ihnen. So war die Absicht des

Commandanten gänzlich vereitelt, und die Officiere, welche gehofft hatten, einen recht vergnügten Abend verleben zu können, sahen sich zu ihrem bittern Verdrusse gar arg hierin getäuscht. Ein ähnlicher fester Sinn herrschte in dieser schweren, und doch dabei wieder so schönen Zeit fast in sämmtlichen Klassen der Bevölkerung dieser echt deutschen Gegenden. Der Edelmann wie Bürger und Bauer, ja selbst der Bettler, wie verschieden sie auch sonst immerhin in allen ihren Wünschen, Lebensanschauungen und Gewohnheiten sein mochten, hierin war der Kern aller Stände sich jetzt völlig gleich.

Was aber noch mehr als der Druck der Feinde, den diese Gegenden erdulden mußten, dazu beitrug, das diesjährige Pfingstfest mit zu dem traurigsten zu machen, dessen sich die ältesten Leute nur erinnern konnten, war die Kunde von dem nunmehr zwischen den verbündeten Monarchen und dem Kaiser Napoleon abgeschlossenen mehrwöchentlichen Waffenstillstand, die sich gerade um diese Zeit allgemein verbreitete. Mit welcher Hoffnung hatte man den Beginn des Krieges begrüßt, wie freudig jegliches Opfer gebracht, da man glaubte, daß jetzt endlich die böse Zeit der Napoleonischen Tyrannei für immer vernichtet würde, und wie

ſchien dieſer Waffenſtillſtand jetzt plötzlich alle dieſe frohen Erwartungen vereiteln zu wollen. Von dem ungemeinen Nutzen, den beſonders die Sache der Verbündeten ſpäter aus dieſem Vertrag zog, konnte man ſich damals im Volke, wo natürlich die Kenntniß aller näheren diplomatiſchen Verhältniſſe gänzlich mangelte, nicht im Mindeſten überzeugen. Mit allgemeiner Trauer, ja ſelbſt mit heftigem Zorn und falſchem Argwohn ward derſelbe überall aufgenommen, gleich giftigem Mehlthau legte er ſich auf gar viele ſchöne Blüthen der allgemeinen Begeiſterung, welche dieſer Frühling ſo wunderbar hervortrieb, und ließ ſie ſchon verdorren, bevor ſie nur wirklich nützliche Früchte gebracht hatten. Schüttelten doch ſelbſt viele wirklich einſichtsvolle, mit dem allgemeinen Gang der europäiſchen Politik näher vertraute Männer über den Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes höchſt bedenklich den Kopf, und hielten ihn für den größten Fehler, den der König von Preußen und der Kaiſer Alexander von Rußland nur hätten begehen können. Wie ſehr ſollten glücklicher Weiſe alle dieſe düſteren Prophezeiungen zu Schanden werden, und wie bald ſtellte es ſich immer klarer und überzeugender heraus, daß gerade der Abſchluß dieſes damals ſo arg beklagten

Waffenstillstandes das größte Glück für die Sache der Verbündeten, das ärgste Verderben aber für die des Kaisers Napoleon sein sollte. Die anfänglich so hart getadelten Urheber dieses Vertrags in den Cabinetten der verbündeten Monarchen sollten bald eine glänzende Rechtfertigung in der öffentlichen Meinung erhalten.

In dem unseren Lesern schon wohlbekannten weitläufigen Gehöfte des alten Bauern Bruhn sah es aber an diesem Pfingstfeste besonders traurig aus. Wie fröhlich war solches sonst stets gerade hier gefeiert worden, und wie hatte der Bauer, ein warmer Freund alter Volkssitte, streng darauf gehalten, daß auch nicht das Allermindeste versäumt wurde, was zur Erhöhung dieser Feier mit beitragen konnte. So sorgsam der Besitzer auch sonst mit Recht über die Schonung seines Waldes wachte, und jede nutzlose Holzverschwendung streng untersagte, zum Schmuck für das Pfingstfest ließ er stets gern die schönsten Birkenbüsche in großer Menge wegholen, und freute sich, wenn seine Knechte ganze Haufen davon herbeigeschleppt hatten, um Haus und Hof und Stuben wie Ställe mit den duftenden frischen Zweigen so recht auszuschmücken. Die ausgedehnteste Gastfreundschaft herrschte dann auch auf dem Hofe. Mehrere Dutzende großer

Brode von dem feinsten Mehl, mächtige Töpfe mit Butter, zahllose Eier, und die besten Schinken weit und breit in der Runde wurden freigebig verbraucht, und kein Armer verließ an den beiden Feiertagen das wohlhäbige Gehöft, ohne mit der reichlichsten Mahlzeit vollauf gesättigt zu werden. Wie war dies Alles aber in diesem Jahre ganz anders! Der Bauer selbst weilte fern von den Seinen, hatte die Pflugschar wieder mit dem Schwerte vertauscht, und nur die Nachricht war zu seiner Familie gedrungen, daß er als Oberjäger bei der Reiterei des Lützow'schen Freicorps eingetreten sei und drüben über der Elbe im Mecklenburgischen in Cantonnirung stehe. Seitdem hatten seine Angehörigen Nichts weiter von ihm vernommen, denn die Verbindung mit den von den verbündeten Truppen besetzten Gegenden war noch immer gänzlich unterbrochen, und nur höchst selten vermochte eine Nachricht von dem rechten Elbufer in das Lüneburg'sche Gebiet zu gelangen. Seit dem Weggang Bruhn's war aber die belebende Kraft aus dem ganzen Gehöfte geschieden, wenn auch die Bauerfrau, unterstützt von Grethchen und dem bewährten ältesten Pferdeknecht, die Wirthschaft nach Möglichkeit im besten Fortgange zu erhalten strebte. Es war dies in der jetzigen Zeit aber keine

geringe Aufgabe, denn unaufhörlich faſt drängten ſich die Forderungen der Franzoſen, und gar nicht abzuſehen war es, wann ſolche einmal aufhören würden. Ward doch das Gehöft des Bauern Bruhn, als das eines entflohenen Verräthers und den Franzoſen jetzt feindlich gegenüberſtehenden Mannes, mit verſtärkter Rückſichtsloſigkeit behandelt. Schon am Tage nach dem Wegritt des Alten war ein franzöſiſcher Gensdarmerieofficier daſelbſt erſchienen, und hatte das ganze Haus bis in ſeine verborgenſten Winkel genau nach Papieren und Geld unterſucht. Es war zwar nur eine geringe Summe, die er bei dieſer Hausſuchung gefunden hatte, aber Alles war eingeſiegelt und dann mit fortgenommen worden. Als beſondere Strafe hatte man alsdann die drei beſten Pferde und vier Kühe aus dem Stalle weggeführt, ſo daß die allernothwendigſte Feldbeſtellung nur mit Mühe geſchehen konnte, und außerdem noch verordnet, daß dies Gehöft zur abſchreckenden Warnung für die anderen Bauern ſtets die doppelte Zahl von Einquartierung erhalten, und auch doppelte Kriegsfuhren leiſten ſollte. So wußte die ſo hart geplagte Frau ſich denn wirklich oft kaum in dieſen ſchweren Drangſalen zu helfen, und obgleich ſie ſelbſt mit allen ihren Hausgenoſſen von früh

Morgens bis in die sinkende Nacht hinein mit regstem Fleiß arbeitete, und dabei die strengste Sparsamkeit in All und Jedem beobachtete, fehlte es doch oft sogar am Allernothwendigsten in der Haushaltung. Mußten doch selbst mitunter mitleidige Nachbarn aushelfen, damit nur das nothwendige Brod stets vorhanden war. Alle diese schweren Bedrängnisse, und die vielfachen rohen Beleidigungen, welchen sie nur zu oft von den französischen Behörden und besonders gar von den Gensdarmen ausgesetzt waren, beugten aber weder den Muth der alten Bauerfrau noch den ihrer Kinder und Dienstleute im Allergeringsten. So viel wie möglich suchte sich Erstere auch jetzt noch die ruhige Würde, welche einer geachteten Hausfrau auf einem wohlhäbigen großen Bauergehöfte in diesen Gegenden so wohl ansteht, zu bewahren, und niemals erniedrigte sie sich so weit, um nur die geringste Bitte gegen diese fremden Dränger und Störenfriede über ihre Lippen zu bringen. Kein lautes Klagen, kein nutzloses Gejammer oder gar ein Unwillen über das patriotische Benehmen des Bauern, was einen großen Theil dieses harten Druckes mit veranlaßt hatte, ward jemals, und selbst von den vertrautesten Nachbarn, vor denen sie sonst kein Geheimniß besaß, von ihr gehört.

Zu viel ſtolzen Sinn beſaß dazu dieſe alte, einfache Bauerfrau, die außer Bibel und Geſangbuch vielleicht in ihrem ganzen Leben niemals ein gedrucktes Buch in die Hand genommen hatte, und der veredelnde Einfluß, den ihr Mann in ihrer langen Ehe hierin auf ſie ausgeübt, zeigte auch jetzt noch ſeine guten Folgen. Wie die Mutter dachten und handelten aber jetzt auch Grethchen und der halbwüchſige Jochen. Gar trotzig benahm ſich Letzterer ſtets gegen jeden Franzoſen, und die Mutter mußte den wilden Jungen nur immer in die Haide zum Hüten der Haidſchnucken-Heerde ſchicken, ſobald franzöſiſche Einquartierung in das Haus kam, da ſie ſonſt zu befürchten hatte, daß er ſich zu grob gegen dieſe benehmen und ſomit unangenehme Auftritte, die ſchlimme Folgen nach ſich ziehen konnten, herbeiführen würde. Recht aufrichtig beklagte Jochen häufig, daß er noch zu jung ſei, um ebenfalls gegen die ſo bitter gehaßten Feinde ſchon kämpfen zu können, wie der Vater und der älteſte Bruder dies ſchon thaten. Unzählige Male befragte er die Knechte, wie alt er wohl ſein müſſe, und wie viel er noch zu wachſen habe, um als Soldat bei den Verbündeten eintreten zu können. Auf dem Platze in der Haide, wo er ſeine Schafheerde gewöhnlich hütete, hatte er ſich

einen Bilderbogen, der den Kaiſer Napoleon darſtellte, an einem Baume als Scheibe befeſtigt, und übte ſich nun darin, mit ſeinem eiſenbeſchlagenen, langen, ſchweren Hirtenſtab wie mit einer Lanze danach zu werfen, ſo daß dieſer papierne Kaiſer gar bald arg zerfetzt ausſah; einen zwar zahmen, aber boshaften und diebiſchen Raben, der auf dem Hofe ſeit Jahren zum Spaße gehalten wurde, und der eigentlich „Cujon" hieß, hatte er jetzt in knabenhafter Weiſe „Napoleon" getauft, zwei jungen, ſchönen Füllen aber die Ehrennamen Blücher und Wellington gegeben. Es war zwar viel Kindiſches in dieſem Getreibe von Jochen, aber es zeigte doch, welcher Haß gegen dieſe Feinde ſeines Vaterlandes auch ſchon ſein junges Herz vollſtändig erfüllt hatte.

Nicht weniger als ihr Bruder haßte auch Grethchen die fremden Krieger, wenn dies Gefühl bei ihr auch in einer andern Form ſich zeigte. Wenn es irgend möglich war, vermied ſie es, mit den Franzoſen nur ein Wort zu ſprechen, und verließ ſehr gern das Zimmer, ſobald franzöſiſche Soldaten, die auf dem Hofe einquartiert oder auf dem Durchmarſch begriffen waren, darin verweilten. Konnte ſie es aber nicht vermeiden, mit dieſen in wirthſchaftlichen Angelegenheiten zu verkehren,

wie dies einige Male vorkam, wenn ihre Mutter gerade zufällig nicht anwesend war, so sprach sie nur die nothwendigsten Worte, gab die kürzesten Antworten und suchte jedes weitere Gespräch möglichst abzubrechen. Die ihr von galanten Officieren wie Soldaten mitunter wohl gespendeten Schmeicheleien beachtete sie nicht im Mindesten, und zeigte dabei ein so entschiedenes Wesen und eine so drohende Miene, daß selbst der keckste Lieutenant sich nicht versucht fühlte, weitere Scherze mit ihr zu treiben, oder sie gar mit zudringlichen Bewerbungen um ihre Gunst zu plagen. So viel wie möglich suchte die besorgte Mutter auch die Tochter von jeglichem Verkehr mit der feindlichen Einquartierung fern zu halten, da sie immer fürchtete, daß doch einmal irgendwie ein unangenehmer, ja selbst gefährlicher Auftritt dabei vorfallen könne. Grethchen half deshalb größtentheils mit bei der Feld- und Viehwirthschaft, und war selten daheim, während die Mutter und eine stämmige Magd mehr dem innern Haushalt vorstanden.

Der erste Pfingstfeiertag war sehr traurig auf dem Hofe vergangen. Kein grüner Maienbusch schmückte diesmal Haus und Thür, kein Festgericht dampfte, wie sonst stets der Fall, auf dem Mittagstisch, ja selbst den Besuch der Kirche, die in

dem eine halbe Stunde entfernten Pfarrdorfe gelegen war, hatte die ganze Familie diesmal nothgedrungen versäumen müssen, so unangenehm solches auch Alle bei der wahren Frömmigkeit, die sie beseelte, empfanden. Der eine Knecht war mit Kriegsfuhren schon einige Tage wieder abwesend, und Grethchen mußte seine Stelle bei der Wartung der Pferde mit übernehmen, was sie vortrefflich verstand, während die Mutter und die beiden Mägde vollauf mit verschiedenen wirthschaftlichen Geschäften zu thun hatten, da auf den Abend wieder eine starke französische Einquartierung schon im Voraus angekündigt war. Gewannen Alle doch kaum so viel Zeit, um sich am Morgen ein halbes Stündchen in der großen Wohnstube zu versammeln, wo Grethchen ihnen mit ihrer klaren, wohllautenden Stimme ein passendes Capitel aus dem Neuen Testamente vorlas, das sie mit wahrer Andacht anhörten; dies war auch die einzige Feier des Tages, sonst blieben sogar Alle in Ihrer werktägigen Kleidung.

Gegen Abend hatte Grethchen, von der angestrengten Arbeit ermüdet, einen einsamen Spaziergang nach ihrem Lieblingsplatz auf der väterlichen Besitzung unternommen. Es war dies ein altes sogenanntes „Hühnengrab", wie solche in der

Lüneburger Haide gar nicht selten gefunden werden, welches ungefähr eine halbe Stunde von dem Gehöft entfernt, am Saume einer grünen Wiese lag, die von einem kleinen Bache durchschlängelt wurde. Der Platz war hübsch, und zeigte landschaftliche Reize, die man in dieser ebenen und öden Gegend kaum erwartet hätte. Unmittelbar hinter dem hohen und breiten, ersichtlich von Menschenhänden aufgeworfenen Hügel, der seiner Größe nach leicht einige Dutzend Gräber enthalten konnte, standen mehrere alte, hochstämmige Eichen von seltener Schönheit und Stärke des Wuchses. Mindestens ein halbes Jahrtausend mußte seit der Pflanzung dieser Bäume vergangen sein, so vielfache Jahresringe hatten ihre knorrigen, vielgeästeten Stämme. Sie bildeten gleichsam einen unveräußerlichen Schmuck des Bauerngutes, den seit gar manchen Generationen jeder Besitzer werth hielt, und keiner hätte jemals den Gedanken gefaßt, auch nur eine einzige dieser alten „Hühneneichen" fällen und verkaufen zu lassen. Hinter denselben zog sich ein schmales Birkengebüsch längs der Wiese, die allmälig in eine Art von Torfmoor verlief, hin. Auf dem Hühnengrab selbst lag ein großer Granitblock, der wahrscheinlich, um zum Schlußstein des Grabes zu dienen, mit vieler Mühe dahin

gewälzt ſein mußte. Auf ihm nahm das Mädchen bei ihren Spaziergängen ſtets gern ihren Sitz, denn in ihrer weiten Ausdehnung lag die ganze Haide hier ausgebreitet da, und ein ſcharfes Auge konnte ein gutes Stück davon überſehen, während rechts der hohe, ſpitze Kirchthurm des nahen Pfarrdorfes hervorſchimmerte. Grethchen war eine echte Tochter dieſer Gegend, und ſo liebte ſie es ſehr, ihren Blick über die weite, ebene Haide, deren ferne Grenzen in ein unbeſtimmtes Grau verſchwammen, ſchweifen zu laſſen, obgleich für Fremde dieſe ganze Landſchaft ſonſt gar leicht etwas Einförmiges, ja ſelbſt Langweiliges haben konnte. An dem heutigen Pfingſtabend lag eine gar eigenthümliche Stille und Friedfertigkeit über dieſer Landſchaft hier ausgebreitet, die auf das Mädchen, die bei aller ihrer ſonſtigen Entſchiedenheit und Thatkraft, faſt ihr ſelbſt unbewußt, ein tiefes poetiſches Gemüth beſaß, eine anziehende Kraft ausübte. Die in voller Blüthe ſtehenden Haideblümchen verbreiteten einen ſtarken aromatiſchen Duft, und die kleinen zarten violetten Blumenkelche ſtanden ſo dicht neben einander auf den braunen Stengeln, daß die ganze Fläche im Schein der Abendſonne wie mit einem violett-braunen Glanze überzogen ſchimmerte; der Himmel war dabei von

seltener Klarheit, und die Sonnenstrahlen färbten goldig alle ferneren Gegenstände, die ihr Licht besonders hell traf. Millionen von Bienen, die hier die würzige Nahrung fanden, welche dem „Haidehonig" mit Recht einen solchen Ruf verschafft, summten über der Blumenfläche, während hier und da eine Haidelerche hell schmetternd in den blauen Aether aufstieg, dem Herrn der Schöpfung ihren Lobgesang zu singen. Fern von dem Hügel weidete die zahlreiche Heerde der kleinen schwarzen „Haidschnucken", die dem Bauer Bruhn gehörte, und die Luft war am heutigen Abend so klar und rein, daß Grethchen's scharfes Auge sehr deutlich die Gestalt ihres Bruders, der, auf seinen langen Hirtenstab gestützt, neben den weidenden Thieren stand, während der treue zottige Hund sich zu seinen Füßen gelagert hatte, zu erkennen vermochte.

In tiefes Sinnen versunken, saß das Mädchen lange auf dem Stein des Hügels, und weit, weit in die Ferne bis zu dem in Spanien fechtenden Bruder, oder zu dem geflüchteten Vater, der trotz seiner Jahre sich mit frohem Muthe abermals in die Beschwerden des Krieges gestürzt hatte, schweiften ihre Gedanken. Wie freudig röthete sich unwillkürlich ihre Wange bei dem Bewußtsein, solche

nahe Angehörige, auf die sie mit Recht stolz sein durfte, zu besitzen; feurig blitzte ihr Auge in die Ferne, und fast wie von selbst getrieben, that sie in ihrem Innern den Schwur, sich stets eines solchen Vaters und Bruders würdig zu zeigen.

Das starke, frische, hochgewachsene Mädchen mit den blitzenden blauen Augen und den hellblonden reichen Haaren, von denen eine Flechte sich gelöst hatte und ihr weit über die Schultern herabhing, ohne daß sie in ihren Träumereien weiter darauf achtete, hier oben auf dem Granitstein des Hühnengrabes stehend, war eine Erscheinung, die das wahre Deutschthum auf die edelste Weise charakterisirte, und jeder Freund unseres Volkes hätte einen wahren Wohlgefallen bei ihrem Anblick empfinden müssen.

Ein lautes Sporengeklirre und Säbelgerassel unmittelbar in ihrer Nähe schreckten Grethchen plötzlich gar unsanft aus ihren Träumereien auf. Erschrocken blickte sie sich um, und bemerkte zu ihrem höchsten Mißvergnügen, daß ein französischer Gensdarmerieofficier, der hinter den Eichen hervorgekommen war, schon neben ihr auf dem Hügel stand. Es war der Lieutenant Voirol, ein roher Elsasser, der schon im vorigen Jahre in Lüneburg garnisonirt, und stets viele dienstliche

Angelegenheiten in dem ganzen Bezirke zu besorgen gehabt hatte, so daß er allgemein bekannt war. Von allen ihr verhaßten Franzosen war dieser Officier wegen seiner Rohheit und des höhnenden Uebermuthes, den er stets gegen jede deutsche Gesinnung zeigte, dem Mädchen immer mit der unangenehmste gewesen, und sorgfältig hatte sie bei jeder Gelegenheit seine Nähe zu vermeiden gesucht. Besonders in letzterer Zeit war er wieder häufig im Bauergehöft erschienen und hatte dort auch die Untersuchung wegen der Flucht des alten Bauer Bruhn zu leiten gehabt, wobei er sich ebenfalls auf eine Weise, welche die allgemeine Erbitterung sämmtlicher Angehörigen gegen ihn hervorrief, benahm. Gegen die hübsche Tochter hatte er bei dieser Gelegenheit aber den galanten Ritter spielen wollen, und es sogar gewagt, seine frechen Liebesblicke gegen sie zu erheben und zärtliche Worte in ihr Ohr zu flüstern, war aber natürlich auf die schnödeste Weise hiebei abgewiesen worden. Am heutigen Abend wieder auf dem Bauerhofe einquartiert, hatte er zufällig erfahren, daß die Tochter nach dem, ihm von seinen häufigen Patrouillenritten ebenfalls genau bekannten Hühnengrabe einen Spaziergang unternommen, und war ihr nun unbemerkt dahin gefolgt.

Wenn eine giftige Kreuzotter plötzlich neben Grethchen ſich aufgezüngelt hätte, ſo wäre ſie nicht mehr dadurch erſchrocken worden, als wie ſie jetzt den Lieutenant Voirol ſo unerwartet in ihrer Nähe ſah. Ohne ein Wort zu ſagen, wollte ſie nun den Hügel baldigſt verlaſſen, aber ſchnell vertrat ihr der Officier den Weg.

„Wohin ſo eilig, mein ſchönes Kind? Bin ich denn wie ein Raubvogel, daß Sie ganz erſchrocken zuſammenzucken, wenn Sie mich ſehen, und ſogleich meine Nähe fliehen wollen?“ ſprach er in dem geläufigen Deutſch, welches er ſich durch mehrjährigen Aufenthalt in Deutſchland vollkommen zu eigen gemacht hatte.

„Ich habe dringende Geſchäfte im Hauſe, und bitte, Herr Lieutenant, daß Sie mich ſogleich meiner Wege gehen laſſen,“ antwortete Grethchen in dem kurzen, beſtimmten Tone, den ſie in dem Verkehr mit den franzöſiſchen Officieren ſtets annahm, und verſucht, neben ihm vorbeizukommen.

„Nicht doch, mein Täubchen, — ſo ſchnell laß ich Sie nicht wieder fort, die Gelegenheit, hier auf dem einſamen Hügel etwas mit Ihnen zu koſen, iſt zu günſtig, und ich müßte ein wahrer Thor ſein, wollte ich ſolche jetzt ungenützt vorübergehen laſſen,“ höhnte der Officier, dabei einen lüſternen

Blick auf die volle, üppige Geſtalt des Mädchens werfend, und vergnügt ſeinen langen Schnauzbart mit den Fingern drehend, während er ihr abermals den Weg zu verſperren verſuchte.

„Nochmals, Herr Lieutenant, bitte ich, mich ſogleich vorbeizulaſſen, denn ich habe mit Ihnen nicht das Allermindeſte zu ſchaffen," erwiederte das Mädchen, und der Zorn über dieſe frechen Worte des Verhaßten fing ſchon an ihr Geſicht zu röthen.

„Ha—ha—ha! Der Eifer ſteht Ihnen gut, mein kleines wildes Kätzchen, und ich habe noch niemals ein ſolches Verlangen gefühlt, die feurigen Küſſe der Liebe auf Ihre vollen rothen Lippen zu drücken," lachte der Officier und verſuchte dabei mit ſeinen Armen die Taille des Mädchens zu umfaſſen, was ihm aber nicht gelang, da dieſe ſchnell einige Schritte zurückſprang.

„Sie ſind ein Unverſchämter, der gegen ein wehrloſes Mädchen ſich Frechheiten zu erlauben wagt. Noch einmal wiederhole ich, laſſen Sie mich ungehindert gehen, ich will mit Ihnen auch nicht das Allermindeſte zu ſchaffen haben, und jede Minute, die ich in Ihrer Geſellſchaft verweilen muß, iſt mir fatal," zürnte Grethchen.

„Schilt nur immer, kleine Hexe, wenn ich Dich

nur erſt in meinen Armen halte, wirſt Du ſchon zahm werden. Bei uns Soldaten heißt es: „Und folgſt Du nicht willig, ſo brauche ich Gewalt,“ obgleich man Letzteres bei Euch deutſchen Mädchen eigentlich niemals nöthig hat,“ rief der Officier, und erfaßte währenddeß in einem ſchnellen Satze die Zurückſpringende, dabei mit kräftigem Arm ihren Leib umſchlingend.

Ein derber Fauſtſchlag, von dem ſtarken Mädchen zur Nothwehr gegen ihn geführt, traf ſein Geſicht, und hinterließ dort ſeine ſichtbaren wie fühlbaren Spuren.

„Warte, verdammte Beſtie, wagſt Du es ſogar, mich zu ſchlagen, dieſe Frechheit ſollſt Du mir büßen,“ ſchrie nun der über dieſen Schlag ergrimmte Voirol, und packte die lange aufgelöſte Haarflechte des Mädchens, um ſie daran niederzureißen.

Mit ihrer vollen Stärke ſuchte dieſe ſich gegen dieſen brutalen Angriff zu vertheidigen, und ein wüthender Ringkampf begann nun oben auf dem Hühnengrab zwiſchen den Beiden. Zwar leiſtete das kräftige und entſchloſſene Mädchen längere Zeit den verzweifeltſten Widerſtand, und der franzöſiſche Officier mußte alle ſeine Kraft und Gewandtheit aufbieten, um ſie zu beſiegen, und doch

wäre ihm dies zuletzt gelungen, wenn Grethchen nicht plötzlich den so dringend nöthigen Beistand erhalten hätte. Ihr Bruder Jochen hatte vorhin schon mit seinem scharfen Auge die Schwester oben auf dem Hühnengrabe erkannt. Er wagte zwar nicht seine Heerde zu verlassen und zu ihr zu gehen, ließ sie aber sonst doch nicht wieder aus dem Gesicht. So hatte er denn bemerkt, daß ein Gensdarmerieofficier, in welchem er bald den auch von ihm auf das Bitterste gehaßten Lieutenant Voirol erkannte, ebenfalls dahin ging, und nun duldete es ihn nicht länger bei seinen Schafen; er mußte zur Schwester, um diese, wenn es nöthig wäre, von solcher Gesellschaft zu befreien. Bald bemerkte der Knabe, daß Beide in einem Ringkampf miteinander begriffen sein mußten, und im schnellsten Lauf stürmte er nun über die Haide dem Hügel zu. Wie er auf diesem, unbemerkt von den Ringenden, die ihm den Rücken zugewendet hatten, anlangte, hatte der Officier gerade das zuletzt erschöpfte und jetzt in ihrer höchsten Angst auch einen laut gellenden Schrei der Verzweiflung ausstoßende Mädchen zu Boden gerissen, und wollte seine Kniee auf ihre Brust setzen.

„Verfluchter Franzosenhund, was unterstehst Du Dich mit meiner Schwester!“ schrie der vom

raſchen Lauf und jetzt vom gewaltigſten Zorn faſt außer ſich gekommene Jochen, und führte ſogleich mit ſeinem ſchweren, eiſenbeſchlagenen Hirtenſtock einen kräftigen Hieb auf den Arm des Officiers. Der treue Hirtenhund, ein ſtarkes Thier, der ſeinem Herrn gefolgt war, verſuchte inzwiſchen mit grimmigem Gebell die Beine dieſes Feindes zu erfaſſen, vermochte aber mit ſeinen Zähnen nicht ſo recht durch die dicken Reiterſtiefel zu dringen.

Mit einem wilden franzöſiſchen Fluch ließ der Lieutenant Voirol bei dieſem ſo unerwarteten Schlag das liegende Mädchen los, und wandte ſich nach ſeinem neuen Feinde um. „Canaille, — warte, ich will Dich lehren, mich ſchlagen zu wollen!“ rief er wüthend, als er den Jungen erblickte, und riß ſeinen langen, ſcharfen Pallaſch aus der Scheide, um einen vernichtenden Hieb gegen dieſen zu führen. Gegen ſolche Waffen konnte der Knittel des Jochen freilich Nichts ausrichten, und er wäre unzweifelhaft verloren geweſen, wenn ihn ſein Hund nicht gerettet. Unabläſſig ſprang das treue Thier gegen den Franzoſen an, und dieſer, der es mit dem Fuße fortſtoßen wollte, verwickelte ſich dabei mit ſeinen Sporen in deſſen rauhem Fell, kam zum Stolpern, glitt auf dem Moosboden aus, und fiel endlich ſeiner ganzen Länge nach

auf die Erde hin. Ohne eigentlich genau zu wiſſen, was er that, benutzte Jochen nun dieſen für ihn günſtigen Umſtand, ergriff ſeinen langen Stock mit beiden Händen, und führte einen mächtigen Hieb gegen den Liegenden, dem bei dem Geringe ſchon vorhin der dreieckige Hut, den er trug, vom Kopfe gefallen war. Der Hieb hatte die Schläfe getroffen, ſeine Wucht nur zu ſehr gewirkt, der Officier ſtieß noch einen lauten Seufzer aus, reckte im letzten Todeskampf ſeine Glieder, und war eine Leiche. Erſchrocken über ſeine That, ſtand Jochen jetzt plötzlich da, und auch Grethchen, die ſich inzwiſchen wieder von der Erde erhoben hatte, konnte im erſten Entſetzen die Sprache nicht finden. Zwar war der Schlag von Jochen nur eine Nothwehr, und ſein Kampf gewiß ein gerechter geweſen, und doch laſtete dieſer plötzliche Mord ſchwer auf den Seelen des jungen Geſchwiſterpaares. Kaum ſechszehn Jahre war der Knabe alt, und hatte jetzt ſchon einen Menſchen erſchlagen, und ſo tief er auch den Franzoſen haßte, ſo hätte er in dieſem Augenblick doch ſehr viel darum gegeben, wenn er ihn wieder zum Leben zu erwecken vermochte. Unwillkürlich dazu getrieben, kniete Grethchen neben der Leiche hin, und verſuchte, ob in dieſer ſich nicht noch etwa einige ſchwache Le-

bensfunken regten — allein vergebens; geſchloſſen blieb das Auge, athemlos der Mund, während aus der von dem Eiſenhaken des Hirtenſtockes zerſchmetterten Schläfe einzelne ſchwere dunkle Blutstropfen langſam in das grüne Gras träufelten.

„Was hab' ich gemacht, Grethchen, — wie wird dieſe Sache enden, und nun bin ich in meinen jungen Jahren ſchon ein Mörder, dem Gott eine ſchwere Schuld zu verzeihen hat, und doch konnte ich nicht anders handeln. Sieh, als ich merkte, daß der Franzoſe ſich ſo ſchändlich gegen Dich betrug, da überkam mich ein ſo gewaltiger Zorn, daß es mir förmlich roth vor den Augen wurde, und ich kaum wußte, was ich that," ſprach weinend zuerſt der Knabe zu der Schweſter, die in ſchweigendem Gebet neben der Leiche niedergekniet war, Gottes Hülfe in dieſen ſchweren Augenblicken anzuflehen. „Es ging aber nicht anders — ich mußte ja den Lieutenant tödten, denn es wäre uns Beiden ſonſt zu ſchlimm ergangen," fuhr er bald weiter fort, und man merkte dabei, wie ſein ihm angeborener trotziger Muth ſchon die Oberhand über den erſten Schreck zu gewinnen begann. „Was fangen wir aber nun mit dem Todten hier an? Laſſen wir ihn liegen und ſuchen die That zu

verſchweigen! Oder willſt Du eine Anzeige machen, während ich ſchnell davon zu laufen verſuche? Hier darf ich nun nicht mehr bleiben, denn die Franzoſen würden mich ohne Weiteres todtſchießen, wenn ſie mich ergriffen. Nun, ich ſelbſt bin nicht furchtſam und will wohl durchkommen, aber die arme Mutter, die ſich ſehr ängſtigen wird und gewiß noch Manches zu leiden haben muß, dauert mich am Meiſten."

„Du armer, armer Jochen, und um meinetwillen iſt dies Alles geſchehen, und Du mußt jetzt ſchon in die Weite fort, und wirſt erſchoſſen, wenn ſie Dich ergreifen. Oh, was iſt dies für ein trauriges Pfingſtfeſt," klagte jetzt auch Grethchen, die ſich wieder erhoben, und ihren Bruder eng mit ihren beiden Armen umſchlungen hatte, gleichſam als wolle ſie ihn dadurch ſchützen, während auch ihr jetzt die Thränen reichlich aus den Augen ſtrömten.

Und wie ſo die Geſchwiſter, immer noch niedergedrückt vom Gewicht dieſes entſetzlichen Ereigniſſes, in ihrem Schmerze daſtanden, und Beide nicht recht wußten, was ſie jetzt beginnen ſollten, da rauſchte es leiſe hinter den Eichen, und vorſichtige Tritte eines Menſchen wurden dort hörbar. Schon wollten Grethchen und Jochen, die im erſten Schreck

bereits glaubten, daß französische Gensdarmen erschienen, um sie gefangen zu nehmen, in eiligster Flucht vom Hügel herunter in die Haide laufen, als sie das freudige Gebell, in welches der Hund, der sogleich bei dem ersten Geräusch in die Gegend, aus der solches kam, gelaufen war, ausbrach, wieder beruhigte.

„Laß uns sehen, wer hier kommt. Es muß ein Bekannter sein, der Hund würde sonst sogleich ganz anders bellen," sprach Jochen, der genau mit der Eigenthümlichkeit seines treuen Thieres bekannt war. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so kam ein kleiner Spitzhund den Hügel herauf gelaufen und sprang mit freudigem Winseln an dem Mädchen empor.

„Das ist der Spitz des langen Isaack. Wie kommt der hieher? — und nun muß auch sein Herr in der Nähe sein. Oh, den sendet Gott, denn wenn Jemand uns in unserer Noth mit seinem klugen Rath beistehen kann, so ist dies gewiß der Hausirer," frohlockte Grethchen und es schien förmlich, als ob eine schwere Last der Sorge sich bei diesem Springen und Bellen des kleinen schmutzigen Spitzes von ihrer Brust fortwälzte.

„Ja, es ist der Isaack — da hinter der Eiche steht er schon — ich will ihm zurufen, er möge

zu uns kommen; es sei kein Feind hier," meinte jetzt Jochen, der sogleich sich umgedreht und einige Schritte den Bäumen genähert hatte.

Und siehe da, wie immer in seinen langen grauen Rock gekleidet, den vieljährigen, fast schon formlos gewordenen Hut tief auf das graue Haupthaar gedrückt, stand der Hausirjude hinter einem Eichenstamm und streichelte den ihn freudig beschnuppernden Hirtenhund.

„Kommt nur her, Isaack, — es ist kein Franzose hier — wenigstens kein lebendiger," setzte er leise hinzu —, rief Jochen dem Hausirer entgegen, worauf dieser denn auch in wenigen langen Schritten oben auf dem Hügel neben den Geschwistern stand.

„Seid mir gegrüßt. — Ist mir eine große Freude, Euch Beide hier zu finden. Ich komme von der Elbe da drüben her, und habe fast den ganzen Tag unten im Bienebüttler Torfmoor in einer alten Hütte versteckt gelegen, damit die Franzosen mich nicht entdecken konnten. Hab' den Vater auch noch vor wenigen Tagen gesehen; es geht ihm gut, und er ist ein so tüchtiger Oberjäger geworden, wie in allen Schwadronen des Herrn Majors von Lützow kein besserer zu finden. Er hat mir viele herzliche Grüße an Euch aufgetra-

gen, und einen Brief an die Mutter habe ich auch noch bei mir," sprach freudig und hastig der Jude, dabei die Hände der zwei Geschwister mit seinen beiden Händen herzlich schüttelnd.

„Soll mir Gott helfen, — was sehe ich aber, da liegt ja ein todter, französischer Gensdarmerie-officier, und zwar der Leuteschinder, der Voirol, wenn mir recht ist, und von seinem Kopfe läuft das Blut herunter, und Ihr Beide seht ja so bleich aus. Was bedeutet denn das — und was ist hier vorgefallen? Mir könnt Ihr Alles ohne Scheu sagen; das wißt Ihr schon," rief er plötzlich ganz erschrocken aus, da er jetzt den Körper des Getödteten erblickte, der ihm anfänglich von den davorstehenden Geschwistern verborgen war.

In größter Geschwindigkeit erzählten Beide nun dem alten, vielbewährten Mann, dessen Treue und Umsicht sie unbedingt vertrauen konnten, alle Einzelheiten dieser ganzen Begebenheit, oft von seinem genauen Fragen nach besonderen Umständen, mitunter auch wohl bedenklichen Kopfschütteln oder halblauten „Hm — Hm's" dabei unterbrochen.

„Es ist eine böse, eine sehr böse Geschichte dies, und ich wollt' Vieles darum geben, wenn sie nicht geschehen wäre," sprach der Alte, als Grethchen und Jochen, nachdem sie Alles bis auf die ge-

neueſten Einzelheiten erzählt und viele Fragen klar und beſtimmt beantwortet hatten, endlich ſchwiegen. Doch Du, Jochen, beruhige Dein Gewiſſen, es war Deine Pflicht, die Ehre Deiner Schweſter auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Du durfteſt gar nicht anders handeln, als Du gethan haſt, und es war Gottes Schickung, daß Dein Stock den Franzoſen ſogleich tödtete. Nun, er hat dies Schickſal auch reichlich verdient, denn wenn Jemand in den letzten Jahren großes Unglück über unſere ganze Gegend gebracht hat, ſo war es gerade dieſer Lieutenant Voirol, gewiß mit der ärgſte Halunke, der je eine franzöſiſche Uniform trug, und das will viel ſagen. Deshalb wäre alſo dieſe ganze Geſchichte weiter kein ſo großes Unglück, aber die böſen Folgen davon fürchte ich nur am Meiſten. Daß der Lieutenant getödtet iſt, wird ſich nicht lange verbergen laſſen, denn wenn er gegen Abend nicht wieder in ſein Quartier zurückkommt, werden ſeine Gensdarmen deshalb beſorgt werden, und Nachforſchungen anſtellen und ihn ſicherlich dann auch bald finden, da ſie wiſſen, daß er hieher gegangen iſt. Nun könnte ich Dich, Jochen, zwar jetzt ſogleich mit mir nehmen, und ich hoffe auch, daß es mir gelingen würde, Dich ſicher über die Elbe zu den Truppen des Generals von Wall-

moden zu bringen, wo dann die Franzoſen freilich das leere Nachſehen hätten, aber ſchlimm, ſehr ſchlimm bliebe die Sache trotzdem doch noch immer. Was ſollſt Du in Deinen jungen Jahren ſchon unter den Soldaten? Denn um ein Gewehr oder den Säbel zu tragen, biſt Du noch nicht alt genug, und ohnehin taugt das wilde Kriegsleben noch nicht für einen Jungen, wie Du biſt. Und wenn ich Dich auch glücklich gerettet haben würde, wie arg würde es dann Deiner armen Mutter und der Grethe hier ergehen. Die Franzoſen würden ſie als Mitſchuldige anſehen und in das Gefängniß werfen, und gar grauſam mit ihnen umgehen, da ſie ohnehin auf Eure ganze Familie wegen Eures braven Vaters und Bruders ſchon einen beſondern Haß haben. Haus und Hof und Wirthſchaft würden aber ganz zu Grunde gehen, wenn der Vater und die Söhne alle geflüchtet wären, und die Mutter und Schweſter in ſchwerer Unterſuchungshaft in dem Gefängniß in Lüneburg ſäßen. So etwas darf aber nicht geſchehen; ſo viel als ich irgendwie vermag, muß ich dies zu verhindern ſuchen, das iſt der alte Iſaack ſchon Eurem Vater ſchuldig. — Was aber machen?" frug er ſich gleichſam ſelbſt, und ſtützte dabei wie ſinnend ſein Haupt in die magere, arbeitsgehärtete Hand, während

beide Geschwister nicht wagten sein Nachdenken durch Dazwischenreden von ihrer Seite zu unterbrechen. Eine längere, stille Pause, in der die Augen Beider ängstlich auf dem Gesicht des Hausirers hafteten, entstand somit.

„Ja, ich hab's — anders wird es nicht gehen, so muß es aber mit Gottes Beistand gelingen, die Schuld von Euch Beiden gänzlich abzuwenden," unterbrach dieser endlich die Stille, dabei den Kopf wieder hoch aufrichtend, und ein hoher, geistiger Ausdruck, der sogleich den Geschwistern nicht entging, verklärte plötzlich sein verschrumpftes, von Wind und Wetter arg mitgenommenes Gesicht. „Hört mir nun aufmerksam zu und paßt genau auf, was ich Euch sage, denn Eure Rettung hängt wesentlich mit davon ab. Die Franzosen müssen gar keinen Verdacht bekommen, daß Jochen den Lieutenant erschlagen hat, sondern glauben, daß ein Anderer, und zwar ich selbst, dies gethan habe, und wenn wir es klug anfangen, so wird es uns gelingen."

„Was, Isaack, Ihr wollt die Schuld auf Euch laden, und als Mörder verfolgt werden, so daß die Franzosen, wenn sie Euch erwischen, Euch ohne Weiteres aufhängen — nein, das dulde ich niemals, und lieber will ich selbst die Strafe er-

leiden," unterbrach sogleich Jochen den Hausirer, und ein edles Feuer blitzte dabei aus seinem Auge.

„Schweig, mein Junge, und thue ruhig, was der alte Isaack, der am Besten weiß, was für Euch Beide dienlich ist, Dir sagen wird," entgegnete dieser, dabei aber mit unverkennbarem Wohlgefallen den so trotzig und muthig vor ihm stehenden Knaben anblickend, wobei er ein leises „ganz das Ebenbild seines Vaters, wie der war in seinen jungen Jahren" in den grauen Bart murmelte, während er laut hinzufügte, „und wegen meiner brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Erwischen mich jetzt die Franzosen, so hängen sie mich so wie so doch ohne Weiteres als Spion und Verräther auf, und ob sie mich dann noch für einen Mörder ansehen — das bleibt sich gleich — aber sie dürfen mich eben nicht fangen, dafür heißt es gut aufpassen, und scharfe Augen und schnelle Füße haben."

„Also hört zu und unterbrecht mich nicht weiter. — Ihr Beide lauft jetzt schnell von hier fort wieder in die Haide zurück, so daß Euch Niemand sieht, und Grethchen bleibt jetzt bei Dir, Jochen, und kommt, wenn Du am Abend die Heerde in den Hof treibst, zugleich mit zurück. Wenn Ihr nun gefragt werden solltet, wo Ihr gewesen seid,

so gebt Ihr an: dort unten in der Haide, wo jetzt die Schafe noch sind. Aus der Ferne hättet Ihr gesehen, daß ein Officier hier auf dem Hühnengrabe gestanden, denn seine Waffen hätten gar hell in der Sonne geblitzt und gefunkelt, und dann wäre ein langer, grauer Mann mit einem kleinen Hunde, der Euch fast so erschienen sei, als wäre es der wohlbekannte Spitz des Hausirers, der lange Isaack aus Lüneburg auch auf den Hügel gekommen, und die Beiden hätten ein Ringen mit einander angefangen, aber da die Sonne Euch geblendet, so hättet Ihr Nichts weiter genau erkennen können. Seid aber in allen diesen Aussagen ja ganz bestimmt, und bleibt Euch Beide darin gleich, wenn wirklich die Franzosen Euch verhören sollten. Und noch Eins, verschweigt selbst Eurer Mutter auch die Wahrheit, denn die arme Frau, die ohnehin schon schwer genug zu sorgen und zu plagen hat, würde sich dann nur noch mehr ängstigen und grämen."

„Aber, Isaack, da müßten wir ja lügen und ein falsches Zeugniß wider Euch ablegen, und das wäre ein schweres Unrecht," entgegnete Grethchen, während Jochen ihr ebenfalls beistimmte und erklärte, er wolle die Folgen der That, die er be-

gangen, nun auch allein tragen, und ſolche nicht noch dem Hauſirer aufbürden.

„Eine Lüge iſt zwar ſtets ein großes Unrecht, und der Menſch ſoll ſprechen immer die Wahrheit," antwortete der Hauſirer. „Aber es giebt Zeiten, wo man leider ein Unrecht muß begehen, um zu verhindern ein größeres, und einem Feinde gegenüber, wie dies jetzt die Franzoſen für uns ſind, kann man nicht immer wahr ſein, ſondern muß ſie täuſchen und irre führen. Alſo thut nur Beide, wie ich Euch geſagt habe, und bedenkt, daß es geſchieht Eurer Eltern wegen, die davon könnten bekommen große Kümmerniß, wenn Jochen als Todtſchläger von den Franzoſen hier verurtheilt würde," ſprach Iſaack. Wiederholt noch verſuchten die beiden Geſchwiſter weitere Einwendungen zu machen, und beſonders auch der Stolz von Jochen ſträubte ſich auf das Entſchiedenſte dagegen, daß ein Anderer die böſen Folgen einer That, die er begangen, tragen, und um ſeinetwillen vielleicht gar eine ſchwere Strafe erdulden ſollte. Daß er ohne Weiteres ſich ſelbſt den Behörden entdecken werde, wenn Iſaack wirklich gefangen genommen und des Mordes angeſchuldigt werden ſollte, nahm er ſich innerlich übrigens feſt vor. Es gelang dem Drängen des Hauſirers

endlich, alle ihre Bedenklichkeiten zu widerlegen, und seiner Anweisung folgend, eilten nun Beide von dem Hühnengrabe hinab, und schlichen in die Haide zurück nach dem entfernten Platze, wo inzwischen die Heerde ruhig fortgeweidet hatte. Noch einen letzten Blick auf die Leiche des Erschlagenen zu werfen, verhinderte die innere Scheu die Geschwister. „Wie ruhig und schön war anfänglich dieser Abend — und wie schrecklich muß er jetzt enden! — Dies ist ein Pfingsten, das ich niemals vergessen werde, und sollte ich noch so alt werden," schluchzte Grethchen im Fortgehen zu ihrem Bruder, und die hellen Thränen liefen ihr dabei noch immer über die jetzt vor Schreck und Kummer bleich gewordenen Wangen.

Einen Augenblick stand der Hausirer noch in schweigender Betrachtung da, als die Geschwister den Hügel verlassen hatten, und es schien, als bewegten seine Lippen sich in leisem Gebet, dann sprach er halblaut vor sich hin, wie dies ja überhaupt seine Gewohnheit war:

„Nun schnell an's Werk, um allen Verdacht auf mich zu lenken. Ein Spion und schändlicher Verräther bin ich ja ohnehin schon in den Augen der Franzosen und ihrer Freunde, warum soll ich

nicht nun auch noch ein Mörder und Räuber sein — es kommt ja doch auf Eins heraus."

Mit der großen Umsicht, die alle seine Handlungen stets charakterisirte, traf der Hausirer nun alle Anstalten, um als Mörder des Lieutenants Voirol zu gelten. Zuerst spähte sein scharfer Blick auf dem ganzen Hügel sorgfältig umher, ob auch die Geschwister nicht irgend Etwas dort zurückgelassen hätten, was später als Anzeichen gegen sie benutzt werden könnte. Er fand ein kleines Ende rothes Band, was der Todte bei seinem Ringen mit Grethchen dieser vom Kleide abgerissen hatte, und steckte es achtsam in seine Tasche. Mit seinen großen, derben Nägelschuhen trampelte er inzwischen überall fest umher, um somit die Fußspuren von Jochen und seiner Schwester zu verwischen. „So, nun muß ich auch der Leiche ihr Geld und die Brieftasche abnehmen, damit die Kerle glauben, daß ich den Mord deshalb gethan habe," sprach er vor sich hin. Nicht ohne eine gewisse innere Scheu untersuchte er die Taschen des Todten, und nahm eine Börse mit einigen Napoleonsd'or und eine Brieftasche, die, wie es schien, dienstliche Briefe und Rapporte enthalten mußte, daraus. Erstere versteckte er sorgfältig unter einigen Steinen, denn es widerstrebte seinen Gefühlen, das Geld

des Franzoſen länger, als nöthig war, in der Hand zu behalten. Mit ſeinem ſtarken Stocke verſetzte er dem Todten nun mehrere tüchtige Hiebe auf den Kopf, und brach dann ein Stück davon ab, um es auf dem Platze liegen zu laſſen, als ſei dies bei dem Kampfe geſchehen. In ſeiner großen Vorſicht ging aber der Hauſirer noch weiter. Er riß ſodann nicht ohne ſtillen Seufzer ein Stück aus ſeinem alten grauen Rocke heraus, und klemmte ſolches in die ſchon kalt und ſteif gewordenen Finger des Ermordeten, als habe dieſer es ſelbſt ihm bei einem Ringkampfe herausgeriſſen, und ſelbſt der kleine Spitz, der verwundert mit ſeinen klugen Augen all dieſem ſeltſamen Treiben ſeines Herrn zugeſehen hatte, mußte einen Büſchel ſeiner weißgrauen Haare opfern, die neben den Sporen des Lieutenants auf die Erde geſtreut wurden. Am Fuße des Hügels warf aber der Hauſirer ein zerknittertes und halbzerriſſenes Stück einer alten Rechnung für empfangene Waaren von einem Kaufmann in Lüneburg, auf der ſein Name noch in der Ecke ſtand, hin, als habe er ſolches dort zufällig verloren. So hatte er in der That Alles angewandt, damit ſich, wenn die Leiche aufgefunden wurde, der Verdacht auf ihn, als den Mörder, lenken mußte.

„So, nun helfe Gott weiter; was in meinen Kräften ſteht, habe ich gethan, um den armen Jochen zu retten. Jetzt werden dieſe franzöſiſchen Schufte ſchon glauben, als habe ich, der berüchtigte Spion, auch ihren Officier ermordet. — Wahrhaftig, da kommen bereits ein Paar der blauröckigen Gensdarmen über die Haide getrabt, als wollten ſie ihren Officier ſuchen. Die Kerle werden große Augen machen, wenn ſie ihn hier als Leiche finden," murmelte er weiter, als er in der That, hell von den letzten Sonnenſtrahlen beleuchtet, in der Richtung vom Kirchdorfe her zwei franzöſiſche Gensdarmen über die Fläche reiten ſah. Abſichtlich blieb er noch einige Minuten oben auf der Spitze des Granitblockes, der das „Hühnengrab" bedeckte, ſtehen, ſo daß ſeine lange Geſtalt ſich ſcharf an dem klaren Abendhimmel abzeichnete und von den Reitern bemerkt werden mußte, dann aber ſprach er vor ſich hin: „So, jetzt haben ſie mich ſehen können. — Nun gilt es aber, in größter Eile mich zu retten, wenn mir an der Sicherheit meines Halſes fernerhin noch Etwas liegt. Komm, Spitz, wir müſſen uns ſchon ſputen und in dieſer Nacht noch ein gehöriges Stück Weg wieder zurücklegen, um wo möglich über die Elbe zu kommen. Es iſt nur ein Glück, daß dieſe fremden Henkers-

knechte mir mit ihren Pferden nicht in das Bienebüttler Moor nachfolgen können." Mit der ihm innewohnenden Kraft und Gewandtheit, trotz seiner hohen Jahre, sprang der alte Hausirer schnell von dem Hügel herab und verschwand bald in dem dichten Birken- und Ellerngebüsch, welches bis zum Torfmoor reichte.

Die beiden Gensdarmen hatten richtig ihren Officier, an den noch ein dringender Rapport eingelaufen war, gesucht. Sie hatten erfahren, daß er nach dem rings in der Gegend weit und breit bekannten großen Hühnengrabe gegangen sei, folgten ihm dahin nach, und fanden bald zu ihrem Schrecken seine Leiche mit stark zerschmetterten Schläfen und blutrünstig geschlagenem Gesicht, dabei der Börse und Brieftasche beraubt. Sie erinnerten sich, die Gestalt eines Mannes, den der Eine, der schon seit Jahren in Lüneburg stationirt gewesen, als den Hausirjuden Isaack, dessen Signalement als gefährlichen Spion und Verräther sie ohnehin in der Tasche trugen, erkannte, vorhin hier auf dem Hügel stehen gesehen zu haben; das abgebrochene Stück mit der Eisenzwinge und dem durch kleine Stifte bezeichneten Ellenmaß des Stockes, welches neben dem Todten lag, und mehr noch die bald aufgefundene Rechnung zeugten ebenfalls

gegen ihn; kurz, sie hegten bald gar keinen Zweifel, daß nur der Hausirer und weiter Keiner den Mord aus Raubsucht oder politischem Haß begangen haben müsse. Die Civil- und Militärbehörden, bei denen die Gensdarmen noch in der Nacht die genaueste Meldung machten, erkannten diesen Verdacht als wohlbegründet an; ihre weiteren Untersuchungen bestärkten sie noch mehr darin, und bald stand es nicht allein bei allen Beamten und Officieren, sondern auch bei der gesammten ländlichen wie städtischen Bevölkerung als ganz sicher da, daß der wohlbekannte Hausirjude, „der lange Isaak" genannt, und kein Anderer der Mörder des auf dem Hühnengrabe so grausam ermordeten französischen Gensdarmerie-Lieutenants Voirol gewesen sei. Die Behörden des französischen Kaiserreichs erneuerten den ohnehin schon gegen den Hausirer, als einen bekannten Spion, erlassenen Steckbrief, und setzten auf seine Ergreifung einen Preis von zweitausend Francs aus, da er sich eines frechen Raubmordes dringend verdächtig gemacht habe. Zwar schüttelten Alle, welche die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit des langen Isaak seit so vielen Jahren gekannt hatten, bedenklich den Kopf, und wollten nicht glauben, daß dieser einen Mord, um dabei zu rauben, begangen haben

könne, ſondern hegten die Ueberzeugung, er habe den franzöſiſchen Officier nur aus politiſchem Haß getödtet. An Jochen und Grethchen dachte bei dieſer ganzen Angelegenheit Niemand; Keiner hatte ſie auf dem Hügel bemerkt, und ſo entgingen ſie ſogar jeglicher Unterſuchung. Und doch laſtete die Schuld dieſer That mit drückender Schwere auf Beiden, und beſonders Jochen war wiederholt in Verſuchung, ſich freiwillig als Thäter anzugeben, und dann zu verſuchen, ſich durch die Flucht zu retten. Nur der Gedanke an den großen Schmerz, den er ſeiner jetzt ohnehin ſchon ſo ſchwer geprüften Mutter dadurch bereiten würde, hielt ihn davon ab, dieſen Entſchluß auszuführen. In dem Weſen des ſonſt ſo jugendkräftigen und frohmuthigen Knaben war aber ſeit jenem verhängnißvollen Pfingſtabend eine gewaltige Aenderung vor ſich gegangen. Er war verſchloſſen, ja ſogar faſt tiefſinnig geworden, vermied alle Geſellſchaft, ſelbſt ſeiner Altersgenoſſen auf den benachbarten Höfen, und weilte am Liebſten allein bei ſeiner Schaafheerde in der einſamen Haide. Das alte Hühnengrab betrat er niemals wieder, ja die ganze Umgebung deſſelben ſchien ihm verhaßt zu ſein, und wenn irgend möglich, ſuchte er ſeine Heerde in einer andern Richtung zu hüten. Mit einer wahrhaft

rührenden Liebe, die dem wilden, trotzigen Jungen früher ungleich fremder gewesen war, schloß er sich jetzt an seine Schwester Grethchen an, die ebenfalls gegen ihren Bruder sich ungemein zärtlich zeigte. Beide Geschwister suchten so viel als möglich stets in Gesellschaft mit einander zu sein, und es war ihnen die liebste Zeit, wenn sie Beide allein in der Haide bei der Heerde verweilen konnten. Auch Grethchen war jetzt ungleich ernster gegen früher geworden, bleicher sah ihr Gesicht, und trauriger der Blick ihres Auges aus. Die Mutter bemerkte wohl diesen veränderten Zustand ihrer beiden Kinder, schrieb ihn aber dem Kummer über die gezwungene Abwesenheit des Vaters und der Sorge um die täglich fast schwerer zu ertragende Noth, die sie Alle erdulden mußten, zu. Die arme, so viel geplagte Frau ward aber jetzt körperlich wie geistig so sehr angestrengt und mußte sich beständig so plagen, um die Wirthschaft nur einigermaßen im Gange zu erhalten und die Familie vor gänzlicher Armuth zu schützen, daß sie ihre Kinder nicht mit der Sorgfalt beobachten konnte, wie dies in ruhigeren Zeiten wahrscheinlich von ihr geschehen wäre. So entgingen denn die Geschwister weiteren Fragen über ihre so sehr veränderte Stimmung, wenn die Mutter sie auch

mitunter aufzuheitern suchte, und sie bat, sich um die jetzige traurige Lage nicht zu sehr zu sorgen, sondern stets die Hoffnung auf eine bessere Wendung zu bewahren. Die alte schlichte Bauerfrau, obgleich sie sonst sowohl ihrem Manne, wie selbst allen ihren Kindern an geistiger Bildung weit nachstand, bewies jetzt auch hierin wieder eine Charakterfestigkeit, wie solche nicht großartiger gefunden werden konnte.

Unwiderstehlich hatte es übrigens Jochen getrieben, sobald seine Zeit es nur irgendwie erlaubte, nach Lüneburg zu gehen, um dort Rebekka, die Tochter des Hausirers, aufzusuchen. Er fand diese nicht mehr in dem ihm wohlbekannten Häuslein, sondern nur die alte, taube Magd wohnte allein darin. Weinend und klagend erzählte ihm diese, daß am andern Tage, nachdem die Behörde den Steckbrief gegen den Hausirer als Mörder erlassen, auch bei ihnen eine sehr strenge Haussuchung stattgefunden habe. Zwar sei nicht das mindeste Verdächtige gefunden worden, trotzdem aber habe man Rebekka in ein Gefängniß geführt und einige Tage dort in Untersuchungshaft gehalten, dann aber wieder als unschuldig entlassen. Am nächsten Morgen sei diese aber auf einem Miethwagen über die Elbe in das Preußische gefahren, um

dort bei einer alten Verwandten vorläufig eine sichere Zuflucht zu finden, und habe seitdem Nichts wieder von sich vernehmen lassen. Zwar betrübte es Jochen nicht wenig, daß auch das unschuldige Mädchen wegen seiner That so viele Unannehmlichkeiten erdulden mußte, doch freute es ihn auf der andern Seite sehr, daß er sie jetzt in Sicherheit und allen feindlichen Verfolgungen entrückt wußte. Mit leichterm Herzen, als er gekommen, verließ er Lüneburg wieder, um auf das elterliche Gehöft zurückzukehren.

4.

Die Herrschaft der Franzosen in Hamburg.

In der alten Hansestadt Hamburg, die seit den Jahren, daß der Kaiser Napoleon sie gewaltsam dem französischen Reiche einverleibt und die Blüthe ihres Handels durch sein Continentalsystem vernichtet hatte, schon so viel gelitten, herrschte jetzt eine Zeit der Noth und Trübsal, wie sie in ganz Deutschland nirgends schwerer empfunden wurde. Mit welch freudigem Jubel war damals im Monat März der Einzug des Generals von Tettenborn, der mit seinen Kosaken zuerst die Franzosen vertrieb, gefeiert worden und wie hatte man in der schönen Hoffnung geschwelgt, von nun an für immer von dieser verhaßten Fremdherrschaft befreit zu bleiben! Aber die alten Erbfehler, die uns Deutschen leider zu leicht ankleben, und im Laufe unserer

tausendjährigen Geschichte nur zu häufig schon uns schwere Uebel brachten, nämlich lieber viel zu sprechen, statt kräftig zu handeln, Worte für Thaten zu nehmen, kostbare Zeiten durch weitschweifige Berathungen nutzlos zu vergeuden, und vor Allem unsere Kraft durch gegenseitige Uneinigkeit und kleinliche Eifersüchtelei zu lähmen, zeigten sich auch bei dieser Gelegenheit wieder in der traurigsten Weise. Die Hamburger jubelten während der Wochen ihrer Befreiung mehr, als daß sie wirklich mit Aufbietung aller und jeder Kraft sich auf das Aeußerste rüsteten, wie dies so dringend von den Umständen geboten wurde, und vertrauten mehr auf fremde Hülfe, statt, wie es sich besser für sie geziemt hätte, am Meisten auf ihre eigene Anstrengung zu vertrauen. Die alte, stolze Männerkraft, die sie früher zur Zeit der Blüthe des Hansebundes häufig in so glorreicher Weise gezeigt, war jetzt bei einem großen Theil der Bevölkerung nicht mehr in gleicher Weise vorhanden, der Gott Merkur hatte den Mars zu sehr verdrängt, und so waren die Vertheidigungsanstalten in den zehn Wochen, die Tettenborn nun bereits die Stadt besetzt hielt, nicht in der erwünschten Weise vorwärts gekommen. Hätten die Hamburger jetzt den zehnten

Theil von dem freiwillig gethan, was sie später, vom Marschall Davoust dazu gezwungen, unfreiwillig thun mußten, so wäre es diesem nicht gelungen, sich noch vor Abschluß des Waffenstillstandes in den Besitz der Stadt zu setzen, und zahllose Drangsale aller Art würden dadurch ihren Bewohnern erspart worden sein. Statt am Meisten auf die eigene Kraft zu vertrauen, hoffte man den sichersten Schutz an der Hülfe der Dänen, und später der Schweden zu finden. Es war dies eine große Thorheit, die sich sehr bald nur zu bitter bestrafen sollte, wie dies überhaupt bisher stets der Fall gewesen ist, und wahrscheinlich auch zukünftig sein wird, wenn Deutschland seine Hülfe vom Auslande erwartet. Nach gewohnter Weise trieben die Dänen auch diesmal wieder ihr falsches, verrätherisches Spiel gegen uns Deutsche. Sie gaben sich zwar anfänglich den heuchlerischen Anschein, als wollten sie der bedrängten Stadt eine kräftige Hülfe gewähren, und der dänische General Wegner besetzte sogar eine Zeit lang mit einigen Tausend Mann Soldaten und mehreren Batterien die bedrohtesten Punkte derselben, doch war das Ganze nur eine leere Spiegelfechterei, und auf arglistige Täuschung berechnet. Sobald man in Kopenhagen die Hoffnung hegen zu dürfen glaubte,

durch einen Anschluß an Napoleon mehr, als durch eine Unterstützung der Alliirten zu gewinnen, warf man sogleich diese falsche Maske fort, und dänische Truppen kämpften bald im Verein mit den Franzosen, ja überlieferten diesen endlich auch Hamburg, welches sie nach Abzug des Generals von Tettenborn zuletzt abermals besetzt gehabt hatten. Die Nemesis ertheilte Dänemark bei dieser Gelegenheit glücklicher Weise aber die längst verdiente Strafe für seine Treulosigkeit. Es verlor durch den schließlichen Sturz Napoleon's zuletzt doch noch das Königreich Norwegen, und sank somit zu einer Macht dritten Ranges herab, von welcher Stufe es sich bisher trotz aller fieberhaften Anstrengungen noch niemals wieder zu erheben vermochte. Leider verfuhr der Wiener Congreß 1815, dem wir überhaupt diese unglückliche Karte von Europa verdanken, die bisher schon so viel unnütz vergossenes Blut gekostet hat, und wahrscheinlich in nächster Zukunft noch mehr kosten muß, bis ihre, den Gesetzen des Volkswohls entsprechende vernünftige Umänderung endlich gelungen sein wird, gegen Dänemark nur zu milde und entschädigte, es auf Kosten Deutschlands wenigstens einigermaßen für den Verlust Norwegens. Wie günstig wäre damals die Gelegenheit gewesen, Schleswig-

Holstein und Lauenburg, diese echt deutschen Länder, endlich von der dänischen Tyrannei zu befreien. Die österreichische Eifersucht, welche fürchtete, der preußische Einfluß in Norddeutschland würde sonst zu sehr wachsen, verstand es aber durchzusetzen, daß diese Landestheile zur Schmach Deutschlands bei Dänemark auch fernerhin verbleiben mußten.

Fast eben so wankelmüthig, wenn auch nicht in gleicher Weise verrätherisch wie Dänemark, benahm sich jetzt der schwedische Kronprinz Bernadotte, dessen Hülfe die Hamburger in ihrer Bedrängniß angefleht hatten. Dieser Mann, der später überhaupt durch seine schwächliche Kriegsführung in Norddeutschland manches Uebel angestiftet, oder wenigstens viel Gutes verhindert hat, suchte vor dem Abschluß des Waffenstillstandes sich möglichst eine freie Wahl, ob er den Franzosen oder den Verbündeten seinen Beistand gewähren solle, zu sichern. Er that Nichts, was ihn auf die eine oder die andere Seite wirklich hätte verpflichten können, und hütete sich wohlweislich, Hamburg zu schützen, da ihm dies bei einem etwaigen spätern Bündniß mit Napoleon leicht schaden konnte. Der schwedische General Döbeln, der damals mit seinem Corps in Wismar stand, hatte zwar, in hochherziger Be-

geisterung und als braver Soldat die diplomatischen Winkelzüge des Kronprinzen nicht begreifend, dem vom General Vandamme hart bedrängten Hamburg die erbetene Hülfe gebracht, und war mit einigen Tausend Mann guter Truppen am 21. Mai unter dem Jubel der Bevölkerung dort eingerückt; solche offene Theilnahme am Kampfe paßte aber nicht in den arglistigen Plan des Kronprinzen von Schweden, der auch jetzt den geborenen Südfranzosen nicht verläugnen konnte; er rief sogleich die schwedischen Truppen aus Hamburg zurück, und hatte sogar die Schamlosigkeit, den General Döbeln vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen. So war denn eine fremde Hülfe nicht zu erlangen gewesen. Ein edler Fürst, der schon im Jahre 1809, wo leider nur eine zu große Zahl von deutschen Landesherren sich in der schmachvollen Rolle Napoleonischer Vasallen überaus wohlgefielen, mit mannhaftem Muthe gegen das fremde Joch angekämpft und in stolzer Würde die Verbannung der fremden Tyrannei vorgezogen hatte, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, war jetzt aus England nach Hamburg geeilt, um der bedrängten Stadt seinen Heldenarm anzubieten. Sehr viel hätte erreicht werden können, wenn der Herzog Wilhelm Oberbefehlshaber geworden, die hanseatischen, mecklenburgischen,

neu formirten lauenburgiſchen und hannover'ſchen Truppen und die wenigen ruſſiſchen Infanteriſten und Artilleriſten, die in Hamburg und der Umgegend zerſtreut umherſtanden, unter ſeinem Befehle vereinigt und dann, von der Bürgerſchaft auf eine wirklich kräftige Weiſe unterſtützt, die Vertheidigung unternommen hätte. Es wäre ſehr fraglich geweſen, ob dem Marſchall Davouſt, der beſonders anfänglich großen Mangel an ſchwerem Belagerungsgeſchütz hatte, die Einnahme der Stadt jemals gelungen, da die von der Nordſee her operirenden engliſchen Kriegsſchiffe ihm dabei großen Schaden zufügen, den Hamburgern aber mannigfache Hülfe bringen konnten. Kleinliche Intriguen, bei denen der in vieler Hinſicht ſonſt ſo ſehr verdienſtvolle General von Tettenborn leider eine Hauptrolle ſpielte, und engherzige Spießbürgerei mancher Hamburger, die da fürchteten, bei einer energiſchen Vertheidigung könne ihnen hier und da ein Haus zerſtört oder ein Garten verwüſtet werden, verhinderten aber die Ausführung dieſes Planes. Enttäuſcht reiſte der Herzog Wilhelm von Braunſchweig bald wieder ab, und Hamburg blieb ſich ſelbſt überlaſſen. Aus dem großen Hauptquartier der Verbündeten konnte man in jetziger Zeit aber ebenfalls nicht die ſo ſehnlichſt

erwünſchte und dringend nothwendige Hülfe erhalten. Nach den verlorenen Schlachten bei Lützen und Bautzen und dem Rückzug nach Schleſien herrſchte dort eine ſo große Bedrängniß, und man bedurfte der wenigen Truppen, über welche man ungehindert verfügen konnte, ſelbſt ſo dringend, daß es auch beim beſten Willen nicht möglich war, ein bedeutendes Corps nach einer ſo weit entlegenen Stadt, wie Hamburg, abzuſenden. Oeſterreich zögerte noch immer, ſich den Alliirten anzuſchließen, theils aus der ſtets alle ſeine Handlungen leitenden Eiferſucht gegen Preußen, theils aber auch, um ſich ſpäter ſeine Hülfe deſto theurer bezahlen zu laſſen, und die Truppen der deutſchen Rheinbundsfürſten und Sachſens kämpften leider noch immer zur ewigen Schmach Derer, von denen ein ſo undeutſcher Befehl ausging, in den Reihen der Franzoſen. So mußte Preußen, nur von einigen kleinen norddeutſchen Fürſten und ungefähr achtzigtauſend Mann ruſſiſcher Truppen unterſtützt, bis jetzt die ganze Wucht des Kampfes faſt allein tragen. Wenn auch das preußiſche Volk dies in der hochherzigſten Weiſe that, und ſich überhaupt dabei auf eine Weiſe benahm, die ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geſchichte Deutſchlands ſichern muß, ſo konnten preußiſche Truppen doch nicht außer-

dem noch die nordiſchen Hanſeſtädte Bremen, Hamburg und Lübeck ſchützen helfen. So war Erſteres denn am Frühſten wieder in die Zwingherrſchaft der Franzoſen zurückgefallen, und der ſchöne Gedanke der Freiheit nur ein kurzer Traum geweſen die anderen beiden Schweſterſtädte ſollten bald dem gleichen unglücklichen Geſchick verfallen.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai zog der General von Tettenborn mit ſeinen Koſaken, einem mecklenburgiſchen Grenadierbataillon, welches der hochherzige Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der ſich von allen deutſchen Fürſten zuerſt eng an Preußen zum Kampf auf Leben und Tod gegen Napoleon angeſchloſſen, der bedrängten Stadt ſogleich im April zur Hülfe geſandt hatte, und den Anfängen der neu formirten hanſeatiſchen Legion aus Hamburg ab, und richtete ſeinen Marſch gegen das Lauenburgiſche. Mit ſo ſchwachen Kräften war ein längerer Widerſtand gegen die Uebermacht des Marſchalls Davouſt nicht mehr möglich, und hätte der ohnehin einem ſchweren Schickſal entgegengehenden Stadt nur nutzloſen Schaden zugefügt; dies mußte ſelbſt ein faſt aller militäriſchen Verhältniſſe Unkundiger einſehen. Es war eine traurige Nacht, die Allen, welche ſie mit durchgemacht, für immer im Ge-

dächtniß geblieben iſt. Wie ganz anders war der Einzug des kühnen Koſaken-Generals geweſen, mit welchem unbeſchreiblichen Jubel hatte man ihn damals empfangen, und wie war nun dies Scheiden! Alle Hoffnungen, die man anfänglich in ſo überſchwänglicher Weiſe gehegt — jetzt waren ſie vollſtändig vernichtet, und ſchwer drückte die Ungewißheit des Schickſals, welches jetzt ſchon in den nächſten Stunden erwartet werden mußte, auf Alle. Nicht allein war zu befürchten, daß Hamburg auf's Neue dem Bezirke der zweiunddreißigſten Militärdiviſion des großen franzöſiſchen Kaiſerreiches, zu der es bereits früher gehört hatte, wieder einverleibt wurde, ſondern eine ſtrenge Strafe für Alles, was man bei ihrer anfänglichen Vertreibung im erſten Rauſche der Freude begangen hatte, war von der Rache der jetzt vor den Thoren ſtehenden Franzoſen zu beſorgen. Da zitterte denn wohl mancher ſonſt kräftige Mann, und viele Thränen der Furcht und Sorge erfüllten die Augen. An der Spitze ſeiner kleinen Heerſchaar ritt in ſehr düſterer Stimmung der General von Tettenborn aus dem Thor. Es kränkte ſeinen militäriſchen Stolz nicht wenig, eine Stadt, in die er vor zehn Wochen als Sieger auf eine ſo glänzende Weiſe eingezogen, und faſt zu verſchwenderiſch mit

allen nur erdenklichen Ehrenbezeigungen gefeiert war, jetzt in dunkler Nacht als Flüchtling wieder verlassen zu müssen. Dabei konnte er sich selbst nicht von jedem Vorwurf, diese ungünstige Wendung des Schicksals theilweise wenigstens mit verschuldet zu haben, freisprechen, und dies trug noch mehr dazu bei, seinen Unmuth zu vermehren. Hätte er anfänglich nicht zu sehr im Siegesrausch geschwelgt, sich von schönen, liebenswürdigen Damen schmeicheln und von ihren Männern und Vätern mit Allem, was Küche und Keller nur Auserlesenes zu liefern vermochten, bewirthen lassen, sondern vor Allem auf das Kräftigste und mit dem Gewicht seines ganzen Einflusses darauf gedrungen, daß die Hamburger, statt voreilige Freudenfeste zu feiern, unabläßig an der Wiederherstellung der Vertheidigungsanstalten ihrer Stadt rüsteten, und dem hochherzigen Beispiele Preußens folgend, fast Jeden, der noch zum Waffendienst tauglich war, auch zu diesem verpflichteten, hätte er dann mit den übrigen Befehlshabern der verschiedenen russischen Streifcorps, den Generälen Benkendorf, Dörnberg und Tschernitschef, stets in besserm Einverständniß gelebt und mehr nach gemeinsamem Plane gehandelt, statt daß jetzt ihre gegenseitige Eifersüchtelei manch tüchtigen Schlag gegen die

Franzosen verhindert, und vor Allem, hätte er nicht aus kleinlichem Neid die Ernennung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig zum gemeinsamen Oberbefehlshaber aller an der Nieder-Elbe stehenden verbündeten Truppen zu verhindern gesucht, so brauchte er wahrscheinlich jetzt nicht diesen heimlichen nächtlichen Ausmarsch zu unternehmen. Wie ihr Führer, so waren auch die Officiere und Soldaten dieses Corps jetzt in einer überaus gedrückten Stimmung. Selbst die sonst stets munteren Kosaken, die es so sehr lieben, sich die Langeweile eines Marsches durch lauten Chorgesang oder lustiges Geplauder zu verkürzen, saßen jetzt verdrossen auf ihren kleinen zottigen Rößleins, die von der langen Rast in den Hamburger Ställen so dick und wohlgenährt geworden waren, daß sie fast ihre frühere Behendigkeit dadurch verloren hatten. Und welche dicke Bäuchleins fast, und schwulstige Fettbacken und rothe Nasen hatten sich gar manche dieser wilden Söhne der Steppen in den behäbigen Quartieren der gastfreien Hansestadt zugelegt! Eine solche Aufnahme hatten sie noch nirgends gefunden und fanden sie wohl auch niemals wieder, und noch nach langen Jahren erzählte mancher silberbärtige Kosak an den fernen Ufern des Dons oder am Saume des Urals den

jüngeren Geschlechtern von der schönen Stadt Hamburg und dem vortrefflichen Leben, welches er daselbst geführt, als der verstorbene Czar Alexander den großen Krieg gegen die Franzuski befohlen habe. Ueber solche Herrlichkeiten staunend, lauschte dann die Jugend diesen wunderbaren Erzählungen des alten Veteranen, und gar mancher junge Krieger wünschte sehnsüchtig, daß auch für ihn bald eine Zeit kommen möge, in der es ihm vergönnt sei, auf seinem Rosse in eine solche Stadt, wie Hamburg, als Sieger einzureiten. Mit noch ernsteren Gefühlen, als die Kosaken, marschirte das mecklenburgische Gardebataillon, welches ebenfalls längere Zeit hier gelegen hatte, jetzt ab. Wie hatten diese hohen, breitschulterigen Mecklenburger mit ihrer zwar langsamen Unbehülflichkeit und fast zu großen Bedächtigkeit, aber auch unbedingter Zuverlässigkeit sich bald so ungemein wohl in dem benachbarten Hamburg gefühlt! Eine ganz andere Theilnahme für das fernere Wohlergehen der Stadt, als die leichtblütigen Kosaken, denen im Grunde das Schicksal eines deutschen Ortes ziemlich gleichgültig war, fühlten sie jetzt bei diesem nächtlichen Ausmarsch. Fast jeder Officier hatte gar herzliche Freundschaftskreise in angeseheneren Bürgerfamilien gefunden, und die stattlichen großen, rothbäckigen Soldaten

gar zärtliche Liebesverhältnisse mit lebenslustigen hübschen Dienstmädchen geschlossen — und jetzt hieß es von alledem und vielleicht auf Nimmerwiedersehen scheiden. Da floß denn wohl manche Thräne selbst vom bärtigen Kriegerantlitz, und der dunkle Schleier der Nacht verhüllte mitleidig zärtliches Gekose und heißes Umarmen eines auf Nimmerwiedersehen scheidenden Liebespaares.

Was bedeutete aber die Trauer des mecklenburgischen Grenadierbataillons über diesen Ausmarsch gegen den Schmerz der hanseatischen Legion. Die Soldaten und Officiere dieses Corps bestanden, mit geringen Ausnahmen, fast durchweg aus Söhnen der Stadt Hamburg und ihrer nähern Umgegend. Das Theuerste auf Erden, ihre Familien, ließen diese jetzt in der bedrohten Stadt, dem ungewissesten Schicksal preisgegeben, zurück, während sie selbst zu einem gefährlichen Kampfe, dessen Ende noch gar nicht abzusehen war, in das freie Feld marschirten. Erschütternde Scenen des bewegtesten Abschiedes, deren wahren Schmerz keine Feder auch nur annähernd zu schildern vermag, ereigneten sich jetzt in Menge. Die ganze Bevölkerung war trotz der späten nächtlichen Stunde auf den Beinen, denn es lebte so leicht Keiner in ihr, der nicht in irgend einer nähern oder fer-

nern freundschaftlichen Beziehung mit Einem oder dem Andern der jetzt ausmarschirenden Krieger der Legion war. Hier nahm eine alte, greise Frau der unteren Stände, die fast schon mit einem Fuße im Grabe stand, den letzten Abschied von dem einzigen Sohne, einem kräftigen, blühenden Arbeiter, der bis dahin ihre letzte Freude, ihre treueste Stütze gewesen war. Der gewaltige Drang, gegen die Franzosen zu kämpfen, hatte den Wackern bewogen, alle übrigen Rücksichten, und mochten diese auch noch so dringend sein, schwinden zu lassen und als Freiwilliger in die Legion einzutreten. Mit zitterndem Arm legte die Greisin ihre Rechte auf das Haupt des vor ihr niedergebeugten Sohnes, diesem den letzten Segen der Mutter zu ertheilen — denn schwerlich durfte sie hoffen, ihn hienieden auf Erden noch einmal wiederzusehen. Unbekümmert um alle sonstigen Bedenklichkeiten warf sich unfern davon ein in Thränen fast aufgelöstes junges Mädchen aus den höheren Ständen in die Arme eines vor tiefem Schmerz geisterbleich aussehenden Legionssoldaten. Sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, er ein armer Künstler, und doch hatte die Liebe mit ihrer Allmacht die Herzen Beider zu vereinigen gewußt. Mit tiefer Verschwiegenheit war dieser

Bund bisher umhüllt, denn nimmermehr konnte das liebende Paar hoffen, daß der geldstolze Vater seine Einwilligung zur Heirath ertheilen würde, bis jetzt in dieser schweren Stunde der Abschiedsschmerz das Mädchen jede weitere Bedenklichkeit vergessen ließ, und sie der Welt ihr bisher so sorgsam verborgen gehaltenes zartes Geheimniß preisgab. Und ihr früher so strenger Vater fühlte in jetziger Stunde, daß es doch höhere und edlere Gefühle in dieser Welt noch gebe, als nur die Liebe zum Gelde. Es schimmerte wie feucht in seinem Auge, sanft zog er die Tochter von der Brust des sie umarmenden Geliebten, und flüsterte leise diesem in das Ohr: „Halten Sie sich wacker jetzt im Felde, und kehren als Officier wieder zurück, dann verspreche ich Ihnen hiermit auf Manneswort die Hand meines Kindes.“ Ein Freudenstrahl zuckte bei diesem Versprechen über das Gesicht des Jünglings, noch einmal preßte er die weinende und doch wieder auch jetzt so freudig hoffende Braut an das Herz, und that in seinem Innern den Schwur, entweder niemals oder nur als wohlverdienter Officier in die Heimath zurückzukehren. Auch einzelne bereits verheirathete Männer, obgleich im Ganzen ihre Zahl nur gering war, befanden sich unter der jetzt abmarschirenden

Legion. Weib und Kind ließen sie daheim im ungewissen Schicksal, während sie selbst, von wahrer patriotischer Begeisterung getrieben, weder Mühe noch Gefahren scheuten, um draußen auf blutiger Wahlstatt den Verzweiflungskampf gegen Deutschlands Tyrannen zu fechten. Hätte das Beispiel dieser Ehrenmänner nur eine größere Nachahmung in weiteren Kreisen gefunden, als leider der Fall war, nun und nimmermehr wäre Hamburger Land von einem französischen Soldaten wieder betreten worden. Da reichte die weinende Gattin noch zuletzt den auf dem Arme getragenen Säugling dem schon in Reih' und Glied bei ihr vorbeimarschirenden Gatten. In solchen Augenblicken wird auch in dem sonst streng disciplinirtesten Corps die im Uebrigen so dringend gebotene Ordnung etwas gelockert. Der freundliche Nebenmann des sonst so glücklichen und jetzt doch so tief betrübten Vaters nahm ihm gefällig die schwere Muskete ab, und ohne seinen Platz in der langsam einhermarschirenden Colonne zu verlassen, hielt dieser sein Kind in beiden Armen, und herzte und küßte es mit einer Liebe, die nur ein Vater und kein anderer Mann zu begreifen vermag. Leicht möglich, daß dies das letzte Mal war, und der jetzt so vergnügt lächelnde Säugling, der verlangend mit

seinen beiden Händchen nach dem bunten Uniformskragen des Vaters griff, sehr bald dem harten Schicksal einer Waise anheimfallen mußte. Solche und ähnliche Scenen ereigneten sich in der Nacht des 30. Mai 1813 gar viele in Hamburg. Beschämt schlichen aber manche sonst rüstige und kräftige Jünglinge umher, die Feigheit, Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit verhindert hatte, in das Corps der vaterländischen Krieger einzutreten, wie es doch ihre heilige Ehrenpflicht gewesen wäre. Bei Einzelnen kam noch in dieser letzten Stunde das bessere Gefühl zum Durchbruch, und sie schlossen sich jetzt noch in Civilkleidung der abmarschirenden Legion mit an, um am ersten Rasttag als Soldaten in diese einzutreten. Mehrere junge Hamburger, besonders auch aus den höheren Ständen, hatten übrigens schon früher als Freiwillige in anderen Corps, und vorzugsweise in dem Lützow'schen Freicorps, Dienste genommen. Auch einzelne angesehene Bürger, die wegen ihrer Jahre, körperlicher Untüchtigkeit oder sonstiger Hindernisse nicht mehr in den activen Militärdienst eintreten konnten, folgten jetzt als Flüchtlinge den abmarschirenden Truppen. Es waren dies wahre Ehrenmänner, die sich bisher durch ihre patriotische Thätigkeit und ihren glühenden Fran-

zosenhaß am Meisten bemerkbar gemacht, und die hervorragendsten Stellen während dieser kurzen Freiheitsperiode eingenommen hatten, und die jetzt mit Recht die Rache der wieder einziehenden Feinde am Meisten fürchten mußten. So herrschte während dieser ganzen kurzen Mainacht ein reges Leben in den damals größtentheils noch engen und krummen Straßen Hamburgs; fast in allen Häusern brannte Licht, es war ein stetes Hin- und Herrennen, und auch die Rosseshufe der Gespanne vor den vielen schwerbeladenen Wagen aller Art, welche dem Tettenborn'schen Corps folgten, klapperten laut auf dem Pflaster. Sehr wenige Menschen in der ganzen großen Stadt mochten in dieser Nacht nur eine Stunde ruhigen Schlaf gefunden haben. Mit wie banger Erwartung sahen Viele, die zuletzt doch ihr stilles Kämmerlein aufgesucht hatten, dem kommenden Morgen entgegen, und mochte auch die körperliche Ermüdung bei ihnen noch so groß sein, schlaflos wälzten sie sich dennoch auf dem Lager umher, denn Schmerz, Sorge und Furcht verscheuchten den milden Schlummer von den schweren Augenlidern.

Wenn es gilt, den Deutschen eine Kränkung zuzufügen, und sich an deren Unglück zu weiden, so werden die Dänen gewiß niemals fehlen, und

so waren die dänischen Soldaten denn auch jetzt die Ersten, die vom nahen Altona aus schon am Morgen des 30. Mai in das verlassene Hamburg einrückten. Die letzte Nachhut der Kosaken klapperte kaum auf ihren kleinen zottigen Rößleins zum Thore hinaus, als schon ein dänisches Bataillon unter dem Geschmetter voller Feldmusik durch St. Pauli einzog.

Der stolze Marschall Davoust, der zuletzt mit seinen französischen Truppen auf der nur durch den schmalen Arm der Norden-Elbe von der Stadt getrennten Insel Wilhelmsburg gestanden hatte, war aber nicht geneigt, den von den Franzosen stets geringschätzend behandelten Dänen den Besitz eines so reichen und wichtigen Platzes zu überlassen. Schon am Mittag erhielten sie von ihm den Befehl, sofort wieder abzumarschiren und auf ihr Gebiet zurückzukehren, und obgleich zwar höchst widerwillig, denn sehr gern wären sie noch länger hier geblieben, mußten sie solcher Weisung die ungesäumteste Folge leisten. Bereits am Nachmittag hielt der Reichsmarschall Davoust, Prinz von Eckmühl, Herzog von Auerstädt, unbedingt mit der thatkräftigste und tüchtigste, aber auch rücksichtsloseste Heerführer, den Napoleon in dem glänzenden Kreise seiner vielversuchten Marschälle

besaß, an der Spitze von dreißigtausend Mann Infanterie und zahlreichem Geschütz, seinen Einzug in die trauernde Stadt. Solch ein glänzendes und dabei wieder jedes patriotische Herz mit Schmerz und Ingrimm erfüllendes militärisches Schauspiel hatte die alte Hansestadt vielleicht seit ihrer Gründung noch niemals gesehen. Um die Macht seiner Heeresstärke zu zeigen, gefiel es dem Marschall, diesen Einmarsch seiner Truppen möglichst feierlich und pomphaft zu machen.

Den Zug eröffnete ein starkes Commando berittener Armeegensdarmen, diese Elitesoldaten des ganzen französischen Heeres. Fast lauter vielversuchte Krieger, gestählt in den langjährigen Feldzügen, die Napoleon nun schon mehr als ein Decennium hindurch fast ununterbrochen geführt, waren diese Gensdarmen. Die hohen weißbordirten dreieckigen Hüte, der Breite nach auf die bärtigen, oft vielgenarbten Gesichter gedrückt, den langen scharfen Pallasch in der kräftigen Faust, saßen sie mit ihren großen blanken Reiterstiefeln gar stattlich auf den schönen, wohlgenährten hannover'schen Rossen, die sie sich durch gewaltsame Requisitionen in den von den Franzosen besetzten Landestheilen zwischen Elbe und Weser bereits zu verschaffen gewußt hatten. Mit trotzigem Ueber-

muth blickten diese Gensdarmen um sich her, und man merkte es ihnen deutlich an, wie wohl sie sich jetzt in dem Gedanken fühlten, in der eroberten Stadt nun auf's Neue wieder die Gebieter spielen, und nach freier Willkür schalten und walten zu dürfen. Ward doch kein einziger Truppentheil des ganzen Heeres Napoleon's von der Bevölkerung aller eroberten Länder so gefürchtet, aber auch dabei so ingrimmig gehaßt, wie gerade diese Armeegensdarmen. Ein französisches leichtes Infanterie-Regiment, mit seiner grell schmetternden Blechmusik an der Spitze, folgte dieser Gensdarmen-Schwadron. Kleine, schwach aussehende Gestalten, die kaum kräftig genug schienen, um das schwere Gepäck und die lange Muskete schleppen zu können, zeigte die Mehrzahl dieser Soldaten. Sehr viele von ihnen waren junge Conscribirte, kaum dem Knabenalter entwachsen, und vor wenig Monden erst, oft ziemlich gewaltsam, dem Schooße ihrer betrübten Familien entrissen worden. Der Kern der Napoleonischen Kriegsmacht war in Rußland verloren gegangen, und so hatte er denn nunmehr schon vorzeitig jüngere Jahresklassen von Rekruten ausheben lassen müssen, um die stets so stark gelichteten Reihen der Truppen immer wieder von Neuem nothdürftig zu ergänzen. Da aber die

Officiere und Unterofficiere dieſer Conſcribirten größtentheils alte, vielerfahrene Soldaten waren, und über dem ganzen Napoleoniſchen Heere überhaupt damals ein durch ſo lange Feldzüge und viele glänzende Siege gehobener, echt militäriſcher Geiſt ſchwebte, ſo zeigten auch dieſe jungen Rekruten für ihre kurze Dienſtzeit ſehr bald eine überraſchend militäriſche Haltung. Wie luſtig und ſorglos marſchirten ſie jetzt, wie neugierig ſchweiften ihre Augen in den langen Straßen mit den hohen, vielfenſtrigen Giebelhäuſern umher, um nach hübſchen Mädchengeſichtern, denen ſie ihre galanten Grüße zuwinken konnten, zu ſpähen! Größtentheils war dies aber ein vergebliches Bemühen, denn die meiſten Fenſter in den nur halbwege anſtändigen Häuſern waren dicht verhangen, und nur ſelten blinzelte halb verſtohlen ein Frauenkopf auf Augenblicke hinter den Vorhängen hervor. Wenn der Marſchall Davouſt überhaupt gehofft haben mochte, durch das Gepränge ſeines Einzuges die Schauluſt der Hamburger herbeizulocken, ſo ſah er ſich hierin zu ſeinem Verdruſſe ſehr bald bitter getäuſcht. Faſt alle Fenſter waren verſchloſſen und von Zuſchauern entblößt, und es gehörte zu den Seltenheiten, wenn ſich hier und da ein neugieriger Kopf an ihnen zeigte. Auch die Straßen und Plätze waren

ungemein menschenleer; das patriotische Gefühl hatte über die Neugierde, mit der die Bewohner jeder Stadt sonst so gern einen glänzenden militärischen Einzug anzustaunen pflegen, gesiegt, und sogar die muntere Schaar der Knaben, die doch sonst, und wenn es auch noch so viele Schulversäumnisse, denen verdiente Strafen hinterher folgen, kosten sollte, bei allen derartigen Gelegenheiten niemals zu fehlen pflegt, war diesmal äußerst spärlich vertreten. Selbst die meisten zerlumpten Gassenbuben, die sonst bei allen Paraden hinterherzulaufen suchen, und oft kaum mit Gewalt von einer zu großen Annäherung abgehalten werden können, fühlten in ihrer Mehrheit jetzt zu viel Stolz, um sich den Franzosen auf diese Weise aufzudrängen. Nur aus den Fenstern eines ganz stattlichen Hauses sahen eine Menge elegant gekleideter, oft recht hübscher Damen mit weit vorgebeugtem Oberleib heraus, und erwiederten nicht allein sehr freundlich die Grüße der heraufblickenden Officiere, sondern wehten ihnen sogar mit den Taschentüchern zu oder warfen selbst Blumensträuße herunter, die von den galanten Franzosen gewandt aufgefangen wurden. Zu ihrer großen Beschämung erfuhren aber die sich über solch freundlichen Empfang ungemein geschmeichelt fühlenden Officiere

nur zu bald, daß in diesem Hause hinsichtlich der Liebe sehr freisinnigen Grundsätzen gehuldigt wurde, und die verbindlich grüßenden Damen zu jenen gehörten, denen für Geld Alles, also auch ihre politischen Grundsätze, feil zu sein pflegt. Die in Hamburg, als früher einer großen See- und Handelsstadt, zahlreich vertretenen Priesterinnen der Venus waren außer einigen anderen habgierigen Gastwirthen und Krämern unteren Ranges fast der einzige Theil der Bevölkerung, der über die Rückkehr der Franzosen eine aufrichtige Freude bezeigte. Durften sie doch jetzt mit Recht auf reichliche Gaben, die auf ihren schmutzigen Altar gespendet wurden, hoffen, denn der Haß der übrigen Bevölkerung gegen diese fremden Gäste ging so weit, daß selbst jedes Dienstmädchen, die nur einigermaßen auf ihre Ehre hielt, es verschmähte, während dieses ganzen, fast ein Jahr dauernden Aufenthaltes der Franzosen ein Liebesverhältniß mit einem französischen Soldaten anzuknüpfen, oder sich gar öffentlich mit einem solchen auf einem Spaziergang oder Tanzplatz sehen zu lassen. Noch strenger schlossen sich natürlich jetzt alle Frauen und Töchter der Bürgerfamilien von der gesammten französischen Einquartierung ab. Es konnte gar nicht vorkommen, daß deren Officiere irgend-

wie in anständige Häuser eingeladen wurden. Wenn aber selbst muntere Dienstmädchen es verschmähen, den galanten Huldigungen hübscher und gewandter Söhne des Mars, deren bunter Waffenschmuck doch sonst häufig eine unwiderstehlichen Anziehungskraft auf ihre leichtbewegliche Herzen auszuüben pflegt, ein geneigtes Ohr zu schenken, dann muß der politische Haß der Bevölkerung schon einen seltenen hohen Grad erreicht haben. Gegen die fremden gezwungenen Bundestruppen der Franzosen, und besonders gegen die Rheinländer, Holländer und Belgier, welche einen ansehnlichen Theil der Besatzung bildeten, war man in dieser Beziehung übrigens lange nicht in gleichem Grade zurückhaltend, und ihre Soldaten wie Officiere fanden häufig Gnade vor den Augen der schönen Hamburgerinnen.

Auf einem freien Platze hielt, von einem glänzenden Generalstab umgeben, hoch zu Roß, der Marschall Davoust, und ließ die jetzt einmarschirenden Soldaten seines Corps bei sich vorbeidefiliren. Der berühmte General zeigte eine stattliche, kräftige Persönlichkeit, wenn er auch freilich nicht im Entferntesten die martialische Schönheit des jetzt neben ihm haltenden Divisionsgenerals Graf Vandamme besaß. Sein breites Gesicht, das keinen

französischen, sondern mehr einen nordischen Charakter hatte, drückte eine unbeugsame Willenskraft und eiserne Strenge, dabei aber auch eine große Ruhe aus. Mit diesem Manne war nicht leicht zu scherzen; er übereilte sich in Nichts, war keiner aufwallenden Leidenschaftlichkeit ergeben, sondern kalt und ruhig, und das, was er einmal beschlossen hatte, auch mit nachhaltiger Zähigkeit durchführend. Die hohe, schon frühzeitig kahl gewordene Stirn, die jetzt von dem goldbordirten, mit weißen Straußfedern verzierten Marschallshut bedeckt war, hatte bereits manche Falten der Sorge und des ernsten Nachdenkens, während um seine Lippen niemals ein heiteres Lächeln spielte. Es hat kühnere Soldaten, brillantere Reiterführer unter den Marschällen Napoleon's gegeben, wie z. B. Ney, der Bravste der Braven, der phantastische Murat, König von Neapel, der ritterliche Poniatowsky, dem die Königskrone Polens bestimmt war, es gab auch vielleicht noch bessere Strategen darunter, wie Massena und Soult, denen der große Schlachtenkaiser am Liebsten die auf einem entfernten Kriegsschauplatz selbstständig fechtenden Corps anvertraute, aber Keinen gab es, der so in alle Befehle seines Kriegsherrn einzugehen und seine Anordnungen mit solcher rück-

sichtslosen Schonung durchzuführen wußte, wie gerade dieser Davoust. Seine Soldaten verstand er nicht zu begeistern, aber wohl sie zu lehren, ein unbedingtes Vertrauen zu ihm zu fassen. Er war rücksichtslos streng gegen sie, verlangte in jeder Hinsicht große Leistungen, kannte keine Schonung, und opferte, wenn es so sein mußte, ohne die mindesten Bedenklichkeiten Tausende von Leben, aber unnütz plagte er sie niemals, setzte leichtsinnig oder nur vom persönlichen Ehrgeiz getrieben, in keinen Fällen seine Truppen auf das Spiel, und wachte streng darauf, daß ihre Verpflegung so gut war, als dies nur irgendwie die Umstände erlaubten. In dieser Hinsicht war er der Schrecken aller betrügerischen Intendanten und Lieferanten, deren Handlungen er sorgfältig überwachte, und etwaige Betrügereien schonungslos bestrafte. In allen Feldzügen des Kaiserreiches, und selbst in den Schrecknissen der russischen Campagne, sind die Truppen, welche der Marschall Davoust befehligte, stets die bestdisciplinirtesten und dabei wohlverpflegtesten gewesen, die immer am Schlagfertigsten blieben, und dabei verhältnißmäßig die wenigsten Menschen einbüßten. Gegen die einheimische Bevölkerung der ihm untergebenen Landstriche betrug er sich stets kalt und zurückstoßend,

und selbst in friedlichen Zeiten war von der sonst so bekannten französischen Galanterie sogar gegen Damen keine Spur bei ihm zu finden. Seine Soldaten standen in weit höherm Ansehen, als selbst die vornehmsten Civilpersonen in seiner Schätzung, und es machte ihm nicht die mindeste Bedenklichkeit, den Wohlstand einer ganzen Gegend schonungslos zu opfern, oder eine Stadt vollständig den Flammen zu übergeben, wenn er glaubte, daß dies von militärischen Rücksichten, bei der Förderung der Pläne seines kaiserlichen Gebieters, dem er mit nachhaltiger Treue ergeben war, geboten wurde. Nutzlos ließ er aber niemals die Bevölkerung quälen, wußte sie stets vor etwaigen Uebergriffen undisciplinirter Truppen zu schützen, und hielt sich, — was ihm zum größten Ruhme gereicht, von jeder schmutzigen Habgier und schamlosen Raubsucht, wie solche den Kriegsruhm so mancher höheren wie niederen Napoleonischen Officiere, so z. B. besonders den von Massena und Soult, ungemein befleckte, gänzlich fern. Der Marschall Davoust stahl und plünderte niemals, wie diese Herren es unter den verschiedensten Vorwänden zum Vortheil ihrer eigenen Kassen nur zu sehr verstanden, und war auch bei aller sonstigen Rauheit eine gute Einquartierung, da er

niemals übertriebene Anforderungen machte. So war der Mann beſchaffen, der jetzt faſt an zehn Monate mit unumſchränkter Macht das Schickſal von Hamburg in ſeinen Händen halten ſollte, und für alle Zeiten in deſſen Geſchichte, — freilich mit ſehr harten Namen, genannt werden muß. Für die große Menſchenkenntniß des Kaiſers Napoleon zeugte es wieder, daß er unter allen ſeinen Marſchällen gerade Davouſt für dieſen mehr entlegenen, ſo ſehr wichtigen Poſten zu erwählen verſtanden hatte. Wahrſcheinlich keiner der anderen war hiefür ſo ſehr geeignet als gerade er, keiner hätte eine ſo nachhaltige Kraft bewieſen und es durchgeſetzt, daß die franzöſiſche dreifarbige Fahne des Kaiſerreiches auf Hamburgs Thürmen noch immer unbeſiegt wehen konnte, während ſie von der Notredame-Kirche in Paris ſchon herabgeriſſen, in den Staub getreten und durch das weiße Lilienbanner der Bourbons erſetzt war. Wir Deutſchen haben wahrlich viel gegründetere Urſachen, das Andenken dieſes Mannes mehr zu verwünſchen, als gerade beſonders zu rühmen, aber wenn über kurz oder lang uns das Schickſal in blutige Kriege mit fremden Mächten verwickeln ſollte, dann wünſchten wir unſeren Heeresſchaaren gar dringend nur mehrere Anführer von den Eigen-

schaften des Marschalls Davoust. Hätte ein solcher Mann nur in den Kriegen von 1848—50 unsere Truppen in Schleswig-Holstein befehligt, wahrlich, diese Kämpfe wären nicht so schmachvoll für die deutsche Ehre beendet worden, wie dies nun leider nur in zu hohem Grade der Fall war.

Der Marschall, zu Ehren des Einzuges in seine volle, überreich mit Gold gestickte Paradeuniform gekleidet, den großen Cordon der Ehrenlegion über der Schulter, ritt ein edles, braunes Roß der besten mecklenburgischen Zucht, welches ihn schon im russischen Feldzuge getragen, und jetzt besonders werth von ihm gehalten wurde. Zaum und Sattelzeug desselben waren ebenfalls reich geschmückt, und die Schabracke, von goldgesticktem Sammet, mit dem kaiserlichen N in den Zipfeln, hing weit über die Flanken des edlen Thieres herab. Aeußerlich kalt und ruhig wie immer, sah auch jetzt wieder das Gesicht des Marschalls aus, und sein Auge schien nur mit der Prüfung der Truppen beschäftigt zu sein, und doch flüsterten mehrere Officiere seiner nähern Umgebung, die ihn durch täglichen Umgang genau kannten, und selbst seine kleinste Gesichtsfalte bestimmt zu deuten wußten, sich heimlich zu, er sei heute, trotz des siegreichen Einzuges, in besonders finsterer Stim-

mung, die wahrſcheinlich durch den mehr als kühlen Empfang, den ſie jetzt hier in Hamburg gefunden, hervorgerufen würde. Eine ſich bei ihm meldende und um Audienz bittende Deputation der Bürgerſchaft von Hamburg, welche um Schonung für die Stadt bitten wollte, hatte der Marſchall weiter keines Blickes gewürdigt, ſondern ihr nur kurz durch einen Adjutanten befehlen laſſen, ſo lange zu warten, bis er ſeine Muſterung beendet habe, und dann vielleicht Zeit finden würde, um ſie anzuhören. In ſehr unangenehmer Spannung und zitternd des Unwetters harrend, das wahrſcheinlich gar bald über ihre Köpfe ſich entladen würde, ſtanden dieſe Herren, alle in ihrer ſchwarzen Feſtkleidung, jetzt in einer Gruppe vereinigt unweit des Platzes, auf dem der Marſchall mit ſeinem Gefolge hielt. Durchweg waren es höchſt verdiente, bei ihren Mitbürgern in der höchſten Achtung ſtehende Männer, manche ſchon mit ehrwürdigem grauen Haupte, welche nur die Sorge für das Wohl der geliebten Vaterſtadt zu dieſem ſchweren Gange bewogen hatte. Auch mehrere Prediger der Hauptkirchen in ihren Talaren befanden ſich in dieſer Gruppe.

Ziemlich kurz, ja ſelbſt barſch hatte der Marſchall Davouſt ſchon zuvor den däniſchen General

empfangen, der sich bei ihm gemeldet und die Stadt übergeben hatte. „Ich danke Ihnen, Herr General, für Ihre Bemühungen in letzter Zeit, und werde solche anerkennend dem Kaiser melden. Sehr viel genützt hat uns jetzt Ihre Hülfe freilich nicht mehr, denn auch ohne diese wäre Hamburg in den nächsten Tagen von meinen Truppen ohne sonderliches Blutvergießen eingenommen worden. Hätte Dänemark sich im März nicht so zweideutig gegen uns benommen, und fast geradezu den Verbündeten seinen Beistand geleistet, so wäre es freilich niemals diesem Tettenborn mit seinen Kosaken gelungen, sich der Stadt zu bemächtigen, und so uns großer Schaden und die mancherlei Opfer, die uns deren Wiedereroberung jetzt gekostet hat, erspart worden. Nun, ich hoffe, Ihr König wird seine damalige Verschuldung erkannt haben, und fortan gesonnen sein, solche durch feste Treue und vermehrten Diensteifer gegen den Kaiser wieder auszugleichen. Hat man sich in Kopenhagen doch durch unsere glänzenden Siege bei Lützen und Bautzen, in denen wir unsere Gegner auf das Haupt schlugen, und die Russen und diese frechen Preußen aus ganz Sachsen wieder zurückjagten, aufs Neue von dessen Ueberlegenheit überzeugen können. So erwarte ich denn, daß die

dänischen Truppen in Altona und Holstein sehr bald unter meine directen Befehle gestellt werden, und ich dann Gelegenheit finde, ihren Muth und ihre Kriegstüchtigkeit gegen unsere gemeinsamen Feinde zu erproben. Adieu, mein Herr General, in den nächsten Tagen, wenn ich erst etwas besser eingerichtet sein werde, hoffe ich Sie an meiner Tafel sehen zu können." Mit kurzem Gruß entließ er nach diesen Worten den dänischen General und wandte seine volle Aufmerksamkeit der Musterung seiner Truppen zu. Nichts entging dabei seinen Blicken, selbst auf die anscheinend geringste Kleinigkeit wandte er seine Sorgfalt. Mitunter rief er den vorbeimarschirenden Truppentheilen wohl einzelne kurz lobende Bemerkungen zu, die dann eine ersichtliche Freude bei den Betreffenden erregten; häufiger aber erhielten einzelne Officiere gar scharfe Worte des Tadels, ja selbst ohne Weiteres Strafen. So ertheilte er dem Oberst eines holländischen Infanterieregiments, dessen Soldaten in sehr schwerfälliger, ersichtlich schlecht ausgebildeter Haltung einhergingen, auf der Stelle einen mehrtägigen Zimmerarrest, ließ das Regiment halten, rügte die bemerkten Fehler mit lauter Stimme, und sagte der Mannschaft, er würde in acht Tagen wieder eine Inspection über

sie vornehmen, und erwarte dann bestimmt, die jetzt getadelten Uebelstände vollständig verschwunden zu sehen. Auch einzelne Compagnien ließ der Marschall plötzlich halten, einen oder den andern Soldaten aus dem Gliede heraus dicht an sein Pferd herantreten, und seinen Torniſter oder die Patrontasche auspacken, so daß er sich vom Sattel herab genau von deren Inhalt überzeugen konnte. Ward Etwas hiebei nicht von ihm in der verlangten Ordnung gefunden, wobei er aber kurz vorgetragene, genügend begründete Entschuldigungen anhörte und auch würdigte, so erhielten die Officiere des betreffenden Bataillons oder der Compagnie sehr scharfe Verweise. Besonders die deutschen, holländischen und belgischen Truppentheile seines Corps inspicirte er auf diese Weise sehr genau. So dauerte diese Musterung mehrere Stunden, und die Sonne des langen Maitages war bereits hinter die hohen Giebeldächer gesunken, als die letzten Truppentheile endlich von dem Marschall entlassen wurden. Ohne sich weiter um die Deputation aus der Stadt zu bekümmern, hatte er solche während dieser ganzen langen Zeit ruhig im Winkel stehen lassen.

„Capitain Durosay, rufen Sie jetzt diese Herren

aus der Stadt herbei," wandte er sich nun kurz an einen der hinter ihm haltenden Adjutanten.

Mit tiefer Verbeugung, die der Marschall nur mit kurzem Kopfnicken erwiederte, erschien die Deputation vor dem gefürchteten Herrn und Gebieter der Stadt. In französischer Sprache wollte der schon im Voraus zum Sprecher erwählte Bürger, ein allgemein höchst geachteter Mann, seine Rede, in welcher er um möglichste Schonung der Stadt flehte, beginnen, aber rauh unterbrach ihn sogleich der Marschall mit den Worten: „Sparen Sie sich Ihre Rede, denn auf klägliche Bitten und falsche Betheuerungen lege ich nicht den mindesten Werth, für mich haben nur Thaten eine Bedeutung, und nach ihnen richte ich mein Benehmen ein. Die Stadt Hamburg hat sich auf die unverantwortlichste Weise gegen den Kaiser Napoleon, unser Aller Gebieter, aufzulehnen gewagt, und mit schnödem Undank die vielfachen Wohlthaten, die er ihr seit dem Jahre 1810, als sie die Ehre genoß, in das große und ruhmwürdige französische Kaiserreich einverleibt zu werden, stets erwiesen, vergolten. Sie haben im März eine strafbare Rebellion unternommen, die Ihnen vom Kaiser eingesetzten Behörden auf die frechste Weise verjagt, und den General Tettenborn mit seinen Kosaken

mit allgemeinem Jubel begrüßt. Sie Alle haben sich dadurch mit elenden Rebellen auf eine gleiche Stufe gestellt, und wenn ich jetzt die härtesten Strafen über die Stadt verhängen, und alle Bürger, die sich bei den Auftritten im März nur irgendwie betheiligten, vor ein Kriegsgericht stellen ließe, welches sie dann wahrscheinlich zur Erschießung verurtheilen würde, so geschähe ihnen nur Recht, und sie dürften sich nicht darüber beklagen. Der Kaiser in seiner großen Gnade will aber diese Strenge nicht, und hat mir befohlen, die Stadt zu schonen, wenn sie sich fernerhin dieser Schonung auch durch ihr Betragen vollkommen würdig zeigt. Vielfache Opfer werden Sie jetzt zu leisten und mannigfache Lasten zu tragen haben, aber das bringt der Krieg so mit sich, und dieser ist Ihre und Ihrer Landsleute, der dummen Deutschen, die den lächerlichen Wahn hegen, sich gegen die Macht eines Napoleon empören zu können, Hauptschuld. Je bereitwilliger Sie alle Lieferungen und Kriegssteuern, welche ich fortan Ihnen auflege, erfüllen werden, desto besser wird es für die Stadt sein; denn was man mir nicht willig giebt, das werde ich schon mit der nöthigen Strenge einzuziehen wissen, darauf können Sie sich verlassen. Sagen Sie auch Allen, daß jede, und selbst die mindeste

Auflehnung gegen die Behörden, die ich Ihnen jetzt einsetzen werde, oder gar eine Widersetzlichkeit gegen meine Patrouillen, Officiere und Gensdarmen, ohne Weiteres die strengsten Strafen nach sich zieht, und ich niemals die Urtheile der Kriegsgerichte mildern werde. Es muß wieder Zucht und Ordnung in Hamburg herrschen, und jeder, und sei es auch der leiseste, Gedanke an Auflehnung gegen den Kaiser, den Bürgern aus den Köpfen getrieben werden. Wo ich befehle, da kann der Kaiser vertrauen, daß seine Herrschaft gesichert ist und jeder Befehl beachtet wird. — Somit sind Sie denn entlassen, und verdeutschen Sie Allen, von denen Sie gesandt sind, meine Rede. Das Weitere werden Sie erfahren. — Eine besondere Freude über unsern heutigen Einmarsch scheint übrigens nicht in der guten Stadt Hamburg zu herrschen, und allzugefüllt von, uns, ihre alten Gäste, herzlich begrüßenden Einwohnern sehen die Straßen gerade nicht aus. Beim Einmarsch des Generals Tettenborn mit seinen elenden Kosaken haben die schönen Damen mit Kränzewerfen und Tücherschwenken sich mehr angestrengt. — Nun, ich verzichte auch gern auf all dergleichen Firlefanz, und verlange gar nicht weiter geliebt zu werden, wenn man mich nur fürchtet, und daß dies ge-

schieht, dafür werde ich schon zu sorgen wissen." Nach diesen letzten mit spöttischer Stimme gesprochenen Worten, wobei ein leises Lächeln des Hohnes über sein sonst ernst-kaltes Gesicht flog, verabschiedete er mit leichter Handbewegung die Deputation, und wandte, ohne auf die Erwiederung, welche einer der Männer beginnen wollte, weiter zu achten, langsam den Kopf seines Rosses, um nach dem für ihn bereiteten Quartiere zu reiten. Mit Thränen in den Augen traten manche Mitglieder der auf diese Weise empfangenen Deputation den Rückweg zu den ihrer harrenden Mitbürgern an. Es waren dies aber keine Thränen der Furcht, sondern des bittern Schmerzes und gerechten Zornes über die harte Demüthigung, welche sie so eben hatten ruhig erdulden müssen. So weit war es jetzt mit dem einst so stolzen und mächtigen Hamburg gekommen, daß seine besten Bürger innerhalb ihres eigenen Stadtgebietes solche übermüthig höhnende Worte von einem Diener und Helfershelfer des französischen Kaisers ruhig erdulden mußten, ohne etwas Anderes als stillen Ingrimm und schweigende Verachtung entgegensetzen zu können. Eine ernste Lehre für alle kommenden Zeiten, und wohl uns in Deutschland,

wenn wir ſolche ſtets nur genügend zu beherzigen verſtehen.

Dem Marſchall Davouſt mit ſeinem Corps folgte in den nächſten Tagen ſchon der Schwarm der franzöſiſchen Douaniers, Intendanten, hohen und niederen Polizeibeamten, kurz, der ganze Troß, der ſich in jener Zeit an die fremden Eroberer anzuhängen und von dem Marke des deutſchen Volkes zu ernähren wußte. Gar ſchwere Wochen der äußerſten Noth, des härteſten Druckes folgten nun ununterbrochen, und bis auf den letzten Tropfen mußte das arme Hamburg den bittern Kelch der Fremdherrſchaft jetzt leeren. Faſt unerſchwingliche Contributionen mußten immer von Neuem wieder in die ſtets geleerten franzöſiſchen Kriegskaſſen gezahlt werden, und die Lieferungen von Lebensmitteln und ſonſtigen Bedürfniſſen für die ſtarke Garniſon nahmen kein Ende. Der blutig ſtrenge Belagerungszuſtand herrſchte über der ganzen Stadt, das geringſte Vergehen gegen die Anordnungen des Gouverneurs wurde erbarmungslos geſtraft, Alles war mit Gensdarmen, Polizeibeamten und deren Spionen angefüllt, und ſogar die anonyme Denunciation irgend eines rachſüchtigen Schuftes reichte hin, ſelbſt den achtbarſten Bürger in ein Gefängniß zu bringen, und dort

eine langwierige Untersuchung über ihn zu verhängen. Vergehen mit Worten gegen die französische Tyrannei wurden mit öffentlichen Arbeiten in Ketten bestraft, auf wirkliche Thaten aber erkannten die Kriegsgerichte gewöhnlich sofortige Todesurtheile, die dann auch ohne Weiteres mit entsetzlicher Schnelle ausgeführt wurden. Schwer drückte es die Hamburger auch, daß der Kaiser Napoleon am 7. Juni von Dresden aus den Befehl erließ, die ganze weitläufige Stadt solle in eine Festung verwandelt und mit Wällen und Gräben schleunigst umgeben werden. In bewundernswürdiger Meisterschaft hatte er dabei sogar die näheren Einzelheiten dieses ganzen Befestigungsplanes entworfen. Mit der schnellen Energie, die überhaupt in seinem ganzen Wesen lag, in diesem Falle aber noch besonders durch die Umstände geboten wurde, führte der Marschall diesen Befehl aus, und der Bezirk der zweiunddreißigsten Militärdivision mußte täglich an zehntausend Arbeiter für diese Befestigungen stellen. Alle männlichen erwachsenen Einwohner wurden für pflichtig erkannt, an diesen Arbeiten mit theilnehmen zu müssen, und nur wer Geld genug besaß, um einen Stellvertreter bezahlen zu können, durfte dies thun. Schonungslos ließ der Marschall Alles wegreißen,

was ihm dabei im Wege war, und raſtlos ſeine Arbeiten fortſetzen. Viele herrliche Gebäude verſchwanden, viele hohe Baumgänge wurden umgehauen, viele geſchmackvoll angelegte Gärten zerſtört, um Wällen und Gräben und Vorwerken Platz zu machen. So entſtanden denn in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit alle dieſe Befeſtigungen, welche den Franzoſen geſtatteten, den Angriffen der Verbündeten zu trotzen, und die Stadt noch über zehn Monate zu vertheidigen.

Mehrere Wochen waren bereits ſeit dem Einzuge des Marſchalls Davouſt in Hamburg vergangen, der zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und den Verbündeten abgeſchloſſene Waffenſtillſtand nahte bereits ſeinem Ende und von beiden Seiten fing man ſchon an, mit lebhaftem Eifer ſich auf den nahen Wiederbeginn der Feindſeligkeiten zu rüſten, als auf der Brücke, die von der Inſel Wilhelmsburg damals über die Elbe führte, eine vierſpännige Extrapoſtchaiſe in die Stadt rollte. Eine Dame in eleganter Reiſekleidung ſaß allein im Coupé des Wagens, ein Bedienter und eine zierliche franzöſiſche Kammerjungfer auf dem Bock, wie denn auch Alles an und in der Equipage große Wohlhabenheit, ja ſelbſt Luxus verrieth. Auch die Papiere der Reiſenden mußten in der

besten Ordnung sein, denn der auf der Thorwache commandirende französische Officier reichte sie nach flüchtiger Musterung mit einer sehr artigen Verbeugung der Dame wieder zurück, wobei jedoch ein gewisses spöttisches Lächeln über sein Gesicht glitt. Bald hielt der Wagen vor einem ansehnlichen Hause auf dem damaligen alten Jungfernstieg, wo man die Reisende schon erwartet haben mußte. Eine ältere Französin, die eine Art von Haushälterin vorzustellen schien, trat sogleich mit vielen Knixen an den Schlag, und führte die darin sitzende Dame, die mit einem leichten und graciösen Schwung sich herausschwang, ohne nur den Wagentritt zu berühren, unter einem Schwall von Complimenten und anderen unnützen Worten in die für sie schon bereitete Zimmerreihe, die Alles enthielt, was in damaliger Zeit nur an Comfort und luxuriöser Einrichtung in Hamburg zu finden war. Die angekommene Dame war aber Madame Haras, die wegen ihrer Schönheit und sonstigen Anmuth bei einem großen Theil der französischen Officiere damals allgemein bekannte Maitresse des reichen und sehr einflußreichen Holländers, Graf Hogendorp, der als Generallieutenant in der Armee diente und jetzt vom Kaiser Napoleon zum Gouverneur von Ham-

burg ernannt war, eben so wie er diesen Posten ein Jahr zuvor schon in Wilna bekleidet hatte. Da er voraussichtlich jetzt längere Zeit in dieser Stadt verweilen mußte, so hatte der Graf seine schöne Freundin, mit der er schon seit einigen Jahren in der engsten Verbindung lebte, aus Paris, wo sie die letzten Monate verweilt, kommen lassen, um ihm hier die vielen Unannehmlichkeiten seiner verantwortlichen und beschwerlichen Stellung etwas versüßen zu helfen. Daß der Name Haras nur ein angenommener sei, war allgemein bekannt; den wahren Namen der Dame aber, die keine Französin, sondern eine Deutsche war, wußte Niemand. Eben so war ihre frühere Herkunft und ihre Vaterstadt in einem zweifelhaften Dunkel verborgen, obschon einzelne Stimmen behaupten wollten, diese jetzt so vielfach gefeierte und auch in mancher Hinsicht sehr einflußreiche Madame Haras sei ursprünglich ein Judenmädchen aus Lüneburg, das 1806 von einem französischen Obersten verführt, aus ihrer Heimath geflohen, den Truppen des Kaisers in verschiedene Länder gefolgt und bereits in mancherlei Verbindungen gewesen, bis dann das jetzige Verhältniß mit dem Grafen geschlossen sei, dessen Herz wie Börse sie vollkommen beherrsche. Sicheres war aber über

die frühere Vergangenheit nicht bekannt. Mochte dem nun aber sein wie ihm wolle, so gehörte diese vielgenannte Madame Haras entschieden mit zu den schönsten und dabei auch interessantesten Frauen, die man finden konnte, und vielfach ward der Graf Hogendorp um ihren jetzigen Besitz beneidet. Wollte ein Gerücht doch sogar behaupten, daß selbst der Kaiser Napoleon es nicht verschmäht habe, kurz vor Beginn des russischen Feldzuges in eine zwar kurze, aber dafür desto innigere Verbindung mit ihr zu treten. Sie zeigte in vollen und ungemein üppigen Formen den wahren Charakter der orientalischen Schönheit. Die Nase war vielleicht etwas zu gebogen, der Mund zu groß, die Augenbrauen zu scharf geschnitten, aber die perlenweißen Zähne, die langen, blauschwarzen Haare, die dunklen Augen und der üppig-sinnliche, und dabei wieder geistig-lebendige Ausdruck, der in ihrem ganzen Gesichte lag, ließen diese kleinen Mängel kaum bemerken. Ihr Wuchs war sehr groß und fing schon fast an etwas zu voll zu werden, doch waren alle Bewegungen leicht und graciös, und Füße und Hände von der seltensten Schönheit. Dabei war Madame Haras stets äußerst elegant und geschmackvoll gekleidet, sprach sehr fließend französisch, wenn gleich ein geübtes Ohr einen leisen Anflug der jüdisch-

deutſchen Betonung dabei bemerken mußte, ſang ſehr gut und ſpielte vortrefflich Clavier, zeigte ſtets Geiſt, muntere Laune und Witz, kurz war eine Maitreſſe, wie ein ſehr reicher und vornehmer Mann ſie ſich gar nicht beſſer wünſchen konnte. Den Grafen Hogendorp verſtand ſie auch vollſtändig zu beherrſchen, und nur in den Kreis ſeiner militäriſchen Pflichten durfte ſie ſich jetzt niemals hineinmengen, denn dazu fürchtete er ſchon ſeinen nächſten Vorgeſetzten, den Marſchall Davouſt, zu ſehr, um dies zu dulden, ſonſt überließ er ihr ſo ziemlich die Sorge für Alles, was ihn betraf. So ward denn der ſchönen Frau nicht allein wegen ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge von vielen Officieren, ſondern auch wegen ihrer einflußreichen Verwendung bei dem Gouverneur auch von anderen, oft ſehr angeſehenen Perſönlichkeiten ſtark gehuldigt, und ihre Eitelkeit hätte eine reiche Befriedigung finden können. Madame Haras war aber nicht das, was man im gewöhnlichen Leben eitel zu nennen pflegt, denn ſie beſaß zu viel Verſtand, um dies zu ſein, ſondern vielmehr hochmüthig, kalt, egoiſtiſch und vor Allem gewinnſüchtig. Unter dieſer glänzenden Hülle verbarg ſich ein kalt berechnender Geiſt, und dies feurige Auge, das ſo glühende Strahlen zu

entſenden vermochte, erfreute ſich ſelbſt am Meiſten beim Anblick des funkelnden Goldes oder der blitzenden Edelſteine. Als das damals noch ſehr junge und die Welt kaum kennende ſchöne Judenmädchen aus Lüneburg — denn es war Sara, die älteſte Tochter des langen Iſaack, die wir als Madame Haras jetzt wiederfinden, von einem franzöſiſchen Oberſten auf die ſchlauſte Weiſe verführt und dann ſpäter, als er ihrer überdrüſſig war, herzlos verlaſſen wurde, da verſteinerte gar bald ihr Herz, und Selbſtſucht, Verachtung, ja ſelbſt Haß gegen die geſammte Männerwelt zog in ihre Bruſt ein. Mit der großen Verſtandesſchärfe, die ſie beſaß, erkannte ſie die reichen körperlichen, wie geiſtigen Mittel, über welche ſie zu gebieten hatte, und mit der ſeltenen Zähigkeit und Beharrlichkeit, die den Söhnen wie Töchtern des Stammes Iſrael in Allem, was ſie erfaſſen, ſo oft eigen zu ſein pflegt, verſuchte ſie nun ihren Weg allein zu wandeln. Und was ſie gewollt, gelang ihr auch, ſie ward zuletzt nach mancherlei Wechſelfällen die vielbeneidete und einflußreiche Gebieterin eines der angeſehenſten Generäle des Heeres. Ueber viele Gelder konnte ſie jetzt gebieten, und theuer genug mußte oft ihre Fürſprache erkauft werden. So hatte ſie ſich ſchon allmälig

ein sehr bedeutendes Vermögen zu erwerben gewußt, und strebte mit unersättlicher Habgierde danach, solches immer mehr und mehr noch zu vergrößern. Ihr scharfer Verstand verhehlte ihr nicht, daß sie trotz ihrer augenblicklich so glänzenden äußerlichen Stellung doch im Grunde nur eine verächtliche Person sei, und daß Viele, die mit gleißnerischen Worten und überschwänglichen Huldigungen ihr nahten, weil sie, von ihrer Schönheit hingerissen, nach ihrem Besitze verlangten, oder sonst ihres Einflusses bedurften, im Grunde ihres Herzens doch eine sehr geringe Meinung von ihr hegten. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und die Menschen, die sich ihr näherten, auch möglichst für ihre Zwecke auszubeuten und dabei zu verachten, war ihr Hauptbestreben, was sie denn auch mit steter Beharrlichkeit durchzuführen verstand.

Flüchtige, sinnliche Neigungen empfand sie wohl vorübergehend für einzelne, besonders schöne Officiere, obgleich sie auch sonst hierin ungleich kälter sich zeigte, als man dies ihrem üppigen Aussehen nach eigentlich hätte schließen sollen, eine wahre Liebe aber hatte noch niemals ihr Herz erfüllt. Ihrer Heimath war sie gänzlich entfremdet, und seit jener furchtbaren Stunde, in welcher der

alte Hausirjude über die entehrte Tochter den Vaterfluch aussprach, und ihr streng untersagte, sich fernerhin noch sein Kind zu nennen, erfaßte sie stets ein inneres Grauen, wenn sie an diese nur zurückdachte. Sie suchte geflissentlich Alles zu verbannen, was sie nur daran erinnern konnte, und verhehlte sorgsam ihren Geburtsort und ihren frühern Namen.

Während nun Madame Haras, die einflußreiche Maitresse des Gouverneurs der Stadt — denn der Marschall Davoust stand nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten vielfach bei seinen, gegen den General Wallmoden kämpfenden Truppen im Felde — in vollem äußerlichen Glanze in Hamburg lebte, wohnte dort in ungleich bescheideneren Verhältnissen noch eine zweite Tochter der Lüneburger Gegend, die durch ein unseliges Verhängniß ebenfalls an die Franzosen gekettet war. Das schöne und einst so stolze Fräulein Louise von Dressen, die jetzige Gattin des Capitains Durosay, war dies. Ihre auf eine so eigenthümliche Weise geschlossene Ehe mit diesem Officier war, wie sich dies auch leicht hatte voraussetzen lassen, keine glückliche geworden. Zwar schmeichelte es wohl den Stolz des Capitains, eine so schöne junge Frau zu besitzen, aber er wäre doch

sonst in sehr vieler Hinsicht ungleich lieber ein Junggeselle geblieben, und machte auch sehr bald nach der Hochzeit schon hieraus nicht das mindeste Hehl gegen seine Gattin. So liebenswürdig und äußerlich bestechend der junge Officier in allen Gesellschaften zu sein vermochte, und so galant und gewandt er besonders auch den Damen zu huldigen verstand, so oberflächlich, egoistisch und dabei gänzlich ungebildet, ja selbst roh zeigte er sich innerlich. Sein Benehmen in der Gesellschaft war eben nur ein leerer glänzender Schein, wie dies bei so sehr vielen Franzosen der Fall zu sein pflegt; seine sehr vielen schlechten Eigenschaften machten sich aber besonders in seiner Häuslichkeit erst recht bemerklich. Das rauhe Feld- und Lagerleben, in dem er fast von frühster Kindheit an aufgewachsen war, hatte seine Sitten gründlich verdorben, und ihn besonders auch zum Trinken und Spielen verleitet. Letzteres war bei ihm zur Hauptleidenschaft geworden, und ganze Nächte konnte er beim Gläserklang und Spieltisch verbringen, und seine Frau dabei gänzlich vernachlässigen. Eine fast stete Zerrüttung seiner Finanzen mußte eine natürliche Folge solchen ausschweifenden Lebens sein, und da die Mitgabe, welche Louise von ihrem Vater erhielt, verhältnißmäßig auch nur

unbedeutend zu nennen war, so lernte die junge Frau gar bald nach ihrer Heirath schon den schweren Druck pecuniärer Sorgen gründlich kennen, so fern ihr solche früher als Mädchen stets gewesen waren. Dazu litt der Capitain Durosay noch an den Folgen seiner letzten in Lüneburg empfangenen Wunden, so daß er seine Kameraden im Stabe des Marschalls Davoust nicht mit in das Feld begleiten konnte. Er war daher als Adjutant beim Gouverneur, dem Grafen Hogendorp, commandirt, und wenn diese Stelle auch sonst immerhin manche Annehmlichkeiten bieten mochte, so gewährte sie doch augenblicklich, wo noch die Feinde nicht vor Hamburg standen, keine Gelegenheit, sich kriegerische Auszeichnungen und dadurch schnelleres Avancement zu verschaffen; Beides Dinge, nach denen sein ehrgeiziger Sinn ein so glühendes Verlangen hegte. Alles dies trug sehr viel zur Erhöhung seines Mißmuthes mit bei, zumal es sehr zweifelhaft war, ob bei seinem zügellosen Leben seine Gesundheit sich überhaupt jemals wieder so weit bessern konnte, daß er für den activen Felddienst, der von einem Officier der französischen Armee damals in jeder Hinsicht große Anstrengungen erforderte, würde tauglich sein. So hatte Louise denn schon in den ersten Flitter-

monaten gar manche traurige Scene erleben, und vielfache Kränkungen, die sie in ihrem frühern stolzen Sinn kaum für möglich gehalten, ertragen müssen. Immer häufiger aber wurden jetzt die kummervollen Stunden und die nagenden Sorgen, immer seltener die wenigen hellen Sonnenblicke der Freude und des Glücks. Wenn sie die halben Nächte einsam in ihrem Stübchen auf den bei seinen Spiel- und Trinkgelagen verweilenden Mann harren mußte, da stieg wohl eine Fluth von traurigen Gedanken in ihrer Brust auf, und die trüben Vergleichungen zwischen der einst so glänzenden Vergangenheit und ihrer jetzigen Gegenwart drängten sich stets mit vermehrter Kraft in ihre Seele. Wenn dann oft erst beim Morgengrauen der Capitain aus seiner Spielgesellschaft heimkehrte, erregte seine Erscheinung statt Freude häufig nur zu gerechten Abscheu bei ihr. Sein Gesicht war von starken Getränken zu lebhaft geröthet, der Gang unsicher, die Augen, deren Glanz sie einst so bezaubert, starr und ausdruckslos, und der Wein- und Tabaksduft, den er ausströmte, machte ihr seine Gegenwart förmlich widerlich. Hatte ihr Gatte an solchen Abenden Glück im Spiel gehabt, dann war er auch von besonders guter Laune, versuchte mit seiner Frau auf eine Weise zu scherzen,

wie er dies mit dem gefälligen Schenkmädchen vielleicht ſo eben erſt gethan hatte, und überhäufte ſie mit ſeinen rohen ſinnlichen Liebkoſungen, die ſie ſchweigend und oft mit innerm Ekel erdulden mußte. Ganz anders aber, wenn das Glück im Spiel ſich gegen ihn gewandt hatte, und er mit leerer Börſe, ja ſelbſt mit Schulden heimkehren mußte, wie dies leider nur zu häufig der Fall war. Er fluchte und lärmte dann im Zimmer umher, machte ſeiner Gattin die härteſten Vorwürfe, die gänzlich ohne Grund waren, forderte auf barſche Weiſe Geld von ihr, und beklagte, wenn ſie ſolches ihm verweigern mußte, weil ſie ſelbſt keins mehr beſaß, ſeine Dummheit, ein ſo bettelarmes Mädchen, die trotz ihres Adels und ihres vornehmen Stolzes ihm weniger Mitgift zugebracht, als irgend eine wohlhabende Marketenderin beſitze, geheirathet zu haben. Schon hatte Louiſe, um derartige ungeſtüme Mahnungen ihres Mannes zu befriedigen, wiederholt mehrere werthvolle Schmuckſachen, die ſie aus ihrer glücklichen Mädchenzeit noch beſaß, verkauft, hatte ihre Kammerzoſe entlaſſen, und behalf ſich mit dem Ordonnanzſoldaten und einer ſchmutzigen ungeſchickten Ausgehfrau auf das Nothdürftigſte; es wollte Alles Nichts helfen, und ſie wußte oft kaum, wie

sie die Kosten ihres kärglichen Mittagsmahles bestreiten sollte, während ihr Gatte gewöhnlich an der Tafel des Grafen Hogendorp speiste. An ihren Vater hatte sie zwar wiederholt schon um Unterstützungen geschrieben, aber entweder gar keine oder doch nur sehr ausweichende Antworten ohne Geld von ihm empfangen. Der Kammerherr von Dressen war überhaupt jetzt stets in sehr schlechter Stimmung, denn die Ungewißheit über die politische Zukunft der Gegend, in welcher sein Schloß lag, drückte schwer auf ihn, und trotz seiner Schlauheit wußte er sich doch nicht recht dazwischen durchzufinden. Um dem Verdachte der franzosenfreundlichen Gesinnung, in der er bei seiner ganzen Nachbarschaft stand, mehr von sich abzuwälzen, hatte er kurz nach der Einnahme Lüneburgs durch die Verbündeten mit möglichstem Eclat mehrere deutschthümliche Demonstrationen gemacht, und selbst — innerlich mit großem Verdrusse, einige junge Burschen von seinem Gute als Freiwillige ausgerüstet und zum Lüneburgischen Freiwilligencorps gesandt. Als Stadt und Gegend aber bald wieder unter die französische Zwangsherrschaft zurückfielen, ward ihm von den jetzigen Befehlshabern eine derartige Demonstration sehr übel ausgelegt. Er mußte sich in Lüneburg persönlich

ſtellen und verantworten, und war ſchon zu einer ſehr bedeutenden Geldſtrafe verurtheilt worden; nur die inſtändigſten Betheuerungen von ſeiner wahrhaften franzoſenfreundlichen Geſinnung, wobei er beſonders den Umſtand geltend zu machen ſuchte, daß er ſogar erſt kürzlich ſeine älteſte Tochter freiwillig an einen franzöſiſchen Ordonnanzofficier verheirathet habe, und noch einige andere geheime Mittel konnten ihn endlich von dieſer Strafe retten. Er war nun aber vollkommen rathlos geworden, wie er ſich benehmen ſollte, um nach keiner Seite mißliebig zu werden, und ſtets der Parthei, der ſchließlich doch der entſcheidende Sieg zufallen würde, als ihr eifrigſter Anhänger zu gelten; ſo ſehr er aber auch zu erforſchen ſuchte, von welcher Seite der Wind wohl am Meiſten wehen könnte, um ſogleich ſeinen Mantel danach zu hängen, immer und immer wieder wollte ihm dies nicht nach Wunſch gelingen. Um allen ferneren Anforderungen wenigſtens perſönlich ſo viel als möglich aus dem Wege zu gehen, entſchloß er ſich endlich, ſein Gut vorläufig zu verlaſſen, mit ſo namhaften pecuniären Opfern dies auch beſonders in jetziger Zeit für ihn verknüpft war. Er übergab die Wirthſchaft einem alten, zuverläſſigen Verwalter, ſuchte gegen hohe Zinſen ein Capital zu

erlangen, was bei den Kriegswirren ungemein schwierig war, und reiste unter dem Vorwand, die Gesundheit seiner Frau erfordere dies dringend, in ein entferntes süddeutsches Land. So vermochte er am Besten eine persönliche Neutralität zu bewahren, konnte später, wenn der Krieg entschieden war, besser seine Ansprüche geltend machen, und war auch den ihm unbequemen Bitten seiner Tochter mehr entrückt. Der Herr Kammerherr von Dressen war ein geriebener Kopf, der es schon verstand, sich selbst aus der verwickeltsten Sache noch möglichst gut herauszuwinden, und so leicht seinen Vortheil nicht aufgab.

Wenn nun auch die jetzige Gattin des Capitains Durosay von ihrem Mann nur zu häufig äußerst roh behandelt wurde, so war ihre frühere Liebe zu ihm doch noch nicht erloschen. Das Herz einer Frau zeigt gar oft ein unauflösbares Räthsel, und es entfalten sich in ihm Erscheinungen, die kein Verstand wird zu erklären vermögen. So liebte diese einst so stolze, übermüthige, in jeder Hinsicht verwöhnte Louise ihren rohen, lasterhaften, sie oft nur zu schlecht behandelnden Ehemann trotzdem immer noch leidenschaftlich, und wenn er ihr auch in den Stunden seiner Trunkenheit widerlich erschien, so übte er im Ganzen doch eine ihr selbst

unerklärliche Zaubermacht über sie aus. Wenn er am Tage bisweilen mit ihr scherzte und koste, sie seine „Louison" und „petite Mignon" nannte, sie liebevoll auf seinen Schooß zog, ihre langen blonden Flechten tändelnd löste und das goldene Haar wie ein reiches Netz über sein männlich schönes, schwarzbärtiges Gesicht spielend fallen ließ, — dann fühlte sie sich hoch beglückt, vergaß so leicht das tiefe Weh und den nagenden Kummer, den er ihr sonst beständig bereitete, preßte Küsse der glühenden Leidenschaft auf seine Lippen und war fast eine willenlose Sclavin seiner Wünsche. Freilich war dieser süße Rausch oft von nicht zu langer Dauer, die rauhe Wirklichkeit zerstörte nur zu bald den wonnigen Traum, und doch fühlte Louise in ihm ein solches Glück, daß sie auch ihre vielen Leidensstunden leichter ertrug, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Bei seinem täglichen dienstlichen Verkehr mit dem General Graf Hogendorp war der Capitain Durosay sehr häufig mit dessen schöner und einflußreicher Freundin in Berührung gekommen. Die gewandte Dame mochte ihn gern, fand an seiner eleganten und männlichen Persönlichkeit entschiedenes Wohlgefallen, und wußte es durch ihren Einfluß beim General dahin zu bringen, daß dieser

seinem Adjutanten verschiedene Begünstigungen, worunter z. B. auch das stete freie Couvert an seinem Mittagstisch gehörte, zu Theil werden ließ. So wenig nun auch im Allgemeinen Madame Haras nach weiblichem Umgang nachfrug, so fühlte sie sich doch mitunter vereinsamt, und wünschte die nähere Bekanntschaft einer ihr zusagenden Dame. Diese aber zu finden, war schwer, denn von den französischen Officieren und Beamten in der Stadt hatten nur einzelne wenige der höheren Grade ihre Ehefrauen bei sich, und diese fühlten sich natürlich viel zu stolz, um mit der anerkannten Geliebten des Generals in nähere gesellige Berührungen zu treten. Die Männer scherzten und lachten zwar gern mit der schönen und gewandten Dame, wenn sie mit ihr beim General zusammentrafen, ihre Gattinnen hielten sie aber von solchem Verkehr sorgfältig entfernt. Mit den mehr untergeordneten Französinnen, die augenblicklich in Hamburg verweilten, aber in gesellige Verbindung zu treten, dazu war Madame Haras theils selbst viel zu hochmüthig, theils wußte sie auch, daß der Graf wegen der mancherlei Inconvenienzen, die es nach sich führen konnte, dies nicht gern sehen würde. Noch ungleich weniger war natürlich auf einen Umgang mit nur einigermaßen anständigen Deutschen

zu rechnen. Jede Hamburgerin, die nur den geringsten Anspruch auf Anständigkeit und Bildung zu machen suchte, bestrebte sich überhaupt, jeglichen Verkehr mit der gesammten französischen Besatzung und Allem, was dieser gefolgt war, sorgfältig zu vermeiden, und hätte nun gar einer französischen Maitresse unter keinen Umständen einen Besuch gemacht. War doch selbst Louise, die es anfänglich versucht hatte, mit einigen angeseheneren Hamburger Kaufmannsfrauen bekannt zu werden, von diesen so kalt und abwehrend empfangen worden, daß sie, in ihrem Stolze verletzt, sogleich davon wieder abstand. Wiederholt schon hatte Madame Haras, die häufig den Wagen des Grafen Hogendorp zu ihren Spazierfahrten benutzte, den Capitain Durosay, mit seiner schönen, jungen Frau am Arm, spazieren gehen sehen. Deren äußere Erscheinung gefiel ihr, und erregte den Wunsch, näher mit ihr in Berührung zu kommen. Sie wußte nicht, daß Louise ebenfalls aus der Nähe ihrer eigenen Heimath stamme, sondern hatte nur flüchtig gehört, sie sei aus einer vornehmen, deutschen Adelsfamilie entsprossen, und es schmeichelte nun ihrem Hochmuth, wenn sie, die verstoßene Tochter eines armen jüdischen Hausirers, mit einer solchen in näheren geselligen Umgang treten könnte. Der

Capitain Durosay ging zwar anfänglich auf diesen Wunsch nicht recht ein, denn er fürchtete bei seiner Gattin, deren Geburtsstolz er kannte, hierin auf vielfachen Widerstand zu stoßen. Innerlich hierüber verletzt, obgleich sie sich äußerlich nicht das Mindeste anmerken ließ, wußte Madame Haras mit ihrer Schlauheit den Grafen Hogendorp dahin zu bringen, daß er gegen seinen Adjutanten den Wunsch aussprach, dessen Gemahlin möge mit dieser in geselligen Verkehr treten. So mußte der Capitain freilich hierauf eingehen, wenn er sich seine dienstliche Stellung nicht unangenehm machen wollte.

An einem traulichen Morgen bot er nun alle seine Liebenswürdigkeit auf, und zeigte wieder ganz den feurigen, begeisterten Courmacher, der er in früheren Jahren in Cassel gewesen war, um so seine Gattin in eine möglichst günstige Stimmung zu versetzen. Wie tändelte er so anmuthig und koste so liebevoll mit ihr, und nannte sie mit allen den kleinen Schmeichelnamen, die sie früher so gern von ihm gehört hatte! Ein leicht empfängliches Ohr trafen seine Worte, und mit feuriger Liebe umschlang Louise ihren Gatten und legte vertrauend ihren schönen Kopf, dessen reiches Haar der Capitain spielend durch seine Finger gleiten ließ, an seine Brust. So glücklich, wie dies selten

nur im Verlauf ihrer Ehe bisher der Fall gewesen war, fühlte sich jetzt die junge Frau. Und wie nun der Capitain sie in diese frohe Stimmung versetzt hatte, da rückte er nach einigen Wendungen und Einleitungen mit seiner Bitte, sie möge in den nächsten Tagen doch der Madame Haras einen, wenn auch nur kurzen und ceremoniellen Besuch abstatten, hervor. Fast lebhafter, als er befürchtet hatte, war anfänglich der Widerstand, den Louise einem solchen Wunsche entgegensetzte. Sie kannte zwar diese Madame Haras nicht persönlich, aber es war ihr von den anderen französischen Officiersfrauen, mit denen sie einigen Umgang pflegte, nur zu viel Ungünstiges über diese mitgetheilt worden. Ihr alter Stolz als Tochter einer vornehmen Adelsfamilie regte sich mit voller Stärke wieder, und sie fand es unbegreiflich, daß ihr Gatte es ihr zumuthen wollte, einer frühern Judendirne und jetzigen Maitresse einen Besuch zu machen. So leicht gab aber der Capitain seinen Plan nicht auf. Er schilderte mit gewandter Beredtsamkeit die mancherlei Vortheile, die ihm daraus erwüchsen, wenn der Graf Hogendorp sich seiner besonders annehmen würde, eben so wie die Nachtheile, wenn dieser, von solcher kindischen Weigerung verletzt, ihm seine Gunst entzöge. Eine Rückkehr nach

Frankreich, in ein Invalidendepot, und dadurch vielleicht verhinderte Aussicht, jemals weiter avanciren zu können, wußte er als die leicht möglichen bösen Nachwirkungen einer solchen Weigerung darzustellen. So Etwas blieb nicht ohne Wirkung, und immer mehr begann schon die anfänglich sehr bestimmt ausgesprochene Abschlagung seines Wunsches an Kraft zu verlieren. Nur der Gedanke, eine Jüdin besuchen zu müssen, beleidigte noch immer den Stolz des frühern Adelsfräuleins. Daß diese jetzt eine sehr einflußreiche Maitresse sei, rechnete sie ihr bei ihrem eigenen frivolen Sinn nicht zu einem so großen Vorwurf an.

„Pah, ma petite Louison, — wer weiß, ob Madame Haras denn auch wirklich dem Stamme Israel früher angehört hat, und ob dies nicht zu den vielen Verleumdungen gehört, mit denen ihre zahllosen Neiderinnen sie überhäufen. Und wenn auch, was machte dies denn weiter viel aus! Wir Franzosen sind aufgeklärt genug, nicht im Mindesten darauf zu achten, welcher Confession Jemand angehört, und stehen hierin auf einer ungleich höhern Stufe der Civilisation und Aufklärung, als die beschränkten hannover'schen Landjunker, deren Ansichten Du bisher nur allein gehört hast. Unser Kaiser Napoleon hat schon Ju-

den zu Generälen und anderen hohen Civilbeamten erhoben, und sie füllten diesen Posten vollkommen aus, während weit über die Hälfte Eurer alten Edelleute so dumm und unbrauchbar ist, daß man ihnen nicht mit Sicherheit eine Corporalsstelle geben konnte. Du bist jetzt eine französische Officiersfrau geworden, und mußt daher Deine früheren Vorurtheile schwinden lassen und die Ansichten annehmen, die in unseren Kreisen herrschen. Deine frühere adelsstolze Umgebung sieht jetzt auf Dich doch nur hochmüthig herab, und verzeiht es Dir niemals, daß Du einen bürgerlichen Officier statt einen Landjunker mit so und so viel Ahnen geheirathet hast. Also laß nur diese Narren, und hilf mir mit dabei, daß ich möglichst bald ein General werde, dann wollen wir schon den Stolz dieser aufgeblasenen Edelleute verhöhnen, und sie sollen eben so tief sich vor uns demüthigen, wie sie dies vor den Marschällen und Generälen des Kaisers, von denen viele auch nur ehemalige Schuster- oder Bäckerjungen sind, gethan haben," schloß der Capitain seine nochmalige Bitte an die Gattin. Mit gewandter Schlauheit hatte er aber besonders die letzteren Worte hinzuzufügen verstanden. Er wußte recht wohl, daß Louise durch den Hochmuth, mit dem mehrere ihrer Verwandten sich über ihre

jetzige Verheirathung mit einem bürgerlichen Officier ausgesprochen hatten, sehr verletzt war, und sie die Kränkungen, die ihr von verschiedenen Seiten deshalb angethan worden, niemals wieder verzeihen würde. So verfehlte seine Erinnerung hieran denn auch jetzt ihre Wirkung nicht; Louise strich wie sinnend mit ihrer zarten kleinen Hand die aufgelösten blonden Locken von der schön geformten Stirn, ein bitterer Zug des Hohnes umschwebte flüchtig den feinen Mund, und sich von ihrem Sitze, den sie bisher auf den Knieen des Gatten gehabt hatte, erhebend, sprach sie: „Gut denn, wenn Du es wünschest und für unsere fernere Zukunft nützlich hältst, will ich meinetwegen noch heute dieser Madame Haras meinen Besuch abstatten. Habe ich bisher schon so Manches gethan, was der Stolz einer adeligen Sippschaft mir nicht verzeiht, kann ich dies auch noch thun."

„Dank Dir, mein süßes Weibchen — wußte ich doch, daß Du mir diesen Gefallen erzeigtest," koste zärtlich der Capitain, dabei einen feurigen Kuß des Dankes auf die schwellenden Lippen der vor ihm stehenden schönen Frau drückend. „Da — nimm dies und kaufe Dir Etwas zum Putz dafür, meine Kasse ist ausnahmsweise heute besonders gut gefüllt." Mit diesen Worten drückte er ihr ein

halbes Dutzend Goldstücke in die Hand, da sein reichlicher Spielgewinn in der letzten Nacht ihm diese so ungewöhnliche Freigebigkeit gestattete.

Ein freudiges Lächeln der befriedigten Eitelkeit überzog das Gesicht der Madame Haras, als um die Mittagsstunde ihre Zofe den Besuch der Frau des Capitain Durosay anmeldete. So hatte sie, wie in letzter Zeit schon so oft, auch diesmal wieder ihren Willen zu erreichen verstanden. Mit den besten Formen der feinen Welt empfing sie die Eintretende, äußerte laut ihre Freude, sie bei sich zu sehen, da sie schon so viel Rühmliches von ihrer Liebenswürdigkeit gehört habe, war auch sonst äußerst artig, aber dabei fern von jeglicher Devotion, und verstand es vortrefflich, sich ganz auf eine gleiche Stufe mit ihr zu stellen. Ein Gefühl der Bitterkeit durchzog die Brust von Louise, als sie die elegante Zimmerreihe, den geschmackvollen Luxus der ganzen Ausstattung und dabei auch den sehr gewählten Anzug der Madame Haras mit der fast mehr als großen Einfachheit des kleinen Quartiers, mit welchem sie sich jetzt begnügen mußte, verglich. Dabei erkannte sie in dieser jetzt so eleganten Dame sogleich bei dem ersten aufmerksamen Blick aus der Nähe das frühere arme Judenmädchen aus Lüneburg, welches

wegen seiner Schönheit bekannt, auch von ihr einige Male bemerkt worden war. Eine ungeheure Kluft hatte sie damals getrennt, und sie kaum nur an die Möglichkeit gedacht, daß sie, die gefeierte Tochter des reichen und vornehmen Kammerherrn von Dressen, jemals mit dieser armen Judendirne in den allermindesten geselligen Verkehr treten könnte. Und jetzt besaß diese eine ungleich elegantere Wohnung und Kleidung, verkehrte mit ihr in vollständig ungenirter Weise, ja konnte ihr selbst durch ihre Protection nützlich werden! Ein nicht freudiger Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart wollte sich dabei der jungen Capitainsfrau so gewaltsam aufdrängen, daß sie alle Selbstbeherrschung nöthig hatte, um eben so ruhig und von feinster Höflichkeit, wie die Jüdin dies war, zu bleiben. Aber auch diese hatte sogleich das frühere stolze Edelfräulein wieder erkannt, und ihrer vielgeübten Beobachtungsgabe blieb der innere Kampf, der jetzt deren Herz bewegte, nicht verborgen. Ein Strahl des befriedigten Stolzes blitzte in ihren Augen, und sie empfand jetzt eine Genugthuung für manche tiefe Entwürdigung und vielleicht nicht unverdiente Kränkung, welche das Schicksal schon so häufig über sie verhängt hatte. Obgleich nun beide Damen sich sogleich gegenseitig

erkannt hatten, so vermieden sie es doch sorgfältig, nur mit einer Silbe ihre frühere Vergangenheit, und daß sie sich schon damals gesehen, zu erwähnen, wie sie sich denn auch in ihrer Conversation nur ausschließlich der französischen Sprache bedienten. Es war ein seltsamer Anblick, diese schönen Frauen in anscheinend ungemein freundschaftlichem Gespräch neben einander auf dem Sopha sitzen zu sehen. Beide stammten aus gleicher Gegend, Beide waren von der gütigen Natur mit allen Reizen, die nur ein Weib schmücken können, gleich überreichlich ausgestattet, und doch dabei wieder so sehr verschieden in ihrer ganzen äußern Erscheinung. Die Wiege der Einen hatte in dem geringen Häuschen des armen Hausirjuden gestanden, die der Andern im glänzenden freiherrlichen Schlosse, und jetzt führten des Lebens wechselnde Wege die Erste zu äußerm Glanz und Reichthum, die Letztere aber zu kaum verhüllter Dürftigkeit. Aus ihrer alten Heimath waren Beide für immer vertrieben, der wahre deutsche Stolz längst aus ihrer Brust verschwunden, und das Heerlager der Truppen Napoleon's, dieser Feinde ihres Vaterlandes, war diesen entarteten Töchtern unseres Volkes nunmehr zur steten Wohnstätte angewiesen.

Berechnete Klugheit hatte die Jüdin zur Maitresse des reichen Generals, ungezügelte Leidenschaftlichkeit das adelige Fräulein zur Gattin des schönen Capitains gemacht; und mochte jede in ihrer Art auch eine zeitweilige Befriedigung ihrer Wünsche in solcher Verbindung finden, ein wahres Glück, ein stiller innerer Friede konnte unmöglich daraus für sie hervorgehen. Sie waren Beide trotz aller ihrer sonstigen Vorzüge nur zu beklagen, und ihr Geschick ein trauriges zu nennen.

So äußerlich artig die Maitresse des Generals auch gegen ihre Besucherin war, so glatt die französischen Worte von ihren Lippen flossen, und sie es sehr geschickt verstand, ihr manche höfliche Complimente zu sagen, die von Louise auf gleiche Weise erwiedert wurden, so fühlten Beide doch sogleich in dem ersten Augenblick ihres jetzigen Beisammenseins einen tiefen innern Widerwillen gegen einander. Ohne daß sie sich selbst klar Rechenschaft darüber geben konnten, aus welchem Grunde diese innere Abneigung eigentlich entstand, war sie doch im vollsten Maße vorhanden, und der Capitain Durosay hätte nur seine Bitten, um seine Gattin zu einem Besuch bei der Madame Haras zu bewegen, sparen können, denn wenig-

stens in dieser Hinsicht war dessen Zweck gänzlich verfehlt.

Es lag in dem Plane der letztern Dame, möglichst öffentlich der Welt ihren Umgang mit der Gattin des Capitains zu zeigen. Als Louise daher nach einer ungefähr halbstündigen Dauer ihres Besuches sich zum Fortgang rüstete, bat Madame Haras sie auf eine ungemein liebenswürdige Weise, noch einige Augenblicke zu verweilen, da sie sich das Vergnügen machen wolle, sie selbst in ihrer Equipage nach Hause zu geleiten, um so noch länger ihre angenehme Gesellschaft zu genießen. Zwar war es Ersterer gar nicht besonders erfreulich, öffentlich mit der anerkannten Maitresse des Generals Hogendorp in einem Wagen zu fahren, und doch geschah diese Einladung auf eine so gewandte und dabei freundschaftliche Weise, daß sie, ohne geradezu unartig und verletzend zu sein, gar nicht ausgeschlagen werden konnte.

Die elegante Equipage des Generals, die er seiner Geliebten zur fast ausschließlichen Verfügung überlassen hatte, stand in wenigen Minuten vor der Hausthür, und anscheinend in der heitersten Stimmung nahmen beide Damen Platz in dem bei dem schönen, warmen Sommerwetter weit zurückgeschlagenen Coupé. Eine leise Anweisung

hatte dem Kutscher befohlen, einen längern Umweg durch die belebtesten Straßen und Promenaden zu machen, bevor er bei dem Quartier des Capitain Durosay vorfuhr. Das heitere, milde Wetter hatte viele Spaziergänger, und darunter auch mehrere höhere französische Officiere und Civilbeamte mit ihren Gattinnen, herbeigelockt, und nicht ohne Staunen sahen solche jetzt Louise Durosay in der allgemein bekannten Equipage der Madame Haras, und mit dieser in der anscheinend freundschaftlichsten Unterhaltung begriffen, spazieren fahren. Gar manches bedenkliche Kopfschütteln, dem dann häufig sehr harte Worte des Tadels über solch ein Benehmen folgten, erregte dies Schauspiel. Bei dem wirklich anständigen Theil der französischen Familien, deren Zahl freilich nicht allzugroß war, hatte Louise von diesem Tage an ersichtlich an Achtung verloren, und mehrere Frauen, die sich ihrer bis dahin mit wahrer Theilnahme angenommen, verkehrten von nun an nur noch mit ihr in den Formen der kühlsten Höflichkeit. In dieser Hinsicht hatte die schlaue Madame Haras ihren Zweck vollkommen erreicht, denn die hiedurch immer vereinsamter werdende Capitainsfrau wurde dadurch immer mehr zu ihrer Gesellschaft hingedrängt. So ver-

kehrten denn von jetzt an beide Damen viel, und trotz ihrer innern Abneigung auch auf anscheinend ganz freundschaftliche Weise, mit einander, zumal der Capitain selbst solchen Verkehr seiner Gattin ungemein zu begünstigen suchte.

5.
Der Abmarsch der Landwehr.

Mit einer so nachhaltigen Kraft, wie solche kaum ein Volk jemals im Laufe der alten und neuen Geschichte bewiesen, hatten Preußens Bewohner die Zeit des Waffenstillstandes dazu benutzt, die schon früher mit frischem Eifer begonnenen Kriegsrüstungen noch mehr auszudehnen und zu vervollkommnen. Alle Stände ohne Ausnahme wetteiferten hierin, und der ärmste wie reichste, vornehmste wie geringste Preuße zeigte gleichen Eifer. Es war eine zwar schwere, und dennoch in ihrer gemeinsamen Opferfreudigkeit gar schöne Zeit, und von dem unseligen Partheihaß, der in unserer Gegenwart die einzelnen Glieder des Volkes gewaltsam trennt, und dadurch die Kraft des Staates, dieses mächtigen Horts der

norddeutschen Freiheit und Bildung, so ungemein schwächt, zeigte sich damals keine Spur. Besonders auch der Bildung der Landwehr, dieser wahren Wehr des Landes, deren ungeübte Soldaten mit ihren mächtigen Kolbenschlägen gar manches sieggewohnte französische Bataillon bei Großbeeren, Leipzig und an der Katzbach zusammenschmetterten, war diese Zeit der Waffenruhe vortrefflich zu Statten gekommen. Die anfänglich sehr schwachen und ungeübten Bataillone waren nicht allein ungemein verstärkt, sondern auch ungleich besser ausgebildet worden, und es gab jetzt manche Landwehrcompagnien, die, wenn auch vielleicht nicht im eleganten, parademäßigen Aussehen, so doch in ihrer wahren Kriegstüchtigkeit vollkommen mit dem stolzesten Theil der Garde wetteifern konnten. Ein großer Vortheil für die Landwehr war es auch, daß während dieser Waffenruhe viele tüchtige Officiere aus den Linienregimentern theils freiwillig, theils commandirt bei ihr eintraten. So finden wir denn auch den uns bekannten Lieutenant Josias Habermann, der sich in dem Füsilierbataillon des heldenmüthigen Majors von Borke bei dem Gefecht in Lüneburg so sehr ausgezeichnet hatte, jetzt als Officier in einem märkischen Landwehrregimente.

Der Lieutenant hatte freiwillig um diese Ver-

ſetzung nachgeſucht, denn er glaubte bei der Landwehr, die einen ſehr großen Mangel an kriegsgeübten Officieren beſaß, ſeinem Vaterlande noch mehr zu nützen, als wenn er fernerhin noch bei der Linie, die im Allgemeinen ungleich mehr tüchtige Officiere zählte, geblieben wäre. Der Gedanke aber, daß es ſeine wahre Pflicht ſei, ſich jetzt ausſchließlich und mit Hintanſetzung jeglicher perſönlichen Rückſicht dem Wohle ſeiner Mitbürger zu weihen, hatte Habermann überhaupt nur bewegen können, den ſchlichten Rock des Theologen mit der Uniform zu vertauſchen, und an dem ihm innerlich ſo widerſtrebenden Blutvergießen einen thätigen Antheil zu nehmen. Seitdem ſein Buſenfreund, der Lieutenant Fritz von Daſſow an ſeinen Wunden noch in Lüneburg darniederlag, hatte ſich Habermann auch unter den übrigen Officieren ſeines Regiments ziemlich vereinſamt gefühlt. Der größte Theil von ihnen beſtand aus jungen Edelleuten, die theils in den Cadettenhäuſern gebildet, theils auch ſchon vor der Kataſtrophe von 1806 als Fahnenjunker im Dienſt geweſen waren. Habermann erkannte und ehrte nun zwar ihre vielen vortrefflichen Eigenſchaften, ihren perſönlichen Muth, ihre ſtrenge Ehrenhaftigkeit, ihre unbedingte Hingebung für König und

Vaterland, so wie ihren unablässigen Diensteifer in hohem Grade, aber heimisch fühlte er sich in diesem Kreise nicht, ja stand bald, als sein froher Freund und Vermittler Dassow fehlte, ihnen immer einsamer gegenüber. Diese jungen Officiere, die da mehr fluchten als gerade beteten, und ihre wenigen dienstfreien Stunden lieber beim vollen Glase, leichtsinnigen Kartenspiel oder bei flüchtigen Liebesabenteuern mit heißblütigen Mädchen, als beim Lesen ernster Bücher oder in wissenschaftlichen Gesprächen verbrachten, wurden ihm, je mehr er mit ihnen verkehrte, immer fremder. Seine Bildung stand viel zu hoch über der ihrigen, und seine Richtung war eine zu strenge, als daß ein wahrhaft kameradschaftlicher Umgang hätte zwischen ihnen stattfinden können. Auch die meisten jungen Officiere mieden fast eher die Gesellschaft des ernsten, in seiner religiösen Richtung so strengen Theologen, als daß sie solche gerade eifrig aufgesucht hätten. Sie hegten die höchste Achtung vor seinem Geiste, Pflichteifer und bei Lüneburg so glänzend bewährten Muthe, aber für den täglichen gewöhnlichen Verkehr war er ihnen mitunter etwas unbequem. Er fluchte, lachte und trank zu wenig, und manch lustige Zweideutigkeit, manch vielleicht etwas stark in das Frivole streifender Witz wollte

in seiner Gegenwart nicht so recht über ihre Lippen. Da war der stets lustige Lieutenant Fritz von Dassow, der in jeden übermüthigen Jugendstreich mit voller Bereitwilligkeit einzugehen pflegte, doch ein ganz anderer Kamerad gewesen, und mit Sehnsucht harrten Alle, daß er bald von seiner Wunde genesen und beim Bataillon wieder einrücken möge. In dem Officiercorps des Landwehrregiments, zu welchem der Lieutenant Habermann versetzt worden war, herrschte im Allgemeinen ein ihn ungleich mehr befriedigender Geist. Es dienten hier mehr ältere, früher den verschiedensten gebildeten Ständen angehörige, und nicht blos ausschließlich für den Militärberuf erzogene Officiere. Die Unterhaltung bei ihnen war häufig ernster, wissenschaftliche Gespräche gehörten nicht zu den alleräußersten Seltenheiten, und auch der eigentliche Hauptzweck dieses Krieges wurde von manchen Landwehrofficieren vielleicht in noch großartigerer Weise aufgefaßt, als dies bei der Mehrzahl der Linienofficiere der Fall war. Bei der Linie kämpfte man vielfach für die bei Jena verletzte Waffenehre des preußischen Heeres, für die Reinigung des befleckten Glanzes der Krone Friedrich's des Großen, und auch aus persönlichem Haß gegen den Uebermuth der Franzosen; unter den Officieren

und selbst Wehrleuten der Landwehr gab es aber gar Manche, denen die Gründung eines großen einigen, nach Innen freien, nach Außen mächtigen deutschen Kaiserreiches unter dem Scepter der Hohenzollern als hehres Endziel des Kampfes glänzend vor Augen stand.

Fühlte sich der Lieutenant Habermann nun auch in jeder Hinsicht von seiner neuen Stellung bei der Landwehr in hohem Grade befriedigt, und betrieb mit der sein ganzes Innere beseelenden Pflichttreue unablässig die militärische Ausbildung der ihm untergebenen Mannschaft, so vermißte er seinen treuen Freund Dassow doch nicht wenig. Es war daher keine geringe Freude für ihn, als ungefähr in der letzten Hälfte des Waffenstillstandes plötzlich der so vielfach Ersehnte zu ihm in das kleine Stüblein eines Bauernhauses in der Nähe von Perleberg, wo er in Cantonnirung lag, eintrat. Ein heller Jubelruf entstieg seiner Brust, und die beiden, in ihrem Aeußern und Innern zwar so ungleichen, und dabei doch in so treuer Freundschaft verharrenden Jugendgespielen lagen sich in den Armen.

„Hab ich Dich endlich aufgefunden, Du böswilliger Deserteur von unserm Bataillon. Schwerenoth, Bruderherz, das hat mir Mühe gekostet zu

erfahren, in welchem Neste Du denn eigentlich jetzt steckteſt. — Aber höre, das verzeihe ich Dir niemals, daß Du unſer ſchönes Regiment verlaſſen und jetzt das Landwehrkreuz aufgeſteckt haſt," waren die erſten Worte Daſſow's zu dem wiedergefundenen Freund.

„Wir dienen Alle einem König und kämpfen für einen Zweck, und ich hoffe auch ſicherlich, unſere Landwehr wird dem preußiſchen Heeresruhm keine Schande, ſondern volle Ehre für alle fernere Zeiten machen. Sie gebraucht jetzt bereits etwas im Kriegshandwerk erfahrene Männer dringend nothwendig, und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, hier einzutreten," antwortete Habermann in dem ſo milden und dabei doch feſten Tone, der ihm ſtets eigen war, dabei mit beiden Händen immer noch die Hände des Freundes haltend, und mit freudigem und doch auch wieder ſorgendem Blick in deſſen vom Krankenlager noch ſehr gebleichtes und abgemagertes Antlitz ſehend.

„Nun ja — ich hab' auch gegen Eure Landwehr gar Nichts, und hoffe zuverſichtlich, daß ſie ebenfalls ihre volle Schuldigkeit thun wird, wenn es erſt zum Kampfe gegen die Feinde wieder losgeht — allein ich für meine Perſon möchte doch nicht in ihr dienen, und dieſe vielen gelehrten

Officiere mit der Brille auf der Naſe, und oft einen lateiniſchen Klaſſiker in der Taſche, ſind nicht nach meinem Geſchmack. Da geht es bei unſerm Bataillon doch luſtiger zu, und auch der Dienſt wird ſtrenger betrieben," lachte Daſſow, der wie ſo viele ſeiner Kameraden eine gewiſſe innere Abneigung gegen die Landwehr nicht verbergen konnte.

„Nun, laß es gut ſein, Jeder nach ſeiner Art. Du weißt, lieber Fritz, daß unſere Neigungen und Wünſche oft weit auseinander gehen, und nur in unſerer wahren und feſten Freundſchaft zu einander ſich gleich bleiben," entgegnete Habermann, nochmals dem Kameraden ſo recht herzlich die Rechte ſchüttelnd, was dieſer eben ſo innig erwiederte. — „Wie iſt es Dir aber ſonſt gegangen, mein Junge, ſeit ich Dich damals in Lüneburg verlaſſen mußte? Fühlſt Du Dich auch ſchon kräftig genug, um wieder in Dienſt treten zu können? — Du ſiehſt noch ſehr bleich und angegriffen aus," frug er mit dem wahrhaft beſorgten Tone eines Freundes.

„O, es muß ſchon wieder gehen, die Wunde iſt faſt geheilt, wir pommerſchen Landjungen haben gute Knochen, und jetzt, da bald die Ausſicht vorhanden, daß es auf's Neue gegen die verdammten Franzoſen losgeht, hätten zehn Pferde mich nicht

zurückgehalten. Nächst Gottes Hülfe und meiner eigenen guten Natur verdanke ich aber diese schnelle Wiederherstellung wesentlich mit der liebevollen Pflege der Tochter des alten jüdischen Hausirers, in dessen Hause zu Lüneburg Du mich damals zurückließest. Was dies herrliche Mädchen für mich Alles gethan hat, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Auch daß ich nicht in feindliche Gefangenschaft gekommen, sondern von einem französischen Militärarzt als vollständig invalid erklärt wurde, ist ihrer klugen Vermittelung zuzuschreiben. Jetzt bin ich schon seit mehreren Wochen von Lüneburg fort, habe mich bereits bei meinem Bataillon gemeldet, aber noch auf einige Zeit Urlaub erhalten, da ich doch noch zu schwach bin, um den ganzen Tag auf dem Exercirplatze zu stehen und unsere pommerschen Bauerjungen zu Helden auszubilden. Kommt erst die Zeit des wirklichen Ausmarsches, werde ich auch schon wieder vollständig gesund sein — da hast Du somit meinen kurzen Rapport über meine letzte Vergangenheit," schloß der stets lustige Officier seine Erzählung.

Eine plötzliche Röthe stieg im Gesicht Habermann's auf, als sein Kamerad den Namen der Jüdin nannte, und heller funkelte es in seinem Auge. „Ja, das Mädchen hat mildthätig an Dir

gehandelt, und für immer bist Du ihr zum innigsten Dank verpflichtet. — Aber weilt sie noch fortwährend in Lüneburg, in der Mitte der Feinde?" frug er, und ein aufmerksamer Zuhörer würde dabei ein leises Beben seiner Stimme erkannt haben.

„Nein, sie ist jetzt geflohen. Die Franzosen behaupten, ihr Vater, der alte, lange Hausirer, der uns bei der Erstürmung von Lüneburg so vortreffliche Dienste als Führer leistete, sei der Mörder eines Gensdarmerieofficiers, und haben deshalb auch das arme Mädchen einige Tage in das Gefängniß geworfen. Jetzt hält sie sich bei einer alten Verwandten, die in Perleberg lebt, auf, und ich habe die Absicht, sie noch heute Nachmittag zu besuchen. Begleite mich, Jose (so nannte der Kürze wegen der Lieutenant von Dassow häufig seinen Freund), dahin, wenn Dein Dienst es erlaubt. Die schöne Rebekka wird ebenfalls eine große Freude haben, Dich wieder begrüßen zu können. Sie erkundigte sich oft mit lebhaftem Interesse nach Dir, und hörte gern zu, wenn ich Deine vielen guten Eigenschaften gebührend rühmte. Höre, auf die scheinst Du wirklich einen mehr als flüchtigen Eindruck gemacht zu haben, obgleich sie Dich nur eine Stunde gesehen hat," plauderte Fritz weiter.

Mit immer steigender Spannung lauschte Habermann diesen Worten seines Freundes, und vor innerer Aufregung ward sein Gesicht bald blaß, bald roth. Ein Glück nur, daß sein sorgloser Gast den Sturm der verschiedensten Empfindungen, die seine Brust jetzt durchwühlten, nicht bemerkte, denn dieser war eifrig bemüht, einem tüchtigen Frühstück, aus Schwarzbrod, Butter, Schinken und Kornbranntwein bestehend, welches der Bursche inzwischen auf den Tisch gesetzt hatte, mit dem Appetit eines Reconvalescenten zuzusprechen.

„Nun, verhungern thut Ihr hier gerade nicht, obgleich schon ein gesunder Magen zu Eurer Kost gehört," lachte Dassow, dabei mit beiden Backen an einer riesigen Scheibe Schwarzbrod, die dick mit Butter und Schinken belegt war, kauend, und die trockene Speise oft mit einem tüchtigen Schluck Kornbranntwein anfeuchtend.

„Nein, wahrlich nicht, mein Junge. Die Gegend hier ist noch nicht so ausgezehrt, wie dies leider in sehr vielen Theilen unseres Vaterlandes jetzt schon der Fall sein soll, und der Patriotismus der Bewohner so groß, daß sie freudig uns das Beste, was Küche und Keller nur enthält, auftischen. „Wie möten Se recht herutfodern, dat

Se Murr (Mark) in de Knoken kriegen, um deſto bäter up dat ſpirrige Franzoſentüg losſchlahn to künnen," antwortete mir noch geſtern mein Quartierwirth, ein alter Bauer, als ich ihm ſagte, er brauche meinetwegen gar keine Umſtände zu machen. Es iſt ein herrliches Volk, dieſe Märker, und wenn auch die Mark Brandenburg im Allgemeinen weder reich im Boden, noch bevorzugt durch landſchaftliche Schönheiten iſt, ſo bildet ſie durch die Treue und Arbeitskraft ihrer Bewohner doch einen glänzenden Edelſtein in der Königskrone der Hohenzollern," meinte Habermann, mit ſichtlichem Wohlgefallen dem guten Appetit ſeines Freundes zuſehend, indem er ſich dabei zum Ausgehen rüſtete, um an einer großen Exercirübung des Bataillons theilzunehmen.

Gern begleitete ihn ſein Freund nach dem Exercirplatz, zu dem die Gänſeweide des Dorfes beſtimmt war. Die dort aufgeſtellte Landwehr bot für ein militäriſches Auge, welches ſich daran gewöhnt hatte, den Werth der Soldaten nur nach ihrem glänzenden Ausſehen auf der Parade zu beurtheilen, gerade keinen beſtechenden Anblick dar. Die Uniform, aus einem kurzen weiten Rock von grobem blauen Tuch mit rothen Kragen und Aufſchlägen, blauer, runder Tuchmütze mit rothem Rand, vorn

mit einem Landwehrkreuze aus weißem Blech, und langen Pantalons von grauer Leinwand beſtehend, ſah nichts weniger als elegant aus, und man merkte auf den erſten Blick, daß die Hülfe von nicht ſonderlich geſchickten Dorfſchneidern vielfach in Anſpruch genommen war. Auch das Schuhzeug der Leute war ungleich, und Jeder trug, was er von Hauſe mitgebracht hatte, der Eine vielleicht hohe, bis an das Knie reichende Waſſerſtiefel, ſein Nebenmann aber plumpe Schuhe mit breiten Meſſingſchnallen. Die Gewehre und ſonſtige Ausrüſtung ließen ebenfalls nur zu viel zu wünſchen übrig, wie denn auch der Lieutenant von Daſſow nicht ohne Mißvergnügen, welches aber dabei nicht ganz frei von einem gewiſſen heimlichen Spott war, bemerkte, daß das Exerciren noch nicht ſonderlich ſchnell von Statten gehe, und zu wohlverdienten Rügen gar reichlichen Anlaß gebe. Beſonders das Tirailliren ward äußerſt ungeſchickt ausgeführt, und wenn der Bataillonscommandeur, ein früherer langgedienter Hauptmann, der aber bereits ſeit 1806 den Dienſt verlaſſen und als ſehr geachteter Landwirth auf ſeinem Gute gelebt hatte, in ſeinem Unmuthe laut ausrief: „Wenn die Tirailleure auseinander gehen ſollen, ſo ſieht dies aus, als wenn der Hirtenhund zwiſchen eine

Heerde Ferkel fährt, und dann jedes wild umherläuft, ohne eigentlich zu wissen, wohin," so war dies freilich äußerst grob, aber vielleicht nicht so ganz ungerecht.

Was aber dem Lieutenant von Dassow sehr gefiel, war das gesunde, kräftige Aussehen der Landwehrsoldaten, ihr wahrhaft fröhlicher Eifer und der willige Gehorsam, mit dem sie alle Befehle ausführten. Mochte die Augustsonne auf dem sandigen, schattenlosen Exercirplatze auch noch so heiß brennen, der Eifer der Mannschaft ließ deshalb nicht im Mindesten nach. Diese Exercirübungen waren den Landwehrsoldaten keine Last und Plage, wie dies bei den jungen Rekruten der Linie nur zu häufig der Fall, sondern sie betrieben solche mit froher Lust und wahrem Eifer, da sie einsahen, daß ohne diese ihre militärische Ausbildung zu mangelhaft bleiben würde, um wahrhaft ersprießliche Dienste im Felde leisten zu können. Dies zu thun war aber der dringende Wunsch Aller, und es befanden sich vielleicht nicht zehn Mann darunter, die nicht das eifrige Verlangen hegten, möglichst bald gegen den so bitter gehaßten Feind geführt zu werden. Die meisten Landwehrmänner standen im kräftigsten Alter, da die jungen Burschen größtentheils als Rekruten bei der Linie

eingetreten waren, und man fand in den Gliedern mehr Soldaten von dreißig, als von zwanzig Jahren. Gar manche von ihnen hatten Haus und Hof, Weib und Kind jetzt bereitwillig verlassen, um gegen die Fremdherrschaft zu kämpfen und dem Aufruf ihres Herrschers zu entsprechen. Der schöne Spruch: „Mit Gott für König und Vaterland!" war tief in das Herz dieser braven, kernigen Bauern und Bürger der Mark, welche den Kern dieses Landwehr-Bataillons bildeten, gedrungen. „Wenn wie ok mit de Scheetprügel noch nich so fix umgahn künnen, wie de von de Linie un Garde, so schadt dat nich vöhl, wie wullen de Franzosen schonst mit usen Kolben so tosammdröschen, dat ehr de windbüdeligen Gedanken vergahn söllen" (wenn wir auch mit den Gewehren noch nicht so geschwind umgehen können, wie die von der Linie und Garde, so schadet dies auch weiter nicht viel, wir wollen die Franzosen schon mit unseren Kolben zusammendreschen, daß ihnen die windbeuteligen Gedanken vergehen sollen), sagte ein stämmiger Landwehrsoldat, so ein rechter und echter märkischer Bauer, zu dem Lieutenant von Dassow, der sich während einer Ruhepause mit ihm unterhalten hatte. Und so wie dieser dachten und fühlten gar viele seiner Kameraden,

und auf dem blutigen Felde bei Dennewitz, diesem Ehrentage der brandenburgischen Landwehr, bestätigten sie solche Worte auch durch ihre Thaten. Mit Recht konnte daher jedes Officiercorps stolz sich fühlen, welches die Ehre genoß, eine so brave Männerschaar in den Kampf führen zu dürfen.

Als von Allen herzlich begrüßter Gast seines Freundes nahm der Lieutenant von Dassow an dem einfachen Mittagstisch Theil, der die Officiere der hier im Dorfe einquartierten Compagnie in dem Dorfwirthshause vereinigte. Es war ein schöner Kreis wackerer Männer, welche, so verschiedenartig früher auch ihre Lebensstellungen immerhin gewesen sein mochten, jetzt durch die gleiche Begeisterung, die Alle erfüllte, sehr bald zu einem recht kameradschaftlichen Bunde vereinigt wurden. Die älteren Officiere, welche Compagnien befehligten, hatten größtentheils früher schon dem stehenden Heere angehört, solches aber schon seit längerer oder kürzerer Zeit wieder verlassen gehabt, um in verschiedenen bürgerlichen Berufskreisen thätig zu wirken. Der eine Hauptmann war ein früherer Gardelieutenant aus vornehmem Grafengeschlecht, der jetzt bereits mehrere Jahre seine weit ausgedehnten Güter bewirthschaftet, und nun, vom Rufe des Vaterlandes ergriffen,

bereitwillig wieder das Schwert zur Hand genommen hatte; ein Anderer, ein alter, schon silberhaariger Greis, hatte bereits als junger Cornet die letzten Schlachten des siebenjährigen Krieges unter Friedrich's des Großen Führung mit geschlagen, und lebte nun schon seit mehreren Decennien schlicht und recht als Postmeister in einem kleinen Landstädtchen. Zwar hatte der Alte wohl Vieles, was zum Kriegshandwerk gehört, wieder verlernt, und es fiel ihm anfänglich gar schwer, sich in die neue Zeit zu finden, doch ersetzte sein glühender Eifer dies Alles gar bald wieder, und er ward einer der besten Compagnieführer des ganzen Regiments. War doch seine erste Schule zu tüchtig gewesen, als daß er das bereits Verlernte nicht bald wieder hätte erlernen sollen. Ein älterer Lieutenant hatte früher lange als Unterofficier gedient, und war zuletzt Zolleinnehmer gewesen, ein Anderer, ein herrschaftlicher Unterförster, hatte früher bei den Feldjägern gestanden, während die jüngeren Officiere aus einem Regierungsassessor, dem Besitzer einer Apotheke und zwei bis drei Gutsbesitzern bestanden. Fast alle diese Männer waren schon in verschiedenen Lebenserfahrungen mehr gereift, und der jugendliche Uebermuth, wie solcher unter den jungen Lieutenants der Linienregimenter oder

den freiwilligen Jäger-Compagnien und Schwadronen, die größtentheils Jünglinge der gebildeten Stände enthielten, naturgemäß so häufig sich zeigte, lag ihnen mehr fern. Es war eine ernstere, zuweilen wohl auch wissenschaftlichere Unterhaltung, die hier geführt wurde. In seinem Innern gestand sich der Lieutenant von Dassow ein, daß er zwar alle diese Ehrenmänner in hohem Grade achten müsse, hier und da auch sehr gern mit ihnen verkehre, für beständig aber nicht in ihrer Gesellschaft verweilen möchte. Es ging ihm denn doch etwas zu ernsthaft dort zu, und seine lustigen jungen Kameraden von dem Füsilier-Bataillon, die den wahren Spruch des braven Doctor Martin Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang"

so vortrefflich zu beherzigen wußten, waren ihm doch ungleich lieber.

Bald nach beendigter Mahlzeit brachen die zwei Freunde auf, um nach dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen Perleberg zu wandern, dort Rebekka, die Tochter des langen Isaack, aufzusuchen. Der Lieutenant Habermann war von Natur nicht eitel, und doch geschah es fast unwillkürlich, daß er für diesen Gang seinen besten Uni-

formsrock anzog, und ſein häufig etwas ungeordnet umherhängendes Haar vor dem kleinen ſchiefen Spiegel ſeines Stübchens mit beſonderer Sorgfalt zu glätten ſuchte. Ein Glück nur, daß ſein neckluſtiger Freund dieſe beſonderen Toilettenkünſte nicht ſah, denn ohne Zweifel würde dieſer darüber einige Neckereien ſich erlaubt haben. Ein ihm früher gänzlich unbekanntes Gefühl durchbebte überhaupt jetzt ſein Herz, ſo daß dies in ungleich lebhafteren Schlägen als gewöhnlich ſchlug. Er ſah dem Wiederſehen der Jüdin, deren Bild bisher in ſo manchen Stunden ihm glänzend vorgeſchwebt hatte, mit unendlicher Freude entgegen, und doch fühlte er zugleich wieder eine Art von Scheu davor, und es ſchien ihm mitunter, als warne ihn eine innere Stimme, er möge dieſen Gang, der gar entſcheidend für ſein ganzes ferneres Geſchick werden könne, nicht antreten. Wie ungleich unbefangener war dagegen ſein Freund Fritz, der ſich herzlich freute, ſeine liebevolle Pflegerin bald wieder ſehen und ihr ſeinen innigen Dank ausſprechen zu können.

Der ſpitze Kirchthurm von Perleberg ſchimmerte ſchon ſehr deutlich über die ſandige Fläche, durch welche der Weg der beiden Freunde führte, hervor, und in wenigen Minuten konnten ſie das

Thor erreicht haben, als Habermann, der bei dieſer Wanderung überhaupt auffallend ſchweigſam und zerſtreut ſich gezeigt hatte, plötzlich ſtehen blieb, — und dann, wie nach einem längern innern Kampfe, ſeinen Freund an den Arm faſſend, dieſen mit überaus ernſtem Tone fragte: „Höre Fritz, — Du weißt, wir haben bisher niemals Geheimniſſe vor einander gehabt, und ſo frage ich Dich jetzt auf Deine Ehre, ſtehſt Du in keinem nähern zärtlichen Verhältniß mit der Jüdin, und hegt Dein Herz Liebe, oder nur Freundſchaft und gegründete Dankbarkeit für ſie? Als ein treuer Jugendfreund bitte ich Dich, beantworte mir dieſe Frage ganz aufrichtig.“ Kaum wußte Daſſow, ob er ſeinen eigenen Ohren trauen dürfe, als er dieſe ſo ganz ungewöhnliche Frage aus dem Munde ſeines Freundes vernahm. Ein bloßer Scherz konnte es nicht ſein, dafür war deſſen Stimme viel zu ernſthaft, und wie er verwundert ihm in das Antlitz ſah, bemerkte er ſogleich, welch tiefer Ernſt darinnen ruhte.

„Joſe, — mein alter Herzensjunge, wie kommt Dir ſolche Frage? Fürchteſt Du in Deiner ſtrengen Moralität vielleicht, ich könnte frivol genug geweſen ſein, eine flüchtige Liebelei mit meiner Pflegerin anzufangen, und ihr dadurch ihre auf-

opfernde Güte mit dem ſchwärzeſten Undank zu belohnen? Dann beruhige Dich, mein ſtrenger Mentor, ich habe wohl ſchon manchen leichtſinnigen Streich gemacht, aber hoffentlich noch keinen ſchlechten, und ein ſolcher wäre es geweſen, hätte ich auch nur den leiſeſten Verſuch unternommen, irgendwie ein zärtliches Verhältniß mit Rebekka anzuknüpfen. Für mich, den preußiſchen Edelmann und Officier, wäre doch ſchon der Gedanke, jemals ein Judenmädel, die Tochter eines Hauſirers, heirathen zu wollen, ein reiner Wahnſinn, und ſo zu einer Soldatenliebſchaft, wo es ſpäter dann heißt: „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen," ſteht die doch viel zu hoch. Uebrigens, wenn ich auch wirklich dies gewollt, ſo hätte die Rebekka mich gewaltig abfahren laſſen. Nein, mein Joſe, nach deren Geſchmack bin ich ſicherlich nicht, die wird nur einen geiſtig viel ernſtern und wiſſenſchaftlich ungleich gebildetern Mann jemals lieben können, als ich, der Fritz von Daſſow, bin. Sapperment! was iſt das für ein gelehrtes Frauenzimmer, die lieſt Bücher, wie ich ſolche nur bei Dir oder einem Profeſſor gefunden habe," fuhr er, allmälig wieder in ſeine ſonſtige Luſtigkeit übergehend, fort. „Aber höre, mein Junge, Du ſcheinſt zu tief in die ſchönen ſchwarzen Augen des Judenmädels

geguckt zu haben. — Hüte Dich davor, ſo Etwas kann gar leicht Gefahr bringen," drohte er halb ſcherzend, und doch dabei mit einem gewiſſen Ernſte dem Freunde.

„Oh nicht doch, Fritz, argwöhne ſo Etwas nicht. Ich habe das Mädchen ja nur ein einziges Mal eine halbe Stunde an Deinem Krankenlager geſehen, wie könnte da wohl ſo ſchnell eine Liebe entſtehen?" ſprach verlegen der Gewarnte. Es war ein Glück, daß die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes als leidenſchaftlicher Jäger in dieſem Augenblick durch einen in der Nähe aufſpringenden Haſen ſehr in Anſpruch genommen wurde, ſonſt hätte er die tiefe Röthe der Scham, die bei dieſen Worten das Geſicht Habermann's überzog, bemerken müſſen. War dies doch die erſte Unwahrheit, die er wiſſentlich in ſeinem bisherigen Leben geſprochen hatte, und noch dazu mußte ſolche jetzt gegen ſeinen Freund, vor dem er früher niemals ein Geheimniß gehabt, geſchehen.

Die alte Tante, bei welcher Rebekka augenblicklich in Perleberg eine ſichere Zufluchtsſtätte gefunden hatte, gehörte in jeder Hinſicht den unterſten Ständen an. Ihr ganzes Leben war früher ein ſteter Kampf gegen die drückenden Nahrungsſorgen geweſen, und ſo blieb ihr zur Pflege ihres Geiſtes und Körpers, und zur Reinhaltung ihrer

Wohnung, Kleidung und sonstigen Umgebung sehr wenig Zeit übrig. Alles um und an ihr war schmutzig und schlumpig, und das kleine Häuslein, welches sie in einer entfernten Seitenstraße bewohnte, zeigte in seiner ganzen Verwahrlosung das nichts weniger als anziehende Bild einer echten Judenwirthschaft. Zwar war die Alte in der letzten Zeit durch die Erbschaft einer für ihre Verhältnisse ziemlich ansehnlichen Summe gewissermaßen wohlhabend geworden, allein der Sinn für Reinlichkeit und Behaglichkeit war jetzt bereits vollständig bei ihr erloschen, und aus Bequemlichkeit, Gewohnheit, vielfach auch mit aus Geiz, ließ sie Alles nun in dem gewohnten unsaubern Zustande. Sie war dazu in letzter Zeit sehr schwerhörig geworden, Gichtschmerzen verhinderten sie an vieler Bewegung, und so verbrachte sie ihre ganze Zeit damit, in einem alten, entsetzlich schmierigen Lehnstuhl hinter dem Ofen zu sitzen und mit einer schlumpigen, halberwachsenen Dirne, die ihre Enkelin und einstige Erbin war, zu zanken und zu keifen, wobei sie von dieser wieder sehr freche Antworten zurückerhielt.

In solcher, in jeder Weise für sie äußerst peinlichen Umgebung verweilte die arme Rebekka nun schon mehrere Wochen, und noch war die Zeit

gar nicht abzuſehen, wann ſie wieder daraus erlöſt werden konnte. Da ihr Vater ihr die Mittel gegeben, der Tante ein für derartige Verhältniſſe ſehr reichliches Koſtgeld zu zahlen, ſo ward ſie zwar ſelbſt von dieſer nicht unfreundlich behandelt; ſonſt aber fühlte ſie ſich äußerſt unbehaglich bei ihr. Ihr Sinn für Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit ward durch die große Unſlätherei, die ihr aus jedem Winkel entgegenſtarrte, auf das Peinlichſte verletzt, ihr gebildetes Ohr litt durch alle die groben, gemeinen Worte, die ſie ſtündlich faſt von ihren geſammten Hausgenoſſen vernehmen mußte, und ſie, die bis dahin Zank und Unfrieden in ihrer frühern Häuslichkeit kaum dem Namen nach gekannt hatte, fühlte einen tiefen, innern Abſcheu vor dieſem Gekeife und Geſluche, das hier an der Tagesordnung war. Ein kleines Kämmerchen unter dem Dache, welches ihr die Tante eingeräumt, hatte ſie ſich wenigſtens ſo reinlich, als es in dieſem Hauſe überhaupt möglich war, einzurichten geſucht, und hier und in einer alten, halbverfallenen Fliederlaube des großen, ungepflegten Gemüſe- und Kartoffelgartens, der an die Wohnung ſtieß, verbrachte ſie allein für ſich faſt ihre ganze Zeit. War ſie doch hier wenigſtens ſehr vielen unangenehmen

Eindrücken ferner gerückt, und konnte ungestörter für sich in einem mitgebrachten guten Buche lesen, oder sich mit einer feinen weiblichen Handarbeit beschäftigen — häufig aber auch träumend in das Weite starren und ihren eigenen Gedanken nachhängen. Ungleich häufiger, als dies früher der Fall gewesen, geschah Letzteres nunmehr von der jungen Jüdin. Nur zu oft ertappte sie sich, wie ihre Augen nur mechanisch auf dem Buche hafteten, welches sie in der Hand hielt, während ihre Gedanken weit, weit in der Ferne umherschweiften; oder die Arbeit, mit der sie sich hatte beschäftigen wollen, entglitt ihren Fingern und lag unbemerkt am Boden, und tiefsinnend war ihr Köpfchen geneigt. An was Alles hatte das junge Mädchen jetzt zu denken, welche Fluth von Ereignissen hatten die letzten Monate in ihr bis dahin so friedlich und gleichmäßig verlaufendes Leben gedrängt! Zuerst der Gedanke an den geliebten Vater, der jetzt, von den Franzosen als Mörder und Spion geächtet, ein so sehr beschwerliches und gefährliches Leben bei den verbündeten Truppen führen mußte, und den sein Haß gegen die Feinde des Vaterlandes immer von Neuem wieder dazu trieb, sein Leben zu wagen, um dem General Wallmoden nützliche Nachrichten über die

feindlichen Rüſtungen und Stellungen zu überbringen. Wie ſorgte ſie ſtets um ihn. Und dann ihr Pflegling, der luſtige, brave, ritterliche Fritz von Daſſow, dem ſie mit wahrer Freundſchaft ſtets zugethan blieb, wenn auch ihr Herz weiter keine tieferen Gefühle für ihn empfand. Einige Male hatte ſie Briefe von ihm erhalten, in denen er ihr gemeldet, daß er bald wieder bei ſeinem Füſilier-Bataillon einrücken und hoffentlich dann in nächſter Zeit ſchon gegen die Feinde kämpfen werde. Ihre herzlichſten Wünſche begleiteten ihn ſtets auf allen ſeinen Wegen. Zwiſchen alle dieſe, ihr ſo lieben Perſönlichkeiten drängte ſich aber immer und immer von Neuem wieder das Bild des jungen bleichen und ernſten Officiers, den ſie nur ein einziges Mal an dem Lager ſeines Freundes, und ſeitdem niemals wieder geſehen hatte. Sie wußte von ſeinen ſpäteren Schickſalen nicht das Mindeſte, ſtrebte mit aller Kraft dahin, die Erinnerung an ihn aus ihrer Seele zu verdrängen, doch vergebens, ſo oft ſie auch hiegegen ankämpfte, ſo trat doch ſtets von Neuem wieder ſeine Erſcheinung in den lebhafteſten Farben vor ihr geiſtiges Auge. Alle dieſe inneren Seelenkämpfe, verbunden mit der Unannehmlichkeit ihrer jetzigen Umgebung, hatten die ohnehin ſtets zarte Geſichtsfarbe

Rebekka's noch mehr gebleicht und ihr sylphenartiges Aussehen vermehrt. Ihre jetzige rohe und gemeine Umgebung, die von dem ganzen edlen und dabei zarten innern Seelenleben dieses äußerlich wie geistig so reich begabten Mädchens kaum auch nur eine leise Ahnung haben konnte, nannte sie wegen ihres feinen und vornehmen Aussehens und ihres Hanges zur Einsamkeit und zur geistigen Beschäftigung spottend nur die „Judenprinzeß." Da aber Rebekka gegen Alle sich freundlich und gefällig benahm und jeder Zänkerei auf das Aengstlichste auszuweichen sich bemühte, so ließ man sie im Uebrigen ungestört gehen und treiben, was sie wollte, und bekümmerte sich weiter nicht viel um sie. Die jetzige Zeit brachte überhaupt der aufregenden Ereignisse, die Stoff zur steten Unterhaltung lieferten, so viele, daß die Klatschsucht darüber mehr verstummte, als dies sonst leider überall und nun gar in kleinen Städten der Fall zu sein pflegt.

So saß an diesem Nachmittag Rebekka auch wieder in der dichtbelaubten Fliederlaube, mit ihrem Lieblingsbuche, „Nathan der Weise" von Lessing, in der Hand. Allzuviel hatte sie aber diesmal nicht darin gelesen, sondern wie fast stets waren ihre Gedanken von dem Buche, dessen In-

halt sie fast auswendig wußte, fort und fort in die weite Ferne geschweift. Der schwüle Augustnachmittag, dazu die Ruhe in der Laube, hatten endlich das Mädchen in eine Art von leichtem Halbschlummer fallen lassen. Das Buch war ihrer Hand entglitten, und ihr, an die schönsten Meisterwerke der griechischen Bildhauerkunst erinnerndes Köpfchen auf den linken Arm gestützt, ruhte sie in halb liegender Stellung, die großen, dunklen Augen geschlossen, auf der Grasbank der Laube. Ein gar liebliches Bild bot das schöne Mädchen in dieser Stellung dar, und von dem dunklen Grün des Flieders hob sich ihre, in ein leichtes helles Gewand gekleidete zarte Gestalt auf die malerischste Weise ab. Dazu hatte sich eine ihrer langen, vollen Flechten gelöst, und die seidenweichen, blauschwarzen Haare fielen über einen Theil der marmorweißen Stirn, bis sie dann lang zur Erde niederwallten.

Ein Geräusch von Männertritten unmittelbar vor ihr weckte Rebekka plötzlich aus diesem Traume auf. Erschrocken richtete sie sich empor, strich mit der zierlichen Hand die Flechte zurück, und sah forschend nach dem Eingang der Laube, den unwillkommenen Störer zu entdecken.

Ein freudiges Erstaunen durchfuhr sie, denn

faſt den ganzen ſchmalen Weg ausfüllend, ſtand der Lieutenant Fritz von Daſſow vor ihr. Nach weniger Mühe war es dieſem gelungen, das Haus der alten Jüdin, bei der Rebekka wohnte, zu erfragen, und hier hatte man ihn nach der Gartenlaube, wo er ſie finden würde, gewieſen.

„Herr von Daſſow! — Wie hübſch iſt es von Ihnen, daß Sie mich hier beſuchen, und ich bin Ihnen recht dankbar für die große Freude, welche Sie mir dadurch bereiten," rief Rebekka in wahrhaft herzlichem Tone aus, dem jungen Officier mit ungekünſtelter Freude die Hand reichend.

„Konnten Sie denn glauben, liebe Rebekka, daß ich nicht jede Gelegenheit benutzen würde, um Sie recht bald wiederzuſehen und Ihnen nochmals meinen innigen Dank für die unendliche Güte, mit der Sie mich gepflegt, auszuſprechen? Ohne Ihre Hülfe wäre ich vielleicht ſchon todt, ſicherlich aber noch nicht ſo weit wieder geſundet, um abermals gegen unſern gemeinſamen Feind in das Feld rücken zu können," entgegnete der Officier, eben ſo herzlich den Händedruck erwiedernd.

„Nicht doch — Herr von Daſſow, ich armes, ſchwaches Mädchen konnte nur Weniges thun;

Gottes Gnade und Barmherzigkeit allein haben Sie Alles zu verdanken," antwortete sie leise.

In diesem Augenblick sah ihr Auge auch den Lieutenant Habermann, der absichtlich etwas zurückgeblieben war, da er aus zu großer Schüchternheit gefürchtet hatte, bei dieser ersten Begrüßung Beider ein Störer zu sein. Ein ganz anderes Gefühl, als das, was sie so eben bei dem Wiedersehen Dassow's empfunden, durchzuckte jetzt plötzlich ihr Herz; sie wechselte die Farbe, und wie unwillkürlich fast griff sie mit der Hand nach dem Stamm des Baumes, neben dem sie gerade stand, als müsse sie sich an ihn stützen. Ein Gleiches fast geschah bei Habermann, auch ihn durchbebte ein Gemisch von Freude und — doch auch wieder Schmerz, und die Worte, mit denen er sein Mitkommen entschuldigen wollte, blieben ihm wie festgezaubert in der Kehle stecken. Ja, er liebte die schöne Jüdin, liebte sie mit der ganzen vollen Kraft eines bisher von der Macht der Liebe noch nie berührten Herzens, — dies, was er bisher nur geahnet, empfand er in dem Augenblick ihres Anblicks in ganzer Klarheit.

„Ich habe meinen Freund Habermann mitgebracht, den Sie damals vor seinem Ausmarsche in Lüneburg flüchtig sahen. Der arme Junge

liegt draußen auf einem Dorfe hier in der Nähe, und so wollte ich ihm doch die Freude machen, Sie näher kennen zu lernen, da ich ihm bereits so Vieles von Ihnen erzählte. Das ist ein ganz anderer Mensch als ich, Jungfer Rebekka, und obgleich er jetzt auch den Lieutenantsrock angezogen, und bei Lüneburg, wie Sie wissen, sehr brav gekämpft hat, steckt doch eigentlich ein Gelehrter in ihm. Oh, mit dem können Sie über die Klassiker und Philosophen, von denen ich Nichts verstehe, recht ausführlich sprechen," scherzte jetzt Dassow, dem die Befangenheit Beider nicht entgangen war, und der sich schnell bemühte, solche zu beenden.

Seine Absicht gelang ihm auch; das junge Mädchen hatte ihre ersten Empfindungen besiegt, ihre Fassung wiedergewonnen und begrüßte jetzt den zweiten Gast als Freund ihres frühern Pfleglings, wie Dassow sich stets selbst nannte, auf eine so herzliche Weise, daß auch er dadurch wieder mehr seine Festigkeit fand.

Da Rebekka einsah, daß sie die beiden Officiere unmöglich in die schmutzige, übelriechende Wohnstube ihrer Tante führen konnte, so lud sie solche ein, ein Stündchen mit ihr hier im Garten zu verplaudern, und mit Freuden gingen diese auf solchen Vorschlag ein. Fritz von Dassow mußte

aber das Meiſte bei dieſer Unterhaltung thun, denn ſo ſehr auch Beide dagegen anzukämpfen ſtrebten, ſo konnten ſie ihre innere Befangenheit doch nicht ſogleich völlig überwinden. Wie luſtig wußte aber auch Erſterer zu plaudern, mit welchem friſchen Humor verſtand er es, die kleinen verſchiedenen Geſchichten, wie ſolche das Kriegs- und Lagerleben darbot, vorzutragen. So ernſt die Gedanken ſeiner beiden Zuhörer auch waren, wie heftig auch der Sturm der verſchiedenartigſten Gefühle ihr Inneres durchtobte, ſo glitt doch oft ein leiſes Lächeln bei dem Anhören dieſer luſtigen Erzählungen über ihre Lippen. Es war aber auch wirklich, als ob Daſſow an dieſem Abend ſeine ihm ſtets innewohnende gute Laune verdoppelt hätte, um dadurch das Schweigen der beiden Anderen mehr zu verdecken. Wie ſuchten dabei aber die Augen ſeines Freundes auf der Geſtalt Rebekka's zu verweilen, und wenn er ſich unbemerkt glaubte, haftete ſein Blick mit einer Innigkeit auf ihr, als könne er ſich nimmermehr davon wieder losreißen. Dieſe hatte faſt ſtets ihr dunkles Auge zu Boden geſenkt, und vermied es ängſtlich, dem Blick des Officiers zu begegnen; dennoch fühlte ſie deſſen Gewalt, und das Herz in der

Bruſt drohte ihr faſt zu zerſpringen, ſo ſtürmiſch waren die Gefühle, welche es erfüllten.

Wie im Fluge vergingen Allen die Stunden, bis die immer länger werdenden Schatten endlich zum Aufbruch mahnten. Der Abſchied, den Daſſow von Rebekka nahm, war ſo herzlich und innig, wie ein ſolcher von zwei Menſchen, die eine wahre Freundſchaft für einander hegen, und von denen der eine ſchon in den nächſten Stunden in einen gefährlichen Kampf, deſſen Ende gar nicht abzuſehen war, ziehen mußte, nur ſein konnte. Der Lieutenant verſprach es, wenn er könne, aus dem Feldlager mitunter Nachricht zu geben, zu welchem Zwecke Rebekka ihm eine ſichere Adreſſe mittheilte. „So leben Sie denn wohl, Herr von Daſſow, — hoffentlich auf ein frohes Wiederſehen als Sieger. Möge der allmächtige Gott Sie in ſeine Obhut nehmen, und ſeien Sie überzeugt, daß meine Gedanken oft bei Ihnen weilen und ich des Herrn Gnade in meinem ſtillen Gebete für Sie erflehen werde.“ Mit dieſen Worten reichte die Jüdin dem Scheidenden noch zuletzt ihre beiden Hände, die er herzlich drückte, und eine große Thräne perlte dabei aus ihren Augen.

In ſtummem Hinſtarren hatte Habermann daneben geſtanden, bis auch an ihn die Reihe des

Abſchiedes kam. Nur flüchtig ruhte des Mädchens Hand kaum eine Secunde in der ſeinen, und doch empfand er deren leiſes Beben, und wie mit elektriſcher Kraft ward jede Ader ſeines ganzen Körpers davon durchzuckt. Schon wollte er ſich ſchweigend entfernen, denn es fehlte ihm jegliches Wort, da überkam ihn der entſetzliche Gedanke, es könne dies vielleicht das letzte Mal ſein, wo es ihm vergönnt wäre, die ſo heiß Geliebte zu ſehen, und faſt zitternd ſprach er die Worte:

„Vergönnen Sie es mir, Sie noch wiederſehen zu dürfen, bevor ich von hier fortmarſchire?"

Leiſe verneigte das ſchöne Mädchen wie zur Einwilligung ihr Haupt, und kaum hörbar flüſterte ſie: „Es wird mich freuen, Sie noch ſehen zu können."

Als hätte ſie hiemit ſchon faſt zu viel geſagt, und fürchte, daß ihre innere Kraft nicht hinreiche, um auch fernerhin noch die nöthige äußere Faſſung zu bewahren, wandte ſie ſich jetzt ſchnell ab und ging in ihren leichten Schritten aus dem Garten in das Haus zurück, ohne ſich weiter noch einmal nach den Officieren wieder umzuſehen.

In tiefes Schweigen verſunken verließen auch die zwei Freunde den Garten durch eine Thür, die von dort aus in das freie Feld führte. Es

kam ihnen dies ungemein erwünscht, denn es wäre Beiden im höchsten Grade peinlich gewesen, jetzt noch das schmutzige, häßliche Haus der Judenfrau betreten, ja vielleicht sogar mit dieser noch einige freundliche Worte wechseln zu müssen. Lange gingen sie, ein Jeder in seine eigenen Gedanken versunken, neben einander her und Keiner von ihnen vermochte das rechte Wort zur Anknüpfung eines Gespräches zu finden.

Schon waren sie dem Dorfe, in dem die Landwehrcompagnie lag, ziemlich nahe gekommen, da blieb Dassow plötzlich stehen, legte seine beiden Hände auf die Schultern des Freundes, sah ihm eine Weile treuherzig in das vom letzten Abendsonnenschein hell beleuchtete Antlitz und sprach dann mit gar innigem Ausdruck:

„Sieh, mein Jose, es kommt mir gar seltsam vor, daß ich gegen Dich den weisen Rathgeber machen muß, aber höre auf die Warnung Deines alten treuen Freundes. Verschließe Dein Herz der Liebe für Rebekka, und wenn solche, wie ich fürchte, vorhanden sein sollte, so strebe mit männlicher Kraft danach, sie wieder auszurotten. Ein solcher Liebesbund würde Dich — und auch sie namenlos unglücklich machen. Du bist ein protestantischer Theologe, und sie ist eine Jüdin, und

nimmermehr wird es Dir gelingen, sie von ihrem Glauben zu trennen, dazu kenne ich sie zu genau. Bedenke also, welche weite, ganz unübersteigliche Kluft Euch stets scheiden wird, selbst wenn Ihr alle anderen etwaigen Hindernisse, die Eurer Vereinigung entgegenstehen möchten, überwunden haben solltet."

In heftigster Gemüthsbewegung stürzte sich der so Ermahnte an die Brust seines Freundes, und die Thränen entströmten seinen Augen. Das geforderte Versprechen vermochte er aber nicht zu geben, denn schon jetzt fühlte er sich zu schwach dazu, um solches auch zu halten. Seinen freien Manneswillen besaß er nicht mehr, denn die Liebe mit ihrer Allgewalt hatte ihn gebrochen. Traurig den Kopf schüttelnd, sprach Dassow: „Gebe Gott, daß die Sache ein gutes Ende nimmt, und Euch Beiden nicht noch zur Quelle der bittersten Leiden wird."

Schweigend legten die beiden Freunde nun noch den kurzen Rest des übrigen Weges zurück.

Noch in derselben Nacht mußte Dassow wieder abreisen, da sein Urlaub abgelaufen und seine schleunige Rückkehr zum Bataillon, bei dem es jetzt so sehr viel zu thun gab, dringend erforderlich war. Es war ein herzlicher, aber kurzer Ab-

ſchied von dem Freunde, und es mochte Habermann vielleicht ganz erwünſcht ſein, daß die Anweſenheit mehrerer Landwehrofficiere ein ferneres Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und dem Scheidenden verhinderte. Der frühere Poſtmeiſter und jetzige Hauptmann, der trotz ſeines hohen Alters einen unverwüſtlichen Humor und eine große Vorliebe für eine luſtige Kneiperei beſaß, hatte es ſich nicht nehmen laſſen, für den ſcheidenden Kameraden von der Linie, deſſen friſches, fröhliches Weſen ihm gleich die Zuneigung Aller gewonnen, noch eine kleine Abſchiedsbowle zu brauen.

„Wenn Sie, beſter junger Kamerad, auch nicht auf hohem Roſſe, ſondern nur auf einem kleinen niederen märkiſchen Bauerwagen von uns ſcheiden, ſo wollen wir die edle, alte deutſche Sitte des „Steigbügel-Trunkes" doch nicht abkommen laſſen. Sie müſſen Ihren Kameraden von der Linie wenigſtens erzählen können, daß wir armen Landwehrleute auch nicht ganz ohne Lebensart, und beſonders auch nicht ohne die ſehr ſchätzenswerthe Geſchicklichkeit, eine gehörige Bowle zu brauen, ſind," ſchmunzelte er, ſich dabei vergnüglich den langen, ſchon weißgrauen Schnurrbart ſtreichend.

„O, Herr Hauptmann, wer ſollte denn wohl bei uns daran zweifeln, daß in einem ſolchen

Landwehrregiment, wie dieſes iſt, Alles ſich in dem vortrefflichſten Zuſtande befindet; und nun gar was das Bowlenbrauen anbetrifft, auf Ehre! ich wüßte in unſerm ganzen Bataillon keinen einzigen Officier, der ſich hierin mit Ihnen nur vergleichen könnte," antwortete Daſſow in gleich munterm Tone.

„Na, laßt es nur gut ſein, Lieutenant. Ich weiß, wie manche junge Herren von der Linie über uns Landwehr denken," meinte der Alte. Hätte, als ich noch ein junger Gelbſchnabel ohne die gehörige Lebenserfahrung war, vielleicht eben ſo unverſtändig geurtheilt, und geglaubt, wenn eine Truppe nicht tüchtig geſchniegelt und gebügelt wäre, ſo tauge ſie auch nicht für den Krieg. Unſer großer König Friedrich, der wußte uns aber bald viel wichtigere Begriffe von dem, was die wahre Tüchtigkeit der Soldaten ausmacht, beizubringen. „Seine Truppen ſind ja außerordentlich herausgeputzt; ich bringe welche mit, die ſehen zwar aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen dafür auch deſto beſſer," ſagte er am Tage vor Zorndorf zu dem General Graf Dohna, deſſen ſtattliches Corps, das ſich hatte bei Jägerndorf ſchlagen laſſen, wirklich im Vergleich zu uns, die wir ſo eben die Siege bei Roßbach und Leuthen erfochten, und

große Eilmärſche gemacht hatten, ſehr geputzt aus=ſah. Und ſo wird es bei uns Landwehrſoldaten ebenfalls ſein. Sehen wir zwar auch wie die Grasteufel aus, ſo wollen wir auch wie dieſe beißen, wenn man uns nur erſt einmal gegen die Franzoſen losgelaſſen hätte," fuhr der Alte, der, wie dies in ſeinen Jahren ſo leicht geſchieht, mitunter etwas zu redſelig werden konnte, noch weiter fort.

„Gewiß, Herr Hauptmann, es zweifelt Nie=mand daran," erwiederte Daſſow, der inzwiſchen ſeinen Sitz auf dem Strohbunde des Bauerwagens eingenommen hatte. „Alſo vielen Dank, Ihr Herren, für Ihre gaſtfreundliche Aufnahme, und daß Garde, Linie und Landwehr ſich auf dem nächſten blutigen Schlachtfelde gleichmäßig in die Lorbeeren des Sieges theilen mögen," rief er noch aus, während er dem Knechte einen Wink zum Fortfahren gab.

„Recht ſo, ein braver Trinkſpruch: Hoch das ſtehende Heer und die Landwehr Preußens, und mögen ſich Beide ſtets als ebenbürtige Kameraden anerkennen, und niemals ein Zwieſpalt zwiſchen ihnen entſtehen," jubelte der würdige greiſe Ve=teran in ſeiner frohen Weinlaune noch dem Ab=fahrenden nach. Aufrichtig ſtimmte auch der Lieute=

nant Habermann in dieſen Toaſt mit ein; im Uebrigen aber hatte er ſich während des ganzen kleinen improviſirten Abſchiedsfeſtes möglichſt ſchweigſam verhalten, und kaum auch mit dem Wein ſeine Lippen benetzt.

Zu mächtig ſtürmten aber jetzt ſeine Gefühle auf ihn ein, als daß er ſo leicht hätte den Schlummer finden können, und mehrere Stunden noch wanderte er in der milden, ſternenhellen Sommernacht raſt- und ruhelos umher, bis die Ermüdung des Körpers ihn endlich zwang, ſeine Lagerſtätte zu ſuchen, von der ihn aber bald die Trommel, die zu den Waffenübungen rief, wieder auflockte.

In ihrem ſtillen Kämmerlein verbrachte Rebekka die Nacht ebenfalls ſchlaflos, und oft ſuchte ihr geängſtigtes Gemüth im inbrünſtigen Gebet Schutz und Stärke bei dem Herrn. Daß der Lieutenant Habermann ſie mit gleicher Kraft liebe, wie ſie ſelbſt ihn liebte, war ihr jetzt offenbart, und ein ſo unnennbares Glück auch für ſie in dieſer tiefen gegenſeitigen Liebe liegen mußte, eben ſo ſehr ängſtigte ſie eine innere Ahnung, daß unmöglich das wahre Wohl ihres Lebens aus ſolchem innigen Bunde ihrer beiden, ſonſt ſo ganz wie für einander geſchaffenen Herzen entſtehen würde. Ein gewaltiges Ringen zwiſchen Furcht und Hoff-

nung, ein tief innerer Kampf zwiſchen Freude und Schmerz, heißes Verlangen nach dem Geliebten, und doch wieder Scheu vor ſeiner Erſcheinung, durchwühlten jetzt ihr ganzes Sein. Bleicher als ſonſt ſchon immer erhob ſie ſich am Morgen von ihrem Lager, und trübe verſchleiert war der ſo hell ſchimmernde Glanz ihres ſeelenvollen dunklen Auges. Selbſt der alten Tante fiel das veränderte Ausſehen von Rebekka auf, und ſie meinte, dieſe habe ſich wahrſcheinlich erkältet, als ſie geſtern Abend ſo lange mit den beiden fremden Officieren im Garten verweilt.

Es war ein Glück für den Lieutenant Habermann, daß die ſtrenge Dienſtpflicht, der in jetziger Zeit mit aller nur möglichen geiſtigen wie körperlichen Kraft zu genügen ſeine Ehre dringend gebot, ihn in den nächſten Tagen faſt unabläſſig beſchäftigte. Er kam kaum zu ſich ſelbſt, hatte vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſo viel zu beſorgen, und mußte eine Menge der verſchiedenartigſten Aufträge, die alle ſchnell zu erledigen dringend nothwendig war, wenn die Landwehrcompagnie recht bald in kriegstüchtigem Zuſtande ausmarſchiren ſollte, ausführen, daß ihm für ſeine eigenen Gedanken kaum eine Minute Zeit übrig blieb. So vergingen zwei Tage, in denen es ihm,

selbst wenn er dies gewollt hätte, ganz unmöglich gewesen wäre, noch Perleberg zu gehen, um dort Rebekka aufzusuchen. Wenn er aber auch das geliebte Mädchen nicht sah, so weilten doch seine Gedanken desto mehr bei ihr. Er mußte sich oft mit aller Kraft zusammennehmen, um während seiner dienstlichen Pflichten nicht so zerstreut zu sein, daß er dadurch an ihrer pünktlichen Erfüllung gehindert wurde, in jedem freien Augenblick aber beschäftigte er sich fast ausschließlich mit ihr. Je weniger bisher das Herz des jungen Mannes noch von der Liebe berührt gewesen, desto allgewaltiger fühlte er nunmehr, da sie ihn einmal ergriffen, ihre Alles beherrschende Kraft.

Der dritte Tag nach der Abreise Dassw's brachte dem Lieutenant einen dienstfreien Nachmittag. Fast gewaltsam zog es ihn nach dem Städtchen hin, welches jetzt sein theuerstes Gut auf Erden enthielt, und mit hastigen Schritten durcheilte er den Raum, der ihn davon trennte. Bereits war er in ziemliche Nähe der Gartenpforte gekommen, da ertönten die warnenden Worte, die sein scheidender Freund ihm zugerufen, plötzlich auf's Neue wieder in ihm. Es schien ihm förmlich, als flüstere eine Stimme sie dicht in sein Ohr, so lebhaft drang ihre Wahrheit ihm in die

Seele. Unwillkürlich hemmte er seinen Fuß, und Leidenschaft und Vernunft, glühende Hoffnungen und ängstliche Besorgniß kämpften gewaltig in ihm. Letztere gewann endlich die Oberhand, und die entsetzliche Furcht, ein Störer des Friedens, ein Zertrümmerer des Glücks bei dem geliebten Mädchen zu werden, wenn er sie mit in den Strudel der gewaltigen Leidenschaft, die ihn erfaßt hatte, hineinziehe, bewog ihn, von jedem fernern Besuche bei ihr abzustehen. Er nahm sich vor, in einem Briefe seine näheren Beweggründe hiezu ausführlicher auseinander zu setzen, und ihr zu sagen, daß gerade seine gewaltige Liebe ihn bewogen habe, sie nicht mehr zu sehen. Es war ein gewaltiger innerer Kampf, den dieser Entschluß dem jungen Mann gekostet, als er ihn aber einmal gefaßt hatte, fühlte er sich förmlich erleichtert und seine Brust von einer schweren Last befreit.

Im tiefen Sinnen über diese ganze Angelegenheit hatte der Officier kaum darauf geachtet, wohin ihn seine Schritte geführt, und war somit in ein kleines, von mehreren Wegen durchschnittenes Wäldchen gekommen, welches von den wenigen Bewohnern des Städtchens, die Zeit zum Spazierengehen hatten, mitunter zu einsamen Prome-

naden benutzt wurde. Achtlos und kaum die Außenwelt bemerkend, ging er langsam auf dem schmalen Pfade, als plötzlich, bei einer scharfen Wendung desselben, eine weibliche Gestalt bereits in großer Nähe ihm entgegenkam. Als er sein Auge aufschlug, sah er, daß es Rebekka war, die ebenfalls, wie dies ihre tägliche Gewohnheit, hier einen längern einsamen Spaziergang gemacht hatte. Ein Umkehren oder ein unbemerktes Vorübergehen war nicht mehr möglich; das Geschick in seinen unerforschlichen Bestimmungen hatte Beide hier gegen ihre Absicht zusammengeführt, und der schwere innere Kampf, den der Officier so eben erst siegreich beendet, war dadurch ein fruchtloser geworden. Als die Liebenden sich plötzlich hier trafen, ohne daß sie solche Begegnung gesucht, da erblaßten sie Beide anfänglich vor Schreck, um sogleich wieder vor innerer Freude desto lebhafter zu erglühen. Die Vernunft war besiegt, das Herz, dieser Urquell der reinsten Freuden, aber auch wieder bittersten Leiden, die der Mensch nur empfinden kann, trat nunmehr in seine alten Rechte. Es geschah wie von selbst, daß Beide gleichzeitig ihre Hände gegen einander zum freudigen Willkomm ausstreckten, und ihr leiser und dabei doch so inniger Druck sagte mehr,

als alle Worte dies vermocht, welches Glück sie über dies Wiedersehn empfanden. Eine längere Pause des Schweigens trat ein, denn in der Brust eines Jeden wogte es zu sehr, als daß er einen passenden Redeeingang sogleich hätte zu finden vermocht. Der Officier unterbrach diese Stille endlich mit den Worten: „Welch ganz unverhofftes Glück, Sie hier zu finden."

„Es ist mein Lieblingsspaziergang, ich liebe den Wald so sehr, und das Rauschen der Bäume erfreut mein Ohr immer auf's Neue, so oft ich es höre," antwortete die Jüdin, dabei das bis dahin gesenkte Auge emporschlagend und mit einem Blick der unendlichsten Liebe den Geliebten ansehend, während sie nunmehr leise ihre Hand, die bis dahin noch immer in der seinen geruht hatte, wieder zurückzog. „Wie geht es Ihrem Freunde Dassow? haben Sie schon Nachricht von ihm erhalten? ich dachte bisher alle Tage so recht lebhaft seiner, denn ich fürchte eigentlich, daß seine Gesundheit noch nicht wieder so weit gekräftigt sein wird, um den vielen Strapazen, die er jetzt auf's Neue ertragen muß, gewachsen zu sein," sprach sie weiter, und der schöne, reine Klang ihrer milden Stimme tönte gleich Zauberakkorden in das Ohr des Officiers.

Und wie nun erſt die anfängliche Scheu gebrochen, da wurden Beide, die jetzt auf dem breiten Wege, der von hier durch den Wald führte, neben einander gingen, bald in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt. Von des Vaterlandes Gefahr, von dem nahen Ausbruch des wieder beginnenden Kampfes, von der freudigen Opferbereitſchaft, die der Kern des Volkes, zumal hier in Preußen, in ſo großartiger Weiſe bewies, ſprachen Beide mit der vollen Begeiſterung, die ſie ſelbſt dafür fühlten, und Jedes lauſchte dabei freudig der Worte des Andern, denn er fand in ihnen nur den ſchönen Wiederhall der Gefühle, die ihn ſelbſt beſeelten. In lebhafter Theilnahme erkundigte ſich der Officier auch nach dem jetzigen Schickſal von Rebekka's Vater, der bereits in Lüneburg durch ſein wackeres Benehmen in ſo hohem Grade ſeine Theilnahme erregt hatte. Mit der vollen Begeiſterung einer Tochter, die ihren Vater über Alles liebt, und auch einen ſo vollgültigen Grund dazu beſaß, auf ihn in jeder Hinſicht ſtolz zu ſein, erzählte ſie jetzt von deſſen Leben, und wie er ohne Furcht täglich den drohendſten Gefahren Trotz biete, um der heiligen Sache des Vaterlandes nach ſeinen Kräften zu nützen. Auch von ſeinem frühern Daſein, ſeiner unermüd-

lichen Thätigkeit, strengen Rechtlichkeit, unerschöpflichen Herzensgüte, seltenen Milde des Gemüths und großen Klarheit des Geistes wußte sie mit der begeisterten Zunge einer zärtlichen Tochter zu sprechen, und aufmerksam lauschte der Officier den holden Worten der Geliebten. Hätte er es doch früher gar nicht für möglich gehalten, daß er jemals solch lebhaftes Interesse an dem Leben und Treiben eines alten Hausirjuden nehmen würde.

Wohl mehrere Stunden, die ihnen gleich flüchtigen Minuten vergingen, wanderten Beide in dem Walde und auf den Feldern umher, bis endlich das purpurne Abendroth des Himmels Rebekka zur Rückkehr mahnte. Von ihrer tiefen gegenseitigen Liebe hatten sie kein Wort zu einander gesprochen. Waren Beide doch auf das Festeste davon überzeugt, daß eine solche in ihren Herzen unvertilgbare Wurzeln geschlagen, wozu bedurfte es nun noch einer weitern Rede darüber. Der schüchterne Sinn des jungen Mannes scheute sich auch, seine Gefühle auszusprechen, und er war so überglücklich in diesem langen traulichen Beisammensein mit der Geliebten, daß für die Gegenwart alle seine Wünsche eine vollständige Befriedigung dadurch erhielten, und er nach weiteren Geständnissen gar nicht verlangte. Daß bei der

wahrhaft reinen Jungfräulichkeit, die wie ein zarter Duft das ganze Weſen Rebekka's umſchwebte, von ihr aber ſolch Geſtändniß nicht ausging, war zu erwarten. Auch ſie fühlte ſich bei dieſem Spaziergang ſo glücklich, wie noch nie zuvor in ihrem ganzen bisherigen Leben, und ihr leuchtender Blick, das ſtrahlende Lächeln des Glücks auf ihrem Antlitz ſagten dem Geliebten nur zu ſehr, welche Gefühle ſie für ihn in ihrer Bruſt bewahre.

Beim Abſchiede reichte ſie, diesmal ſchon ohne weitere Befangenheit, dem Officier ihre Hand, die dieſer innig drückte und dann mit ſeinen Lippen flüchtig berührte.

„Darf ich morgen Nachmittag, um die gleiche Stunde wie heute, theuerſte Rebekka, Sie hier erwarten?“ fragte er nunmehr lange nicht mit der ängſtlich gepreßten Stimme, als bei der erſten Begegnung, die Jüdin.

Zwar erröthete dieſe wohl etwas bei dieſer Frage, faßte ſich aber ſehr bald wieder und entgegnete mit dem lieblichen Lächeln der Verſchämung und doch auch zugleich freudigen Gewährung:

„Es wird mich ſehr freuen, Sie morgen wiederzuſehen und einen gleichen Spaziergang, wie der heutige, mit Ihnen zu unternehmen. Alſo

Lebewohl auf baldiges Wiederſehen, mein neuer und doch ſchon ſo theurer Freund!"

Gerade die ruhige Weiſe, mit welcher der Officier heute mit ihr verkehrt, ſeine geiſtvolle und dabei wieder ſo gemüthreiche Unterhaltung und das ſorgſame Vermeiden jeder Art von Liebeserklärung, hatte dem jungen Mädchen einen großen Theil ihrer frühern Unbefangenheit und Sicherheit wiederverliehen. Wie dankbar war ſie in ihrem Innern dem geliebten Manne für dies wahrhaft ritterliche Benehmen ihr gegenüber.

In einem Gefühle von Seligkeit, wie es nur der Jüngling in der goldenen Zeit ſeiner erſten edlen Jugendliebe empfinden kann, gelangte der Lieutenant Habermann an dieſem Abend in ſeinem ländlichen Quartiere wieder an. Die ganze Welt hätte er in ſeiner Herzensfreude umarmen können, ſo glücklich fühlte er ſich, und als ihm noch ſpät ein betrunkener Landwehrſoldat vorgeführt ward, entließ er dieſen ohne weitere Strafe und nur mit einer ernſten Rüge in Worten. Es war ihm in ſeiner jetzigen Stimmung ganz unmöglich, einen Menſchen zu ſtrafen, ſo ſtrenge er ſich ſonſt mit Recht auch gegen alle dienſtliche Vergehen zeigte.

In ihrem Kämmerlein weinte Rebekka aber

noch süße Thränen der Freude, wie solche bisher noch niemals ihren Augen entflossen waren. Welche Seligkeit durchströmte ihr Herz bei dem Bewußtsein, von einem solchen Manne jetzt geliebt zu sein. An diesem Abend kam die Sorge für die Zukunft, die Furcht, wie diese Liebe dereinst enden würde, nicht in die Herzen des glücklichen Paares, und nur die ungetrübte Freude, die innige Dankbarkeit für dies ihnen beschiedene seltene Glück beseelte Beide.

Mit welcher Spannung erwartete der junge Officier die bestimmte Nachmittagsstunde, die ihn wieder mit der Geliebten vereinigen sollte. Unerträglich langsam vergingen ihm die Minuten, die Zeit schien für ihn nur bleierne Schwingen zu besitzen, und wohl noch niemals hatte er so oft nach seiner Taschenuhr gesehen, als am heutigen Tage. Mit großer Ungeduld saß er am gemeinsamen Mittagstische, sehr einsilbig beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen der Kameraden, und hörte theilnahmlos jetzt Gespräche mit an, deren Inhalt ihn sonst im höchsten Grade interessirt haben würde.

„Lieutenant, Lieutenant! Sie müssen verliebt sein, oder Ihnen ist sonst Etwas durch den Sinn gefahren. Sitzen ein paar Tage so stumm und

steif wie ein Wegweiser da, geben, wenn man Sie frägt, mitunter die allerverkehrtesten Antworten, hätten in Ihrer Zerstreuung so eben fast die ganze Pfefferbüchse in die Suppe geschüttet, und von dem delicaten Eierkuchen mit Schinken, den uns heute die dicke Krugwirthin vorgesetzt, haben Sie kaum so viel, daß ein Sperling davon satt werden könnte, genossen. Dies sind aber Alles Zeichen, daß ein junger Mann bis über die Ohren verliebt ist, wie ich mich dessen noch aus meiner Jugendzeit, so vor einigen vierzig Jahren, wo mir dergleichen Narrheit auch öfters passirte, zu erinnern weiß. Wüßte ich nur, welche Schöne es Ihnen jetzt angethan hat; hier von den holden Mägdeleins des Dorfes kann es doch unmöglich eine gewesen sein. Aber warten Sie nur, wir kommen Ihnen doch noch auf die Fährte," neckte ihn gutmüthig der alte, stets joviale frühere Postmeister und jetzige Compagniecommandant, der bei Tische sein steter Nachbar war..

Unerträglich schaal kamen Habermann alle diese Neckereien und Witzeleien jetzt vor, sie dünkten ihm förmlich eine Entweihung des süßen Geheimnisses, welches er tief verborgen in seiner Brust trug, und er faßte beinahe eine Art von Haß dafür gegen den alten Veteran, so ungemein er

auch ſonſt dieſen wegen ſeiner vielen vortrefflichen Eigenſchaften ſtets verehrt hatte.

Endlich ſchlug die erſehnte Stunde, er hatte glücklicher Weiſe an dem heutigen Nachmittage keine dienſtlichen Pflichten, und eilte nun mit haſtigen Schritten in das bekannte Wäldchen. Nicht lange brauchte er an dem beſtimmten Platze zu warten, da ſah er auch ſchon die Geſtalt Rebekka's zwiſchen dem Grün der Bäume hervorſchimmern. Mit welchen entzückten Blicken betrachtete er die Geliebte, denn ſie war ihm noch niemals ſo ſchön als gerade jetzt vorgekommen. Die junge Jüdin war gewiß von jeglicher übertriebener Eitelkeit ſehr fern, und eine gefallſüchtige Coquetterie lag nicht in ihrem ganzen einfach-edlen Weſen, und doch hätte ſie kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie ſich nicht zu dem jetzigen Wiederſehen des Geliebten mit beſonderer Sorgfalt geſchmückt hätte. Das leichte Kleid von hellem Sommerzeug, welches ſie trug, ließ ihren zarten, ſylphenartigen Wuchs überaus wohlgefällig hervortreten, ein breites, ſchwarzes Sammetband umſpann die ſchmale Taille, und wie ſie ſo über den weichen, grünen Grasboden daherſchwebte, zeigte ſich das ungemein Leichte und Graziöſe aller ihrer Bewegungen auf die vortheilhafteſte Weiſe. Dazu hatte ſie der Hitze

wegen den großen breiträndrigen Strohhut, den sie gewöhnlich trug, jetzt abgenommen, und die reichen schwarzen Locken umsäumten das schöne Oval ihres Gesichts, und fielen über den schlanken Hals bis auf den so ungemein plastisch geformten Nacken. Rebekka, die Tochter des Hausirjuden, zeigte in der That gerade in diesem Augenblick ein so liebliches Bild, daß jedes Auge, und nicht allein das ihres Geliebten, sich wahrhaft daran erfreuen konnte.

„Da bin ich, mein Freund, und ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie warten ließ," sprach sie heute schon in ganz unbefangenem Tone, dabei dem Officier mit herzlichem Druck die Hand reichend, die dieser an seine Lippen führte.

Gleich wie am gestrigen Nachmittag, verbrachten auch am heutigen die Liebenden mehrere Stunden in den angenehmsten Gesprächen, und zauberschnell verging ihnen auch diesmal wieder dabei die Zeit. Heute mußte der Officier mehr den Erzähler machen, und von seiner Heimath, seiner Knaben- und Jugendzeit, seinen früheren Studien, kurz, von Allem, was ihn betraf, erzählen. Gar aufmerksam hörte seine Begleiterin dabei zu, und die herzliche innere Wärme seines Gemüths, die er so oft bei dieser Schilderung bewies, war ihr

ungemein wohlthuend. Und doch lag mitunter in diesen Erzählungen Manches, was die Jüdin schmerzlich berührte, und ein tiefer, aber jetzt noch schnell wieder verschwindender Schatten der Trauer zuckte dabei über ihr Gesicht. Es war dies der streng christliche, ja vielleicht sogar an das Orthodoxe streifende Sinn, der den frühern Studenten der Theologie so beseelte, daß er auch in diesen Schilderungen seiner Jugendzeit mitunter scharf hervortrat. Bisher hatten die beiden Liebenden so sehr in ihrem jetzigen kurzen Glücke geschwelgt, daß sie darüber die tiefe Kluft ihrer verschiedenen Religion ganz vergaßen, bei solchen Worten aber empfand Rebekka diese stets wieder auf's Neue, und daher der Schmerz, der sie dann durchzuckte. Sie war aber jetzt zu glücklich, als daß diese trüben Betrachtungen lange anhalten sollten, und gewaltsam verdrängte sie solche stets, damit sie ihre Wonne nicht trüben, ihren schönen Traum nicht zu frühzeitig zerstören sollten. Die frohe Gegenwart sollte ihr ganz gehören, den dunklen Schleier der Zukunft wollte sie absichtlich noch nicht zu lüften wagen.

Auch am heutigen Nachmittag sprachen die Beiden von ihrer tiefen Liebe für einander wieder kein Wort. Sie wußten, daß solche vorhanden

war, und wie von selbst fühlten sie, daß die bisherige frohe Unbefangenheit ihres jetzigen Verkehrs für immer verschwunden sei, wenn erst die Lippen klar ausgesprochen, was ihre Herzen längst so tief bewegte.

Als nun zur Abendzeit wieder die schmerzliche Stunde der Trennung schlug, da war es diesmal schon Rebekka, die mit freundlichem Lächeln den Freund fragen konnte: „Und sehen wir morgen uns wieder hier?“ und welche die hierauf bejahende Antwort ersichtlich gern anhörte.

Das Schicksal in seinen unerforschlichen Wegen scheint anfänglich häufig das Glück eines liebenden Paares begünstigen zu wollen, um es später dann freilich mit desto härteren Schlägen für immer zu vernichten. So war es auch diesmal hier der Fall.

Zu seiner großen Freude erfuhr der Lieutenant Habermann, als er am Abend wieder in sein Dorf zurückkehrte, daß er für die nächsten Wochen selbst nach Perleberg commandirt sei, um die Stelle des Adjutanten bei dem dort liegenden Stabe seines Landwehrregiments einzunehmen. Auf diese Weise war er nicht allein der Geliebten ungleich näher, sondern er konnte auch hoffen, stets die Nachmittagsstunden für sich frei zu haben, was bei der Compagnie, wo dann häufig exercirt

wurde, immer sehr ungewiß war. Als Adjutant hatte er vorzugsweise jetzt die sehr weitläufigen Schreibereigeschäfte zu besorgen, und hiebei konnte er sich die Zeit mehr nach seinem eigenen Ermessen auswählen und die späten Abende und frühen Morgenstunden benutzen, um die Nachmittage dann für sich zu genießen. Auch war er jetzt dem nähern Verkehr mit den übrigen Kameraden mehr entrückt, konnte allein für sich speisen, und so unerwünscht ihm eine solche Absonderung auch früher gewesen wäre, so sehr freute er sich nunmehr darüber, da er nicht mehr die Neckereien des alten Hauptmanns und etwaige Nachforschungen der anderen Officiere, wie er seine freien Nachmittage verbringe, zu befürchten hatte.

Sehr vergnügt siedelte er mit seinem geringen Feldgepäck am andern Tage nach Perleberg über, und überraschte dann am Nachmittag seine Geliebte mit der frohen Nachricht, daß er jetzt gleichsam ihr Nachbar sei und nur wenige Häuser von ihr wohne.

Die schöne Zeit der ersten Jugendliebe empfand das liebe Paar nun in dem reichen Maße des vollen Glücks. Alle Nachmittage sahen sie sich einige Stunden entweder in dem Wäldchen, oder in der Fliederlaube im Garten der Jüdin, und

schwelgten in der Freude, welche ihnen diese ungestörte Zusammenkunft stets bereitete. Von ihrer Liebe sprachen sie auch jetzt noch immer kein Wort, sondern Jedes war überglücklich in dem festen Bewußtsein, die wahre Neigung des Andern zu besitzen. Es lag so viel Keusches und Zartes in diesem Herzensbunde der beiden edlen, geistig so hoch stehenden Menschen, wie es leider hienieden auf dieser Erde wohl nur selten gefunden wird. Die sinnliche Neigung, wenn solche auch zwischen ihnen vorhanden war, wie dies die Natur stets bei der Liebe zweier Personen verschiedener Geschlechter unweigerlich gebietet, ward von der Sympathie ihrer Seelen weit, weit in den Hintergrund gedrängt. Wenn auf Erden eine sogenannte platonische und rein geistig sich zeigende Liebe möglich ist, empfand jetzt dies Paar eine solche für einander. Kein unreiner Wunsch entsprang ihren Herzen, kein sinnlicher Gedanke stieg in ihrer Brust auf, und in seiner fast jungfräulichen Schüchternheit hatte der junge Officier noch niemals nur den Versuch gewagt, einen leisen Kuß auf die rosigen Lippen der Geliebten zu drücken. Geschah es nur zufällig, oder lag es wohl vielmehr in der Absicht Habermann's, daß er auch jetzt noch immer jegliches religiöse Gespräch mit der Jüdin zu ver-

meiden ſuchte? Sie unterhielten ſich vorzugsweiſe viel und gern über die gediegenſten Gegenſtände, und fanden beſonders auch einen hohen Genuß daran, mehrere der beſten Werke der damals in ſo hoher Blüthe ſtehenden deutſchen klaſſiſchen Literatur gemeinſam mit einander zu leſen, und dann ihre Gedanken über das ſo eben Geleſene in geiſtig angeregten Geſprächen auszutauſchen. In manchen Nebenſachen wichen ihre Urtheile häufig von einander ab, und es kam nicht ſelten zu einer lebhaften Discuſſion darüber, in der Hauptſache aber, in der aufrichtigen Bewunderung alles wahrhaft Schönen und Edlen, ſtimmten ſie ſtets vollkommen mit einander überein. Gerade dieſe ſeltene geiſtige Harmonie trug weſentlich mit dazu bei, die ſo ſchnell entſtandene Liebe Beider jetzt noch immer mehr zu befeſtigen. In manch einſamen Stunden hegte der ſtreng proteſtantiſch geſinnte Officier wohl den leicht erklärlichen Wunſch, daß es ihm gelingen möge, Rebekka zum Wechſeln ihrer Religion zu bewegen, und dadurch das Haupthinderniß, welches jetzt zwiſchen ihrer dereinſtigen Vereinigung durch die Ehe beſtand, zu entfernen, und er nahm ſich dann vor, bei der nächſten Zuſammenkunft mit ihr das Geſpräch auf religiöſe Fragen zu bringen, dieſen Punkt beſonders zu berühren, und ſomit

es zu versuchen, die Geliebte allmälig für einen Religionswechsel zu gewinnen. Sah er aber dann in das ruhige, klare, jetzt in ihrer vollen ungetrübten Liebe zu ihm so glückliche Gesicht des theuren Mädchens, fühlte er aus allen ihren Gesprächen die große Charakterfestigkeit und seltene Ueberzeugungstreue, welche so tief mit ihrem ganzen innersten Sein verwebt war, heraus, dann entsank ihm immer wieder der Muth, ein solches Gespräch zu beginnen. Er fürchtete, die jetzt so glückliche Harmonie, die zwischen ihnen bestand, dadurch zu zerstören, und der quälende Zweifel beschlich ihn, ob er nicht gar die Geliebte nur durch die leiseste Andeutung eines solchen Wunsches schmerzlich verletzen würde. Mit dem fast sensitiven Errathen der Gedanken des Andern, ohne daß es dessen Worte dazu nur bedarf, welches bei einem sich wahrhaft liebenden Paare so oft gefunden wird, hatte der Officier immer mehr die für ihn so unendlich traurige Ueberzeugung gewonnen, daß Rebekka an der Religion ihrer Väter fest hinge, und ein Religionswechsel bei ihr vielleicht niemals, jedenfalls aber nur nach den schwersten geistigen Kämpfen und langem Ringen und Forschen geschehen würde. Jetzt aber, wo er nicht wissen konnte, wie lange ihm das Schicksal es gestattete,

sich ungestört des Umgangs mit der Geliebten erfreuen zu dürfen, ihr solche zu ersparen, damit nicht ein finsterer Schatten den schönen, vielleicht nur zu flüchtigen Sonnenschein ihres Glücks vernichte, war sein sehr gerechtfertigter Wunsch.

Eine fast noch größere Scheu, als Habermann, hegte aber Rebekka vor jeglichem religiösen Gespräch, denn mehr noch als dieser fühlte sie bei ruhiger Ueberlegung, daß die Verschiedenheit ihrer Religion die furchtbare Klippe sein werde und müsse, an dem das Schiff ihres Glücks unfehlbar noch dereinst zertrümmerte. Sie hatte in gar vielen Stunden aber eine entsetzliche Angst vor dem schrecklichen Augenblick, in dem dies geschehen werde, sie weinte auf ihrem einsamen nächtlichen Lager so schwere, bittere Schmerzensthränen darüber, daß sie wenigstens die Zeit, in welcher ihr der Geliebte angehörte, möglichst ungetrübt zu genießen suchte, und Alles, was sie hierin nur irgendwie stören konnte, fast gewaltsam von sich entfernt hielt.

So vergingen denn einige Wochen, in denen das in so edler und reiner Liebe vereinigte Paar ohne irgend welche äußere Störungen sich seines hohen Glücks mit voller Seele erfreuen durfte. Zwar war es nicht unbemerkt im Städtchen geblieben, daß Rebekka sehr häufig lange, einsame Spazier-

gänge im Walde mit dem ſonſt ſo ernſten und wortkargen Adjutanten des Landwehrregiments unternehme, oder dieſer ſie oft mehrere Stunden in ihrem Garten beſuche, und die gemeine oder boshafte Klatſchſucht verfehlte nicht, ihre hämiſchen Bemerkungen hierüber zu machen, und zu erzählen, daß die ſonſt ſo ſtolz und zimperlich ſich gebahrende Judenprinzeſſin jetzt eine heimliche Liebſchaft mit einem Lieutenant habe. Rebekka ſelbſt hörte von allen dieſen Klatſchereien nicht viel. Sie kam mit allen derartigen Menſchen viel zu wenig in Berührung, und ſprach ſelbſt mit ihren Verwandten nur die nothwendigſten Worte; wie ſie es denn auch gegen eine höhere Bezahlung einzurichten gewußt hatte, daß ſie die ſehr einfachen Speiſen, von denen ſie lebte, allein in ihrem Zimmerchen genießen konnte. Der Schmutz, die Unordnung und die vielen rohen Auftritte in der Wohnſtube der alten Judenfrau berührten die feine Natur des jungen Mädchens auf eine ſo widerliche Weiſe, daß es ihr ganz unmöglich geweſen wäre, lange dort zu verweilen. Das ſchöne, warme Sommerwetter begünſtigte ſie in ihrer Neigung zur Einſamkeit, und ſie verbrachte faſt ihre ganze freie Zeit in der Fliederlaube des Gartens, dort eifrig beſchäftigt, an Wäſche für die Ausrüſtung der

Landwehr zu nähen. Konnte ſie dadurch doch, ſo viel ihr möglich war, ſich nützlich für den Volkskrieg, der bevorſtand, beweiſen.

„Freuen Sie ſich, Lieutenant, morgen marſchiren wir in das Feld. Der Waffenſtillſtand iſt gekündigt, der Kampf beginnt auf's Neue wieder, und ich habe ſo eben den Befehl erhalten, mit unſerm Regimente zum Corps, welches der Generallieutenant von Bülow befehligt, zu ſtoßen. Gott ſei Dank, daß es endlich wieder losgeht und es zu keinem faulen Frieden kommt, wie ich dies wirklich mitunter gefürchtet habe.“ Mit dieſen Worten begrüßte an einem Morgen der Oberſt ganz plötzlich ſeinen interimiſtiſchen Regimentsadjutanten, als dieſer wie gewöhnlich mit den Rapporten zu ihm eintrat.

Wie hätte ſich Habermann unter anderen Umſtänden über dieſe wichtige Nachricht gefreut, und wie oft wünſchte er früher, bevor er Rebekka hier wieder traf, ſehnlichſt die Stunde herbei, in der ihm die Gewißheit wurde, daß der Kampf für des Vaterlandes Befreiung auf's Neue wieder beginnen und er dazu in das Feld marſchiren würde. Jetzt war es anders. Der Gedanke, daß er ſich nunmehr — vielleicht auf Nimmerwiederſehen, von der Geliebten trennen müſſe, durchzuckte ihn mit

ſchneidendem Weh, verwandelte die Freude in Trauer, und verlieh ſeinem Geſichte einen ganz andern Ausdruck, als der Oberſt dies erwartet hatte.

„Donnerwetter, Lieutenant, was machen Sie für ein verfluchtes Armenſündergeſicht, ſtatt daß ich ſicher erwartet hätte, Sie würden ſich unbändig über dieſe Nachricht freuen. Wüßte ich nicht, daß Sie ſich bei Lüneburg und noch anderen Gelegenheiten ſo ſehr brav ſchon benommen hätten, ich müßte wahrhaftig glauben, Sie hätten Furcht vor dieſen Franzoſen, und keine Luſt, in den Krieg zu ziehen, obgleich das eine Schande wäre, deren ich einen preußiſchen Officier nicht für fähig halte. Oder iſt es etwa wahr, was mir geſtern erzählt wurde, daß Sie eine ſentimentale Liebſchaft mit einer hübſchen Judenmamſell hätten. Na, laſſen Sie das kleine Schikſelchen nur laufen, Sie ſind ein junger Lieutenant, und es wird auch wohl bei Ihnen heißen: Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!“ entgegnete mürriſch der zwar gutmüthige, aber oft etwas derbe, ja ſelbſt rohe Oberſt, den es ſichtlich verdroſſen hatte, daß ſein Adjutant vorhin die Nachricht über den morgenden Ausmarſch nicht freudiger begrüßte.

Eine Röthe des Zorns ſtieg bei dieſer rohen

Verhöhnung seiner Liebe zu Rebekka in dem Gesicht des jungen Officiers auf, und er mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht aufzubrausen.

„Ich hoffe, mein Herr Oberst, daß ich mir bisher nicht die mindeste Vernachlässigung meiner dienstlichen Pflichten habe zu Schulden kommen lassen. Im Uebrigen aber bin ich mein eigener Herr, und wünsche keine Belehrungen darüber zu empfangen, wen ich zu lieben habe oder nicht," erwiederte er in kaltem Tone, und frug dann dienstlich weiter: „Was haben der Herr Oberst mir sonst wegen des morgenden Ausmarsches noch zu befehlen?"

Fast wäre die Reihe des Zornigwerdens jetzt an den Oberst gekommen; er warf einen nichts weniger als freundlichen Blick auf den ruhig in streng dienstlicher Haltung vor ihm stehenden Officier, und sprach dann etwas spöttisch:

„Aha! — steht es so, Herr Lieutenant. Nun, meinetwegen. — Daß wir übrigens Beide nicht zu einander passen dürften, habe ich so eben bemerkt. Ich wollte Sie anfänglich ganz als Adjutant bei mir behalten, da Sie in der Feder sehr gewandt sind, habe mich aber jetzt eines Andern besonnen, und Sie werden daher morgen früh, bis wohin ich Ihren Nachfolger erwählt haben

werde, wieder bei Ihrer Compagnie einrücken;“ und nun ertheilte er ihm eine Menge für den morgenden Ausmarsch bestimmte Befehle.

Die verschiedenartigsten dienstlichen Pflichten nahmen den Adjutanten während des ganzen Tages unausgesetzt in Anspruch. Er hatte so viel zu schreiben und zu besorgen, es wurden eine solche Menge Aufträge ihm vom Obersten ertheilt, und von allen Seiten stürmte es mit Anfragen und Anforderungen, die alle durch den so plötzlichen Abmarsch hervorgerufen wurden, so auf ihn ein, daß er oft kaum noch wußte, wo ihm der Kopf stand, und seine ganze geistige Aufmerksamkeit zusammennehmen mußte, um keine Confusionen zu machen. In diesem Gedränge von Geschäften konnte er am Nachmittage Rebekka gar nicht sehen, und fand kaum so viel Zeit, um ihr in flüchtigen Zeilen den morgenden Abmarsch, wie seine Verhinderung, am heutigen Nachmittag zu kommen, anzuzeigen, und sie zu bitten, ihn heute Abend um zehn Uhr in der Fliederlaube ihres Gartens zu erwarten, damit er den letzten Abschied von ihr nehmen könne. Durch seinen treuen Bedienten sandte er diesen Brief an die Geliebte.

Unter unaufhörlichen Besorgungen war der Tag vergangen; der Lieutenant hatte am Abend

einen ſehr kalten, rein dienſtlichen Abſchied vom Oberſt genommen, und alle Papiere an ſeinen bereits eingetroffenen Nachfolger abgeliefert. Sein weniges Gepäck war ſchon bei ſeiner Compagnie, die am andern Morgen noch in grauer Dämmerung abmarſchiren ſollte, und um dieſe Zeit mußte er ſpäteſtens auch wieder bei ihr eintreffen. Es war vielleicht ein Glück für den jungen Officier geweſen, daß der Geſchäftsdrang des Tages ihn ſo in Anſpruch genommen, daß jedes andere Gefühl faſt gewaltſam dadurch betäubt wurde. Jetzt, wo Alles beſorgt war, erfaßte ihn der Schmerz über die Trennung, die ihm eben bevorſtand, mit ſeiner vollen Kraft, und gar unſäglich weh ward es ihm im Herzen. Die traurigſte Stunde, die bisher ſein Leben ihm gebracht, ſtand jetzt bevor, und doch mußte auch ſie überwunden werden.

Mit welchen Gefühlen Rebekka die Nachricht von dem morgenden Abmarſch des Regiments, die ſich mit Blitzesſchnelle durch das ganze Städchen verbreitet, gehört, und welcher Schmerz ſie durchzuckte, als ſie die Zeilen des Geliebten geleſen hatte, dafür weiß die Feder keine Worte. Sie fühlte, daß jetzt die Augenblicke, die über ihr ganzes ferneres Lebensglück entſcheiden mußten, gekommen, daß bei dieſem Abſchiede auch die

Frage wegen ihres Religionswechsels gelöst werden müsse, und ihre Weigerung dann auch eine Trennung auf Nimmerwiedersehen ausspreche. Auf ihren Knieen lag sie lange im inbrünstigen Gebete, und flehte ihren Gott um Stärkung in dieser furchtbaren Stunde an.

Es war eine schöne, milde Mondscheinnacht, als der Officier um die bestimmte Zeit sich vom Felde aus leise durch das Gartenpförtchen zur Fliederlaube schlich, wo die Geliebte seiner schon harrte. Der Menschen lärmendes Treiben war um diese späte Stunde bereits verstummt, schweigend lag die Landschaft da, und nur einzelne Thiere des Feldes und Waldes unterbrachen die tiefe Stille. Besonders eine Eule, die im nahen Kirchthurme nistete, ließ unaufhörlich ihren klagenden, düstern Wehruf erschallen, und es dünkte Habermann, der von Kindheit auf einen innern Abscheu gegen Eulengeschrei hatte, ein übles Vorzeichen zu sein, daß gerade solche unheimlichen, nach der Volkssage Unheil bedeutenden Töne seinen letzten Abschiedsgang zur Geliebten begleiten mußten.

Der Schmerz der Trennung überwand diesmal bei Rebekka jede weitere Scheu. Laut weinend warf sie sich ohne Weiteres an die Brust des Geliebten, als dieser in die Laube trat, legte

ihren Kopf an ſein Herz, und umfaßte ihn gewaltſam mit ihren beiden Armen, gleichſam als wollte ſie ihn nimmer wieder von ſich laſſen. Auch der Officier, dem jetzt die Thränen hervorbrachen, preßte das geliebte Mädchen feſt an ſich und berührte dann ihre Lippen mit den ſeinen. Es war dies die erſte Umarmung, der erſte Kuß der beiden Liebenden, ſo rein und keuſch hatte ſich bisher ihre Liebe bewährt. Nun hielten ſie ſich jetzt längere Zeit umſchlungen, bis ihr Schmerz erſt Worte fand, ſich auszuſprechen.

„Es iſt das letzte Mal, daß ich Dich ſehen kann, das harte Gebot des Krieges ruft mich von Deiner Seite, Du theures, über Alles geliebtes Mädchen, ſchon am morgenden Tage marſchiren wir wieder in das Feld," unterbrach der Officier zuerſt das Schweigen, und ein heftigeres Weinen der Geliebten folgte ſeinen Worten.

„Mein heißgeliebter Freund, erſt jetzt, wo ich von Dir ſcheiden ſoll, fühle ich, wie ganz meine Seele an Dir hängt," hauchte die Jüdin, dabei ihre Arme feſter um den Hals des Geliebten ſchlingend.

„Komm, meine Rebekka, laß uns ruhig ſein, und das Unvermeidliche nun auch mit Faſſung tragen," redete ſanft Habermann, das Mädchen

dabei in die Laube zur Bank führend und ſich dort mit ihr niederſetzend. „Ich fühle es, daß ich nicht von Dir ſcheiden kann, ohne jetzt noch über einen ernſten, uns Beide tief berührenden Gegenſtand mit Dir zu ſprechen," fuhr er nach einer kleinen Pauſe, in der er erſichtlich nach Kraft gerungen hatte, fort: „Welche Liebe ich für Dich hege, wie tief die Sehnſucht nach Deinem dauernden Beſitz mein Herz erfüllt, und wie ich ohne Dich niemals mehr das wahre Glück in dieſem Erdenleben erringen kann, weißt Du ſelbſt. Aber Du weißt auch, was dieſer Vereinigung entgegenſteht, ohne daß wir je ein Wort darüber geſprochen, — der Unterſchied unſerer Religion. Ich habe bisher nie mit einer ſolchen Bitte in Dich gedrungen, aber jetzt, wo ſich Alles über uns entſcheidet, muß ich dies thun. Meine Rebekka, verſprich mir, eine Chriſtin zu werden, und Dich durch die Taufe in unſere hehre, göttliche, chriſtliche Religion aufnehmen zu laſſen. Iſt dies Verſprechen erſt von Deinen Lippen gekommen, dann biſt Du von dieſem Augenblick an meine feierlich verlobte Braut, und der frohe Augenblick des Wiederſehens, ja der dauernden Vereinigung für dies Daſein winkt uns in dieſem Trennungsſchmerze ſelbſt mit voller Hoffnung. Iſt dann der

Krieg erst beendet, hat des Herrn Gnade mich in demselben geschützt, dann kehre ich schleunigst zu meinen verlassenen Studien zurück, und die Liebe zu Dir wird mir die Kraft verleihen, mir bald eine sichere Lebensstellung zu erringen, in der ich Dich, Geliebte, ohne Scheu zum Traualtar führen darf. Mein theures, theures Mädchen, welche Aussicht wäre dies für uns!" Eine hehre Freude hatte zuletzt bei dieser Rede die bisher so traurig klingende Stimme des Officiers ergriffen, und voll Hoffnung und Glück strahlte sein Auge. Vertraute er in diesem Augenblick doch selbst mit freudiger Zuversicht darauf, daß die Geliebte seinen Wunsch gewähren, und dann nach beendetem Kriege als sein treues Weib mit ihm vereinigt leben werde.

Schweigend verharrte das Mädchen eine Weile nach dieser Rede, und ihr ganzer Körper zitterte förmlich von dem gewaltigen Kampf, der in ihr rang.

„Mein Freund, mein Geliebter, mein Theuerstes auf dieser Erde," sprach sie endlich mit so leisem und mattem Tone, daß kaum das lauschende Ohr des Officiers ihre Worte vernehmen konnte. „Wie glücklich — und doch auch wieder wie traurig macht mich Dein jetziger Wunsch. Alles, was ich besitze, wollte ich so gerne Dir

opfern und würde mit Freuden für Dich ſterben, wüßte ich, daß Dein Glück dadurch begründet wäre, aber von meinem Glauben darf und werde ich niemals laſſen. Gottes Wille hat es ſo gefügt, daß ich als Jüdin geboren wurde, und es widerſtrebt nun ſo ſehr meiner ganzen Seele, auch nicht als eine ſolche zu ſterben, daß eine Taufe für mich eine Unmöglichkeit wäre. Siehe, mein theurer Freund," und allmälig ward ihre Sprache bei dieſer Rede immer feſter und klarer, „wenn die heiße Liebe zu Dir mich nun wirklich in einem ſchwachen Augenblicke hinreißen ſollte, Dir das Verſprechen der Taufe zu geben, und ich dann ſpäter es auch hielte, ſo würde ich doch niemals aus meiner vollen innern Ueberzeugung eine Chriſtin zu werden vermögen. Ich würde äußerlich zwar alle Gebote Eurer Kirche ſtreng erfüllen, würde nie eine Handlung begehen, ja nur ein Wort ſprechen, welches deren Satzungen zuwiderliefe, aber in meinem Innern bliebe ich doch eine Jüdin, und hinge nach wie vor mit Inbrunſt an den Lehren, die unſer alter, ehrwürdiger Rabbiner, dieſer Freund und Lehrer meiner Jugend, dem allein ich alle meine geiſtige Ausbildung verdanke, ſo feſt mir eingeprägt hat. Ich kenne mich ſelbſt hierin viel zu gut, um nicht beſtimmt zu

wiſſen, daß es ſo kommen würde. Ein ſolches äußerliches Bekennen zum Chriſtenthum und inneres Hängen an der moſaiſchen Religion würde aber nicht allein mich — ſondern auch Dich, mein geliebter Freund, für immer unglücklich machen. Die Harmonie meiner Seele würde dadurch zerriſſen, die Feſtigkeit meiner Ueberzeugung zerrüttet, ich müßte mich ſelbſt verachten, und käme mir unwürdig vor, Dein Weib zu ſein. Dürfte ich doch auch Dir dann nicht Alles geſtehen, was mein Innerſtes bewegte, müßte ich ſelbſt vor Dir meinen Glauben zu verbergen ſuchen; und ſolches Verheimlichen, ja ſogar Täuſchen, ertrüge ich auf die Länge nun und nimmermehr. Es würde gleich dadurch vom erſten Beginn an ein ſo arger Riß durch unſere Ehe gehen, daß ihre wahre Einigkeit und ſomit auch ihr wahres Glück ſich unmöglich entwickeln könnte. So laß mir denn meinen alten Glauben, der bisher alle meine religiöſen Bedürfniſſe ſo vollſtändig befriedigte, daß niemals ein Zweifel an Allem, was er mir vorſchrieb, mein Inneres beunruhigte. Wäre ich als Chriſtin geboren, ſicherlich würde ich auch dann eine wahrhafte Anhängerin Eurer Religion geworden ſein, nun aber, da ich mein ganzes bisheriges Leben als Jüdin verbrachte, kann ich mich nicht

mehr, selbst um den Preis Deines Besitzes, bekehren, denn solcher Wechsel widerstrebt meiner ganzen Natur auf das Entschiedenste. — Und dann, mein theuerster Freund, so unendlich ich Dich auch liebe, so hat dies mächtige Gefühl für Dich doch noch nicht die große Liebe, die ich mit Recht für meinen alten, ehrwürdigen Vater empfinde, aus meinem Herzen zu verdrängen vermocht. Ich bin die einzige Freude, ja ich kann es sagen, der größte Stolz des Greises, und mit der vollen Vaterliebe hängt er an mir. Ein Religionswechsel würde ihn aber auf das Tiefste betrüben, ja, wie ich ihn kenne, jedes Band, das bisher uns so fest vereinte, leicht für immer zerreißen. Mein Vater ist der strenggläubige Jude, der die Lehren des Talmud, ohne jeglichen Zweifel an ihrer Weisheit, genau befolgt, und somit müßte er den Uebertritt seines Kindes zum Christenthum verfluchen. Er verstieß seine älteste Tochter für immer aus seinem Herzen, weil sie aus Liebe zu einem Franzosen ihre Frauenehre verlor, und nimmermehr darf er die zweite verfluchen, daß ihre Liebe sie so weit hingerissen, um dem alten Glauben ihrer Väter abtrünnig zu werden. Daß man aber auch als Jude alle Pflichten, die Gott dem Menschen auferlegt, getreulich zu erfüllen sich be-

ſtreben kann, und auch in einem jüdiſchen Herzen die wahre Nächſtenliebe wohne, die der erhabene Stifter Eurer Religion als die erſten und heiligſten Gebote Eurer Religion hinſtellt, obgleich gerade ſie von ſo Vielen, die ſich mit vollem Munde ſtets ſeine gläubigſten Anhänger nennen, auf das Gröblichſte verletzt werden, lehrt mich das Beiſpiel des geliebten Vaters. Ich will ihn deshalb nach beſten Kräften hegen und pflegen, wie es meine ſchöne Tochterpflicht iſt, und will Nichts begehen, was ſein graues Haupt mit Schmerz beugen und das Ende ſeines vielgeplagten Lebens mit Trauer erfüllen würde, ſo daß, wenn es Gottes Wille iſt, ſein väterlicher Segen mir dereinſt ungeſchmälert zu Theil wird.

Dies, mein theurer Freund, ſind die Gründe weshalb ich Deinen Wunſch, daß ich eine Chriſtin werde, und ſomit das Hinderniß, welches unſerem dereinſtigen Ehebündniſſe unüberſteiglich entgegenſteht, hinwegräumen möge, entſchieden ablehnen muß, wenn mir das Herz vor Schmerz auch darüber zerſpringen möchte. Ehre und würdige ſie, mein Innigſtgeliebter, und dringe nicht weiter in mich, denn Deine Bitten würden mich nur nutzlos quälen, und Deine Gründe meine Seelenruhe noch mehr zerſtören. Und ſomit begreife ich ſelbſt

nur zu sehr, daß dies das letzte Mal ist, daß wir uns sehen dürfen, und unser jetziger Abschied auch für dies ganze Erdenleben gelten muß. Bin ich schwach gewesen, habe ich der Stimme meines Herzens wohl mehr gefolgt, als die Vernunft es mir vielleicht gebot, so werde ich diese Schwäche mit langen, bitteren Schmerzen büßen müssen. Dennoch bereue ich auch jetzt nicht, was ich bisher gethan, denn meine Liebe zu Dir wiegt das ganze fernere Leben auf," schloß Rebekka ihre längere Rede, bei der sie zuletzt immer fester und bestimmter gesprochen hatte.

Den Kopf in beide Hände gestützt, als sei er ihm zu schwer, hatte der Officier während dieser Rede der Geliebten stumm da gesessen. Nur sein tiefes Athemholen verrieth, daß noch Leben in ihm wohne. Als sie geendet, erhob er sich und sprach mit klangloser Stimme: „Ich darf und werde Dir nicht widersprechen, denn ich fühle die Wahrheit Deiner Gründe. Auch mich könnte nichts zu einem Wechsel meiner Religion bewegen, und was ich selbst nicht thun würde, darf ich auch von keinem Andern verlangen. So lebe denn wohl für immer! Möge Gott, dessen fromme Tochter Du bist, wenn auch Dein Glaube nicht

der meine ist, alle Deine ferneren Lebenswege schützen; wir Beide dürfen und werden uns hienieden nicht wiedersehen." So bleich, als sei es aus Marmor geformt, war jetzt sein Antlitz, und nur mit Mühe hielt er seine Gestalt aufrecht.

„Leb' wohl — leb' wohl! scheide nicht in Groll, sondern in Liebe von mir, ich kann ja nicht anders handeln, so unsäglich ich Dich auch liebe," schrie in verzweifeltem Schmerz lautgellend Rebekka auf, und warf sich auf's Neue an die Brust des geliebten Mannes.

„Leb' wohl! raube mir nicht die nöthige Kraft, die ich für uns Beide jetzt bewahren muß," sprach dieser, preßte noch einmal seine Lippen im heißen Kusse der Alles verzehrenden Liebe auf den Mund der Geliebten, drückte sie fest an sein Herz und legte dann die bewußtlos Gewordene, deren Augen jetzt geschlossen waren, sanft auf die Moosbank der Gartenlaube. Einen kurzen Augenblick betrachtete er noch die vom bleichen und doch hellen Lichte des Mondes wie geisterhaft beleuchtete Gestalt des jetzt in Ohnmacht liegenden Mädchens, und es wirbelte und brauste dabei in seinem Kopfe, daß er kaum seiner Sinne noch mächtig blieb, dann aber eilte er so schnell als möglich, ohne sich ferner

nur noch einmal umzusehen, zum Garten hinaus. Unter einem Baume, kaum einige Hundert Schritte entfernt, warf er sich erschöpft nieder, da seine Glieder ihn nicht mehr zu tragen vermochten. Mehrere Stunden lag er in halber Betäubung so da, und im dämmernden Morgenhimmel stieg schon die Lerche empor, dem Schöpfer ihren ersten Lobgesang zu singen, als er sich mühsam wieder erhob und dem Dorfe, in dem seine Compagnie jetzt lag, zueilte. Rief ihn doch die Pflicht mit gebieterischem Rufe; denn bereits in wenigen Stunden sollte ausmarschirt werden. So bleich und matt sah aber der Lieutenant Habermann jetzt aus, und so viel Kraft und Jugendfrische hatte ihm der Schmerz dieser einzigen Nacht geraubt, daß seine Kameraden ihn mitleidig betrachteten.

„Lieutenant, was fehlt Ihnen denn, Schwerenoth! Sie sehen ja aus, wie Einer, der so eben erst dem Grabe entstiegen ist. Haben Sie das Fieber, oder spukt irgend ein anderes Teufelszeug Ihnen im Leibe herum. Das ist aber ein verflucht schlechter Anfang für den neuen Feldzug!" sprach in seiner gutmüthigen Derbheit der alte Hauptmann, bei dessen Compagnie er jetzt stand, als er sich bei ihm meldete.

„Es mag wohl ein Fieber gewesen sein, das mich befallen hat. Doch mit Gottes Hülfe wird es wieder vorübergehen, und ich Kraft genug besitzen, meiner Ehrenpflicht in dem Feldzuge, der uns jetzt bevorsteht, zu genügen, Herr Hauptmann," antwortete der junge Officier und trat dann bei seiner Compagnie ein.

Mit frischem Muthe und lustigem Gesang trat das Landwehr-Regiment zur befohlenen Stunde seinen Marsch an, um den ihm zugewiesenen Platz in dem Corps des Generals von Bülow einzunehmen. Besser uniformirte und regelrechter ausexercirte Truppentheile, als dieses brandenburgische Regiment, hat es schon häufig gegeben, eine Truppe, die ein lebhafteres Verlangen zum Kampfe in sich fühlte, und bei der ein Jeder bis zum letzten Trommelschläger herab vom festen Willen beseelt war, seine Pflicht mit allem Eifer zu erfüllen, aber schwerlich. Diese mannhafte Umgebung, in der er sich jetzt befand, und der feste innere Wille, mit in das Feld zu marschiren und, wenn ihn irgendwie seine Füße nur noch mit fortschleppen konnten, unter keinen Umständen zurückzubleiben, stählten auch die Kräfte des Lieutenants Habermann auf eine wunder-

bare Weise. Zur Zeit des Friedens wäre er unfehlbar jetzt auf ein schweres Krankenlager niedergesunken, so erschüttert war seine Gesundheit, nunmehr aber vermochte er es über sich, keinen Marsch auszusetzen, und in jeder Stunde bei Tag und Nacht seine Dienstpflicht in strengster Weise zu erfüllen. Was sein Inneres aber litt, vertraute er keinem Menschen, und so bleich sein Gesicht, eben so schweigsam war seine Zunge, wenn nicht des Dienstes Anforderungen sie löste.

Rebekka hatte in wohlthätiger Ohnmacht noch längere Zeit auf der Gartenbank gelegen. Als sie wieder zu sich kam, und ihr die Gewißheit des unersetzlichen Verlustes, den sie in dieser Nacht erlitten hatte, mit voller Schärfe das Herz zerschnitt, da fühlte sie nur zu wohl, daß von jetzt an das fernere Glück ihres Lebens für immer vernichtet sei. Mit Mühe nur erreichte sie ihr Kämmerlein, so schwach war ihr Schritt und so gebrochen ihre Kraft. Ein hitziges Fieber ergriff sie noch an demselben Tage, und hielt sie Wochen lang auf dem Krankenlager zurück. Als sie endlich wieder genesen, war sie kaum noch zu kennen, und von dem Glanze ihrer frühern Schönheit nur ein schwacher Schatten geblieben.

Die Wahrheit des einfachen und doch so viel-sagenden Verses:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

erprobte sich bei ihr auf's Neue.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Ein Roman aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. circa $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 2 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". 4 Bde. 8. broch. circa $5^3/_4$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr.

Wohlfeile Volksausgabe. gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. $10\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Pern und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. 3 Bde. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr.

In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Der erſte Raub an Deutſchland. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächſ. Superintendent und Paſtor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Körner, Friedrich, Prof. an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Bedeutung der Realſchulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorſtände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnaſien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Prof. an der höhern Handelsakademie in Peſt, der Volksſchullehrer. Pädagogik der Volksſchule. Praktiſches Lehrbuch für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauche für

Geiſtliche, Stadt- und Landſchullehrer, Hauslehrer und Seminariſten. gr. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Prof. an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Weltgeſchichte in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker, mit beſonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachſene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. $2^2/_3$ Thlr.

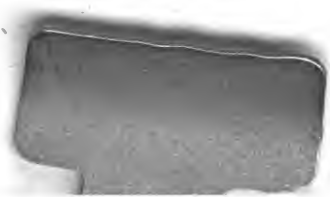
Körner, Friedrich, Prof. an der höhern Handelsakademie in Peſth, Geſchichte der Pädagogik von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geiſtliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. $1^1/_3$ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe. Amerikaniſche Nachtſeiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Sternberg, A. von, Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographiſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographiſcher Roman. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Sternberg, A. von, Künſtlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Digitized by Google